God
Ger. 830.8
wie/Säm
99806

00099806

THE
ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY
TOWN HALL, BOMBAY-400 023.

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Dreiunddreißigster Band.

99866

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1857.

Ueber

Alexander Dows Nachrichten

von den

Fakirn in Oſtindien.

Ich wünschte wohl von jemand, der in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen wäre als ich, unterrichtet zu werden, ob es natürlicher Weise möglich sey,

„daß ein Mann seinen Arm in Einem fort so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird, und sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung bleibt?" —

und wie hoch wohl der besagte Mann mit seinem steif emporstehenden Arm sein ganzes übriges Leben bringen würde?

Ingleichen, ob es möglich sey

„daß ein Mensch seine Fäuste so fest zusammendrücke, bis ihm die Nägel in die flache Hand einwachsen, und auf der obern Hand wieder heraus kommen?"

Item:

„ob einer dadurch, daß er sein Gesicht immer über die Schulter dreht, es endlich so weit bringen könne, daß sein Kopf mit dem Gesicht rückwärts stehen bleibe?"

Herr Alexander Dow, Oberstlieutenant in Diensten der Englischen Ostindischen Compagnie, versichert uns sehr ernsthaft, daß die Hindostanischen Fakirn die Leute seyn, die alles dieß möglich machen können. Er sagt uns zwar nicht, daß er diese Fakirischen Zeichen und Wunder mit eignen Augen gesehen und mit gebührender philosophischer Hartgläubigkeit beobachtet habe: allein, da er sich viele Jahre lang in

Hindoſtan aufgehalten, und in den wichtigſten Capiteln ſeines Buches als ein Mann von vielem Verſtand erſcheint, ſo läßt die poſitive Art wie er ſich über die Wirklichkeit derſelben ausdrückt, nicht anders denken, als daß er ſeine Nachrichten von den Fakirn für hiſtoriſche Wahrheit angenommen wiſſen wolle.

In der That iſt es auch mit dem beſten Willen von der Welt (den wir andern ungereisten Leute mitbringen, wenn wir uns hinſetzen die Erzählungen ſolcher großer Wanderer zu leſen) nicht allemal möglich, über unſre Vernunft ſo völlig Meiſter zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünſchen Urſache haben. Es gibt gewiſſe Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dort Lucian, bei den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beſchwüre, ihm unſern Glauben nicht zu verſagen.

Eine kleine Vorſichtigkeitsmarime, die beſagter Lucian den Geſchichtſchreibern empfiehlt, iſt keinem unentbehrlicher, als dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn (ſagt er) dem Geſchichtſchreiber auch zuweilen ein Mährlein in ſeinen Weg läuft, ſo mag er's immer erzählen, nur nicht als ob er wollte, daß wir's ihm glauben, ſondern es dahin geſtellt ſeyn laſſend, ſo daß jeder die Freiheit behält, davon zu glauben was ihm gut däucht.“

Von einem Schriftſteller, deſſen Werk (wie der Deutſche Vorbericht zu Dow's Reiſebeſchreibung ſagt) ein claſſiſches Anſehen in der Geſchichte bekommen ſoll, kann man eine ſolche Behutſamkeit um ſo mehr fordern, da es unſtreitig gar nicht vonnöthen iſt, daß die Anzahl der claſſiſchen Unwahrheiten, ſo wie ſie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit neuem recrutirt werde.

Man kann freilich mit eben ſo gutem Grunde fragen, was iſt unmöglich, als Pilatus fragte: was iſt Wahrheit. Aber gleichwohl ſollte ein Mann bedenken, daß ein großer Unterſchied iſt, ob er von jemand erzählt: er habe ſich auf einem Seil auf den Kopf geſtellt; oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeſchlagen, ſeinen Kopf, wie die heilige Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und ſey friſch auf und davon gegangen.

Anmerkungen

über

Alexander Dows Nachrichten

von der

Religion der Braminen.

So apokryphisch obige Erzählungen des Herrn Dow von den Fakirn seyn mögen (wiewohl sie im Grunde wenig mehr sagen, als was andre ältere Wandersmänner auch schon erzählt haben), so sind sie doch nicht das einzige, weßwegen ich eben nicht so gar eilfertig seyn möchte, seinem Buche ein classisches Ansehen einzuräumen. Der zuversichtliche Ton, womit er uns bereden will, daß wir von den Missionarien und Reisebeschreibern übel betrogen würden, wenn sie uns die Religion der Hindus als wahren Götzendienst, und die Theologie der Braminen als einen verworrenen Klumpen abgeschmackter Mährchen und kindischer Allegorien vorstellen, scheint mir wenigstens eben so verdächtig, und macht eine Warnung, seinem Vorgeben nicht ohne die schärfste Prüfung Glauben beizumessen, um so nöthiger, je mehr er sich durch eine Behauptung, welche die Ehre der Menschheit zu retten scheint, eines günstigen Vorurtheils bei seinen Lesern versichert.

„Wir halten es, sagt Dow, für einen ausdrücklichen Irrthum, der aus der Eitelkeit der Anhänger besonderer Religionssysteme entstand, daß jemals zu einer Zeit oder in einem Lande die menschliche Vernunft so verdorben gewesen sey, daß sie das Werk der Hände, anstatt des Schöpfers des Ganzen, angebetet habe. Aufmerksame Forscher des menschlichen

Gemüths werden finden, daß der gesunde Menschenverstand in den Sachen der Religion unter allen Nationen ziemlich gleich getheilt ist. Die Offenbarung und die Philosophie haben zwar (wie man bekennen muß) einige von den abergläubischen Auswüchsen und Ungereimtheiten abgeschnitten, welche natürlicher Weise in schwachen Gemüthern in einer so geheimnißvollen Materie entstehen: allein es ist gar sehr zu zweifeln, ob der Mangel an diesen nothwendigen Verbesserern der Religion jemals eine Nation in grobe Abgötterei gezogen habe, wie viele unwissende Eiferer vorgegeben haben."

Wenn Dow mit dieser Stelle sonst nichts hätte sagen wollen, als dieß: es sey niemals keinem Menditen eingefallen, seinen heiligen Bock, keinem Pelusier seine Meerzwiebel, keinem Neger seinen Fetisch, und keinem Einwohner diesseits oder jenseits des Ganges irgend einen von seinen dreißig Millionen Göttern, für die erste ewige Grundursache aller Dinge zu halten; — so hätte er freilich etwas gesagt, dessen Gegentheil noch keinem Menschen zu behaupten eingefallen ist. Aber dann hätte es ebensowohl ungesagt bleiben mögen. Denn wem ist unbekannt, daß die Abgötterei, womit (hauptsächlich durch Schuld der Priesterschaft) der größte Theil des menschlichen Geschlechts von jeher angesteckt war und noch ist, nicht in der Läugnung einer ersten geheimnißvollen Grundursache, sondern in dem, was Shaftesbury Dämonismus nennt, bestehe; d. i. in abgöttischer Verehrung einer Menge vorgeblicher Untergottheiten, Schutzgeister, guter und böser Dämonen, und in dem Aberglauben, den man mit den Bildern dieser Götter, oder auch mit den Namen und Symbolen der ersten Grundursachen treibt. — Nichts ist gewisser, als daß unter allen gut oder übel policirten Völkern, von den Aegyptiern bis zu den Japanern, kein einziges gewesen, dessen

Prieſter oder Gelehrte nicht eine geheime Theologie gehabt hatten, worin das Daſeyn einer erſten Grundurſache angenommen und von den mancherlei Ausflüſſen derſelben ſowohl, als von den Mitteln wieder in ſie zurückzufließen, von Göttern und Geiſtern, Himmeln und Welten, Seelenwanderungen, periodiſcher Vernichtung und Wiedererſchaffung der Dinge u. ſ. w. viel hochtönendes, fanatiſches, nonſenſikaliſches Zeug geſchwatzt worden wäre. Es iſt alſo weder etwas Sonderbares noch Unbekanntes, daß die Bedas und Schaſters, oder die heiligen Bücher der Braminen von dergleichen metaphyſiſch-allegoriſch-phantaſtiſchem Plunder voll ſind, und Dow hat uns darüber nichts Weſentliches geſagt, was die Malabariſchen Miſſionarien, La Groze, Mignot, und andre nicht ſchon lange geſagt, und zum Theil weit beſſer auseinandergeſetzt hätten.

Das Syſtem des Ausfluſſes aller Dinge aus Gott liegt allen morgenländiſchen Religionen (die jüdiſche ausgenommen) zum Grunde; aber da kein ander Syſtem dem Dämonism und Fanatism beförderlicher, noch in jeder Betrachtung geſchickter iſt, die Herrſchaft betrügeriſcher Prieſter über die unterdrückte Vernunft abergläubiſcher Laien feſter zu gründen, ſo hat die Religion wenig dadurch gewonnen.

Was hilft es alſo, um die allgemeine, auf unläugbare Zeugniſſe gegründete Meinung von dem höchſt abgeſchmackten Götzendienſte der Oſtindianer zu vernichten, wenn uns Dow ſehr ernſthaft verſichert, „daß die Braminen, gegen die Vorſtellung, die man ſich von ihnen in Europa bilde, unveränderlich die Einheit, Ewigkeit, Allwiſſenheit und Allmacht Gottes glaubten; daß die Vielgötterei, deren man ſie beſchuldige, nichts mehr als eine ſymboliſche Verehrung der göttlichen Eigenſchaften, und alle die unzähligen Götter, die in Indien unter unzähligen Namen verehrt werden, nichts als verſchiedene

Benennungen der Eigenſchaften (richtiger der Ausflüſſe und Modificationen), der ewigen Grundurſache ſeyen?" — Wird die Theoſophie der Braminen dadurch beſſer? Iſt der größte Theil unter ihnen darum weniger unwiſſend oder fanatiſch? Werden die zahlloſen Völkerſchaaren um den Ganges darum weniger auf die kläglichſte Weiſe von ihnen betrogen? Wimmelt Indien darum weniger von Pagoden, ungeheuern Götzenbildern, Amuleten und Lingams, Wahrſagerei und Zeichendeuterei? Und verdienen die Braminen weniger den Vorwurf, daß ſie ſchnöde Diener des Aberglaubens und eines der Gottheit höchſt unwürdigen Dienſtes ſind, weil ſie von den Thorheiten ſelbſt nichts glauben, in welchen ſie, um ihres Gewinnes willen, die übrigen Laien gefangen halten?

Man kann die Prieſter aller abergläubiſchen oder dämoniſtiſchen Religionen in drei Gattungen eintheilen, die man um ihrer äußerlichen Gleichförmigkeit willen nicht mit einander verwechſeln muß.

Die erſte, und vielleicht die zahlreichſte, beſteht aus Schwachköpfen, die, weil ſie ſelbſt betrogen ſind, den Namen der Betrüger nicht verdienen. Es ſind Blinde, die andern Blinden den Weg weiſen, blöde, unerleuchtete Köpfe, die ſich nie haben einfallen laſſen, zu zweifeln, ob der Unſinn, den ſie lehren, auch wohl — Unſinn ſeyn könnte; kurz, die ſelbſt ſo unwiſſend und abergläubiſch ſind als der Pöbel, den ſie treulich und ohne Gefährde, in ſeinem wohlhergebrachten Aberglauben unterhalten.

Die andre Gattung beſteht aus Schlauköpfen, für welche die Religion weder eine Angelegenheit des Verſtandes noch des Herzens, ſondern bloß eine einträgliche Profeſſion iſt, durch die man, mit wenig Mühe, und allenfalls ohne die

mindeſten Verdienſte, ſich die größten Vortheile der politiſchen Geſellſchaft, Anſehen, Einfluß, Reichthümer und Wollüſte verſchaffen kann. Die Herren wiſſen ſehr wohl, was an allem dem Gaukelwerk iſt, womit ſie das unwiſſende, verblendete Volk bethören; ſie lachen heimlich ſelbſt über die feierliche Rolle die ſie dabei ſpielen, denken aber: die Welt will betrogen ſeyn, und wird betrogen werden, ob wir oder andre diejenigen ſind, die dabei gewinnen; eben ſo mehr ſind wir auch dabei.

Die dritte Gattung endlich (ſo klein an der Zahl ſie auch ſeyn mag) ſind ehrliche Leute, die zwar gegen Vernünftige kein Geheimniß daraus machen, daß ſie das Ungereimte und Widerſinnige ihres vulgaren Religionsſyſtems ſo gut als irgend ein Menſch fühlen, aber keine Möglichkeit vor ſich ſehen, es zu ändern, und da ſie nun einmal, es ſey nun durch die Geburt (wie die Braminen), oder durch den Zuſammenhang der Dinge genöthigt ſind, ſich zu einem Orden zu bekennen, deſſen Mißbräuche und verkehrtes Betragen ſie höchlich mißbilligen, keinen andern Weg, in erträglichem Frieden mit ſich ſelbſt zu leben, ſehen, als ſich der Weisheit und Tugend aufrichtig zu befleißigen. Dieſe redlichen Prieſter (und es gibt davon ganz gewiß am Ganges ſo gut als an irgend einem andern Fluß in der Welt) halten ſich, mit Verwerfung aller offenbar ungereimten Erfindungen des Betrugs und Fanatism, bloß an die einfachſten Grundſätze der älteſten und allgemeinſten Religion, und, da es nicht in ihrer Macht ſteht, die albernen Mährchen, womit die Schädel des Volks und ihrer Collegen angefüllt ſind, zu vernichten, ſo bemühen ſie ſich, ſolchen wenigſtens durch allegoriſche Deutung einen erträglichen Sinn zu geben.

Es ſcheint, Herr Dow habe während ſeines langen

Aufenthalts in Indien einige Braminen von dieſer letzten Gattung — dergleichen man ſonderlich zu Benares häufiger findet als anderswo — kennen gelernt, und es iſt ſehr rühmlich, daß er dieſen wackern Männern — die man nicht unbillig die Philoſophen unter den Braminen nennen kann — Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber um ihrentwillen eine ſo günſtige Meinung von dem Religionsſyſtem der Braminen überhaupt zu faſſen, und diejenigen blinde Eiferer zu ſchelten, welche für etwas nicht Zweifelhaftes halten, daß der Mangel der chriſtlichen Offenbarung und einer geſunden Philoſophie die Indianer in ſehr grobe Abgötterei gezogen habe, dieß war nun wohl zu viel.

Dow meint, es wäre eben ſo lächerlich, wenn man „von den ungelehrten Stämmen den wahren Zuſtand der Religion und Philoſophie der Indianer erwarten wollte, als es an einem Muhamedaner in London lächerlich ſeyn würde, wenn er ſich über die geheimnißvollen Lehren des chriſtlichen Glaubens auf die Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners verlaſſen wollte.“ — Aber er verſtellt durch dieſe Wendung den wahren statum controversiae gar ſehr. Fürs erſte muß die Religion mit der Philoſophie nie vermengt werden, wie Dow immer thut. Man kann ihm zugeben, „daß einige Meinungen, die in den Vedams vorgetragen werden, nicht unphiloſophiſch ſind.“ — Dieß gilt von der Theoſophie aller Völker, und wird von niemand geläugnet. Aber die Rede iſt vom Zuſtande der Religion in Indien, und dieſer muß weder nach den Begriffen etlicher aufgeklärtern Braminen, noch nach den Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners, wohl aber nach der wirklichen Beſchaffenheit des Glaubens und Gottesdienſtes bei den ungelehrten Stämmen und bei dem größten Theil der Braminenkaſte ſelbſt beurtheilt werden. Denn wenn etwas

lächerlich ist, so wär' es das, wenn jemand z. B. von der Religion des Englischen Volks nach der Religion eines Hume oder Gibbons, oder von dessen Sitten nach den Sitten der besten Gesellschaft, oder von dessen Regierung nach den Lobsprüchen gedungner Apologisten der Minister, und nach den Geburtstagsoden des belorbeerten Hofpoeten urtheilen wollte.

Was hilft es dem Indianer, der sich in einer dumpfigen Pagode vor dem Bilde des Brincha oder Brama hinwirft, der in Gestalt eines Kindes, auf einer Wasserblume sitzend und eine Zehe im Munde habend, abgebildet ist; was kann es ihm frommen, daß die Braminen sich unter diesem Brincha eine allegorische Vorstellung denken, die im Grunde wenig gescheidter ist als was der Indianische Laie dabei denkt? Brincha, sagen sie, bedeutet die Weisheit Gottes, und er wird als ein Kind vorgestellt, um dadurch eine gewisse Periode anzudeuten, wo die Weisheit und die Absichten Gottes wie in ihrem Kindeszustande erscheinen werden. Er schwimmt auf einer Wasserblume, oder einem Blatte derselben, um die Unbeständigkeit der Dinge, welche zu der Zeit seyn wird, anzuzeigen. Er saugt an seiner Zehe, um uns zu erkennen zu geben, daß die unendliche Weisheit von sich selbst besteht; und die Stellung, welche der sitzende Brincha dadurch bekommt, daß er an seiner Zehe saugt, ist ein Sinnbild des endlosen Cirkels der Ewigkeit. — Wahrlich! eine herrliche Methode, Philosophie und Religion vorzutragen! Die vollkommenste, die man nur erdenken kann, wenn die Absicht ist, ein Volk zu verwirren, in ewiger Kindheit zu erhalten, und in einen Irrgarten von Aberglauben und Phantasterei zu führen, aus dem er sich nie wieder soll herausfinden können.

Was für köstliche Schätze von Theologie, Metaphysik,

Politik, Moral, Physik, Chemie und Alchymie könnte man nicht durch eine Deutung in diesem Geschmack aus den Mährchen meiner Mutter Gans, aus Lucians wahrer Geschichte, aus der Historie von König Laurin dem Gezwerg und seinem Rosengarten, kurz aus allem was je Albernes gedichtet worden ist, herausziehen?

Doch Herr Dow erkennt selbst, daß die vorgeblichen Allegorien, womit die heiligen Bücher der Braminen angefüllt sind, „die große Quelle seyen, wodurch die Religion des gemeinen Volks in Indien verderbt worden" und am Schlusse seines Verzeichnisses der Götter bei den Indiern, gesteht er aufrichtig, „daß die Betrügerei der Priester in Indien nicht weniger als in andern Gegenden und zu allen Zeiten beschäftiget gewesen sey, von der Neigung der Menschen zum Aberglauben Vortheil zu ziehen." — Nur hätte er bedenken sollen, daß auf diesen Umstand bei der Frage: „in welchem Zustande ist die Religion der Indianer? alles ankommt." Die Metaphysik der Braminen kann hier um so weniger zu ihrem Behuf angeführt werden, da sie aus derselben ein Geheimniß machen, in welches keinem Sterblichen, der nicht von ihrer Kaste ist, hineinzusehen erlaubt wird. Priester, die aus dem Wenigen, was an ihrer Theologie wahr ist, dem Volk ein Geheimniß machen, hingegen nichts Angelegner's haben, als dasselbe in seinen irrigen, abgöttischen und abergläubischen Einbildungen und Gebräuchen zu erhalten, verdienen keinen bessern Namen als Götzendiener.

Briefe an einen Freund über eine Anekdote

aus

J. J. Rousseau's

geheimer Geschichte seines Lebens.

1780.

1.

Wie bald das Publicum die Mémoires de J. J. Rousseau oder die geheime Geschichte seines Lebens, die dieser außerordentliche Mann in der Handschrift hinterlassen hat, zu sehen bekommen wird, kann ich Ihnen nicht sagen.

Ehmals war mein Verlangen nach diesen geheimen Nachrichten so ungeduldig als das Ihrige nur immer seyn kann. Ich erwartete ein Werk von ganz andrer Wichtigkeit, als die Εἰς Ἑαυτον des guten Kaisers Marcus Aurelius oder die Confessionen des heiligen Augustinus. Es würde, dachte ich, wenigstens eben so frei und offenherzig wie des weisen Narren Cardanus Buch de vita propria, aber um ein großes Theil erbaulicher für die gefühlvolle, und unterhaltender für die philosophische Classe von Lesern seyn. In der That, was könnte einen denkenden Menschen, der im ganzen Weltall nichts Näher's hat, nichts Größer's kennt als seine eigene Gattung, mehr interessiren, als von einem Menschen wie Rousseau in das Heiligthum seiner Seele eingeführt, zum Vertrauten seines Selbstbewußtseyns gemacht, und zu den Geheimnissen eines Herzens zugelassen zu werden, das in einer Zeit, wo Tugend für die meisten ein leerer Name ist, so voll Glauben an die Tugend, in einer Zeit, wo der Witz alles zu Wahrheit oder Lüge stempeln darf, so voller Liebe

zum Wahren und Guten gewesen war? Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der mitten im achtzehnten Jahrhundert, mitten in Paris, den Muth hatte, mit dem Geist und der Wohlredenheit eines Seneca, ein zweiter Epiktet zu seyn — den Muth hatte, allen den Vortheilen freiwillig zu entsagen, die ihm die seltensten Talente durch einige Gefälligkeit gegen den Geist und die Sitten seiner Zeit hätten verschaffen können — einen Mann, der es wagen durfte, sich allen Folgen der Paradoxie auszusetzen — in einem Zeitalter, wo ein freier, wahrer und guter Mensch das größte Paradoxon ist; wo conventionelle Begriffe alles entscheiden; wo sogar Augen und Ohren bestochen sind, immer auf die Seite der Mode zu stimmen, und nichts für schön gilt weil es schön ist, sondern weil es für die nächsten acht Tage dazu erwählt ist; kurz, wo reine Wahrheit, reiner gerader Menschensinn, dem feinern Theile der Welt oft lächerlich, immer anstößig ist.

Wer sollte nicht wünschen, diesen Mann so genau als möglich kennen zu lernen, der, ohne jemand zu beleidigen, noch etwas von den Menschen zu verlangen unter denen er lebte, bloß dadurch mit jedermann in Collision kam, weil er nach seinem eignen Herzen lebte und nach seiner innern Ueberzeugung schrieb; einen Verehrer des Christenthums, den alle Religionsparteien von sich stießen; einen Philosophen, der allen Philosophen, einen freidenkenden Mann, der allen Freigeistern, einen frommen Mann, der allen Andächtigen verhaßt war? Einen Mann, den alle Welt viele Jahre lang verfolgte, verlästerte, verdammte und verbannte, ohne einen andern Grund angeben zu können, als weil er in seinem Leben das war, was man nun nach seinem Tode bewundert, und was sein Andenken jetzt selbst der Nation, die ihn einst verkannte, ehrwürdig macht? Kurz, einen Mann, den man vor zehn

Jahren gekreuzigt haben würde, wenn Kreuzigen noch Mode wäre, und zu deſſen Grabe man jetzt wallfahrtet?

Wer wollte einen ſolchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm ſelbſt hören, mit was für Anlagen, durch was für Umſtände, durch welche Stufen und geheime Entwicklungen, mit welchen Gefahren, Aufopferungen, Kämpfen, Abwechſelungen von moraliſchem Gewinn und Verluſt, und ſo weiter, er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie intereſſant muß es ſeyn, dieſen Mann ſeinen Zeitgenoſſen und allen folgenden Jahrhunderten, mit jener ihm ſo ganz eigenen Freimüthigkeit, mit jener alle Eitelkeit und Selbſtheit überwiegenden Wahrheitsliebe, die geheime Geſchichte ſeines Lebens, das zarte Gewebe der Entwicklungen ſeines Geiſtes und Herzens, die unverfälſchte Geſchichte ſeiner Erfahrungen und Wahrnehmungen, ſeiner Verirrungen, Fehler und Tugenden, ſeiner Leiden und Freuden, kurz, die Geſchichte nicht deſſen was er ſchien oder gern geweſen wäre, ſondern was er wirklich in ſeinem eignen Bewußtſeyn war, erzählen zu hören!

So dacht' ich ehmals, und hätte gern alle philoſophiſchen Werke des letzt verwichenen Jahrzehnts darum gegeben, Rouſſeau's Memoiren nur Einen Tag früher leſen zu können.

Aber, ich geſtehe Ihnen unverhohlen, ſeitdem ich die unſelige Anekdote von J. J. Rouſſeau im erſten Stücke der Ephemeriden der Menſchheit vom Jahre 1780 geſehen habe, hat ſich meine Ungeduld mächtig abgekühlt; und ich fürchte mich jetzt, aus aufrichtiger Theilnehmung an der Ehre der Menſchheit, vor der Bekanntmachung der geheimen Beichte, welche dieſer außerordentliche Menſch von ſeinem Leben hinterlaſſen haben ſoll, eben ſo ſehr, als ich ſolche vormals beſchleunigt zu ſehen wünſchte. Welch eine Anekdote, großer

Gott! Und was wird aus dem moraliſchen Nutzen der Schriften und des Beiſpiels des weiſeſten und tugendhafteſten Mannes unſrer Zeit (wofür ihn ſo viele gehalten haben) werden, wenn er uns — (wie nach einer ſolchen Probe nur allzu ſehr zu beſorgen iſt) — noch mehr dergleichen geheime Geſchichtchen zu vertrauen hat!

Wem kann die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur ſo unbekannt ſeyn, daß er nicht vorausſehen ſollte, was die Folgen dieſer Anekdote bei dem größern Theil der Leſer, zumal der jungen Leſer, der Rouſſeau'ſchen Schriften ſeyn müſſen? Die Menſchen ſind nun einmal ſo gemacht. — Der reiche Seneca, der, mit dem Vermögen eines Generalpachters, verächtlicher vom Reichthum ſpricht als Epiktet ſelbſt, wird uns nie überzeugen; und der Mann, von dem man weiß, daß er ſich von einer unzüchtigen Dirne losgeſchworen hat, wird nie mit Frucht von der Keuſchheit predigen. Wir wollen, daß der Lehrer der Tugend ſelbſt untadelig ſey. Wir verzeihen ihm (und auch dieß nicht gern) Schwachheiten, Uebereilungen, Mißtritte: aber es gibt Laſter, deren uns kein guter Menſch fähig zu ſeyn ſcheint; und der widrige Eindruck, den eine überlegte, mit Falſchheit und Grauſamkeit verbundene Schandthat auf das allgemeine natürliche Gefühl macht, iſt unauslöſchlich.

Um wie viel ſtärker muß dieſer Eindruck erſt ſeyn, wenn die ſchwarze That in einem Alter begangen wurde, wo die Menſchen ſonſt am beſten ſind; wo das Herz am weichſten, das Gefühl am zarteſten iſt, und alle Triebe, die unſrer Seele zu Wächtern und Schutzengeln ihrer Unſchuld gegeben wurden, noch mit ihrer urſprünglichen vollen Kraft wirken! Wer in dieſem Alter einer überlegten Bosheit, einer Lüge, von der er weiß, daß ſie einen Unſchuldigen unglücklich machen

wird, fähig iſt, iſt ein haſſenswürdiges Geſchöpf. Das allgemeine Menſchengefühl ſpricht das Urtheil über ihn, daß er ein äußerſt bösartiges Herz haben müſſe; man fühlt ſich geneigt, ihn, um einer einzigen ſolchen Handlung willen, der Giftmiſcherei, des Vatermords und jeder andern Unmenſchlichkeit fähig zu halten; und von dieſem Augenblick an iſt es um alles moraliſche Gute geſchehen, daß ein ſolcher Menſch, als Schriftſteller, als Sittenlehrer, als Zeuge und Beiſpiel der Wahrheit und Tugend, hätte wirken können.

Ich frage einen jeden, der ſich von ſeinen eignen innerſten Gefühlen Rechenſchaft geben kann — wenn er ſich zum Beiſpiel den Sokrates von Jugend auf als den weiſeſten und tugendhafteſten Mann ſeiner Zeit gedacht, und ſich (wie bei den meiſten, die einige Erziehung genoſſen haben, der Fall ſeyn wird) an dieſe Vorſtellungsart nun einmal gewöhnt hat — ich frage, wie wird ihm zu Muthe, wenn er lieſt: „der Phyſiognomiſt Zopyrus — als er (ohne zu wiſſen, daß der Mann, den er vor ſich hatte, Sokrates war) befragt wurde, was er, nach ſeiner Phyſiognomie, von ihm halte? — habe geurtheilt, daß er ein der Unzucht und dem Trunk ergebenes Brutum ſey?“

Die Rede iſt hier nicht, ob und wie fern aus dieſer Anekdote Einwürfe gegen die Zuverläſſigkeit der Phyſiognomik gemacht werden können? — ſondern bloß davon: ob nicht bei jedem, der die beſagte Anekdote in ſeinem Cicero (de Fato c. 5) oder anderswo geleſen hat, ſogleich eine widrige unangenehme Empfindung und der Gedanke entſtehe: „es ſey nicht wahr! Sokrates könne nicht ſo ausgeſehen haben; Zopyrus habe ſich entweder ſchlecht auf die Phyſiognomik verſtanden, oder die ganze Erzählung ſey eines von den albernen Mährchen, deren das lügenvolle Griechenland ſo viele auf Unkoſten

seiner Weisen ausgeheckt hat." — Und ich frage ferner: ob nicht die Antwort, welche Sokrates (nach dem Zeugnisse des Philosophen Alexander von Aphrodisias) gegeben haben soll: „er sey alles das, was Zopyrus von ihm sage, von Natur gewesen, und bloß durch die Philosophie zu einem bessern Manne gemacht worden," einen noch widrigern Eindruck auf uns macht, als selbst das physiognomische Urtheil des Zopyrus? Ob es uns nicht unangenehm und beinahe unmöglich ist, uns den Sokrates als einen Mann zu denken, der von Natur, und wenn ihn die Zauberin Philosophie nicht umgeschaffen hätte, ein viehischer Kerl gewesen wäre? — Oder, falls wir uns genöthigt sähen, die historische Wahrheit der Erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieses Geständniß nicht einen großen Theil unsrer Achtung und unsers Glaubens an seine Tugend verlieren würde? Und gleichwohl sind die natürlichen Laster, zu denen er sich vermöge dieser Anekdote bekannt haben soll, nicht (wie jenes dessen sich Rousseau selbst anklagt) von der schwarzen Art, die unsern ganzen innern Menschen empört, und uns an einem Wesen unsrer Gattung so unnatürlich dünkt, daß wir sie nur mit einer durchaus bösartigen teuflischen Natur ohne Mühe zusammen denken können!

Ich gestehe Ihnen, daß ich mich mit dieser Vorstellung, beim ersten Anblick der Rousseau'schen Anekdote, in eine Verlegenheit gestürzt sah, aus der ich mir nicht anders zu helfen wußte, als — daß ich mir die Wahrheit der That geradezu wegläugnete. „Es kann nicht wahr seyn, rief ich, und ich will es nicht glauben, wenn auch zehntausend Zeugen aufträten, und es aus Rousseau's eigenem Munde gehört zu haben versicherten!"

Allein dieser Unglaube war am Ende doch ein zu schwacher

Behelf, als daß ich, bei etwas kühlerm Blute, mich nicht genöthigt fühlen mußte anzuerkennen, es könnte doch wahr seyn, und „der merkwürdige Reisende," dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens „ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtung ist," könnte doch wohl Glauben verdienen, wenn er versichert, diese häßliche Anekdote in den Rousseau'schen Memoiren selbst gelesen zu haben — und er verdiene wirklich um so mehr Glauben, da es ihm anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „sein Herz sich bei Erzählung dieser Anekdote so empörte, daß er sich geneigt fand, sogar die Existenz der Memoiren zu bezweifeln."

Sie begreifen nun leicht, wie mir werden mußte, da ich mir den einzigen Ausweg abgeschnitten sah, auf dem ich der abscheulichen Association zweier so unverträglicher Ideen, wie Rousseau und ein Bösewicht, entfliehen konnte. Die Traurigkeit, die mich überfiel, hatte etwas Schmerzhafteres als ich Ihnen zu beschreiben im Stande bin. Nicht als ob es mir just um J. J. Rousseau selbst so sehr zu thun gewesen wäre, mit dem ich, wie Sie wissen, niemals in einiger Verbindung gestanden. Aber es schmerzte mich um des schwarzen Schattens willen, den es nicht nur auf die Jugendgeschichte dieses dennoch großen Mannes (wie ihn Herr B., der Erzähler der Anekdote, nennt), sondern auf seinen ganzen Charakter, und auf die wohlthätigsten seiner Schriften wirft. Was hilft es uns, daß Rousseau dennoch ein großer Mann war, wenn er nicht ein guter Mann war? Es kränkte mich um der Menschheit willen, für deren Zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, daß für die Leute, die nicht an die Tugend glauben, ein Beispiel weniger in der Welt seyn sollte, welches sie, auch wider ihren Willen, genöthigt hatte, heimlich zu glauben und zu zittern.

Nur die durch Eifersucht vergiftete Liebe hat die Art, alles begierig aufzuraffen, was den Eifersüchtigen in einem Argwohn bestärken kann, dessen Gewißheit er doch für sein größtes Unglück hält. Er fürchtet sich vor der schaudervollen Entdeckung, und hat doch keine Ruhe in seinen Gebeinen, bis er sie gemacht hat. Da dieß hier nicht mein Fall seyn konnte: so fing ich an mich auf allen Seiten nach einem Schimmer von Möglichkeit umzusehen, die That, die nun nicht länger zu läugnen war, auf eine nur einigermaßen leidliche Art zu erklären, mir wenigstens nur in etwas begreiflich zu machen, wie ein Mann wie Rousseau, in seiner Jugend dazu habe gebracht werden können, so eine That zu begehen?

Natürlicher Weise war jetzt mein erster Gedanke, die Anekdote noch einmal, mit kälterm Blute als es das erstemal möglich war, durchzulesen; und da mußte mir denn freilich in die Augen leuchten, daß der Abscheu, von dem sich das tugendhafte und menschenfreundliche Herz des Erzählers beim Anblick einer so auffallend häßlichen Handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorsetzlicher Weise, sich in die Erzählung selbst ergossen, und daß er sie also nicht mit der philosophischen Kälte, welche Lucian mit so vielem Rechte von jedem Geschichtserzähler fordert, und die hier ganz vorzüglich nöthig war, sondern mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und beinahe möcht' ich sagen in dem Ton eines Advocaten, der die Sache des beleidigten Mädchens vor Gericht zu führen gehabt hätte; vorgetragen habe. Urtheilen Sie selbst! Hier ist die Erzählung, wie sie in den Ephemeriden zu lesen ist, von Wort zu Wort.

„Rousseau entwendete in seinen jüngern Jahren einem vornehmen Manne, in dessen Hause er sich befand und zum

Theil erzogen wurde, ein prächtiges mit Gold gesticktes Band. Das Band wurde bald vermißt. Man faßte Verdacht wider Rousseau; man stellte Untersuchungen an, und war wirklich so weit gekommen, es bei ihm zu entdecken. Man stellte ihn darüber zur Rede; aber er verantwortete sich mit „einer Dreistigkeit, die oft eben so gut die Larve eines sichern Böse-wichts als das Geständniß der ruhigen Unschuld ist.“ Rousseau schien wegen des wider ihn gehabten Verdachtes ganz befremdet, sagte mit „überzeugender Gelassenheit aus, er habe das Band von einem Dienstmädchen des Hauses, welches sich Mariane nannte, zum Geschenk erhalten, und bürdete also dieses Laster derjenigen auf, die er liebte, und der er das nämliche Band zugedacht hatte, „vielleicht um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen; denn eine so lasterhafte Handlung hätte sich sonst unmöglich mit einer tugendhaften Liebe vertragen können.“ Mariane wurde also des Diebstahls beschuldigt, und Rousseau „konnte so sehr Bösewicht seyn,“ seine Aussage gegen sie ihr ins Gesicht zu bestätigen. „Das arme unschuldige Mädchen, das vielleicht die edelsten Empfindungen für Rousseau gefühlt hatte, stand da wie vom Blitz gerührt; ihr Gesicht erblaßte, sie zitterte am ganzen Körper; ihre Wehmuth brach in Thränen aus, ihre schluchzende Stimme stammelte einige schwache Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld. Aber das half nichts. Mariane wurde verkannt. Ihres schuldlosen Herzens Aeußerungen von namenlosem Erstaunen und Entsetzen wurden für untrügliche Merkmale eines überführten und strafbaren Gewissens angenommen. Rousseau sah Marianen leiden und schwieg. Die Bosheit siegte und die Unschuld wurde gänzlich zu Boden gedrückt. Das unglückliche Dienstmädchen wurde mit Schimpf und Schande belegt, und sogleich aus

dem Hause gejagt. Es hat alsdann niemand mehr erfahren, wo sie hingekommen, noch was aus ihr geworden ist."

Erlauben Sie mir zuvörderst etliche Bemerkungen über diese Erzählung und die Art des Vortrags.

Fürs erste fällt sogleich in die Augen, daß die Erzählung nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne Beimischung fremder Zusätze, aus der Quelle, nämlich aus Rousseau's Memoiren selbst, geflossen. Sie ist nicht daraus abgeschrieben; sondern scheint aus einem nicht mehr ganz getreuen Gedächtniß erzählt, und schon durch mehr als Einen Mund, oder mehr als Eine Feder gegangen zu seyn. Daher die beiden Vielleicht, welche wohl schwerlich in einer reinen und simpeln Geschichtserzählung zu billigen sind, und hier eine desto schlimmere Wirkung thun, da sie offenbar dazu dienen, weichmüthige Leser noch mehr für die leidende Mariane einzunehmen und wider den jungen Bösewicht Rousseau aufzubringen.

Zweitens ist nicht aus der Acht zu lassen, daß wir von Marianens Unschuld keinen andern Beweis haben, als Rousseau's Selbstanklage und freiwilliges Bekenntniß. Wäre dieses nicht da, so hätte der Erzähler alle die rührenden Farben und Ausdrücke, womit er das Bild dieses Mädchens und ihres unglücklichen Schicksals ausgemalt hat, gebrauchen können, und Mariane könnte doch die Diebin gewesen seyn. Ein Französischer Sachwalter, der die Vertheidigung einer schuldigen Mariane, unter den nämlichen Umständen, übernommen hätte, würde sich eben dieser Farben, eben dieser schönen und herzrührenden Prosopopöie bedient haben, um die Richter zu ihrem Vortheil einzunehmen. Der getreue und ganz unparteiische Geschichtserzähler hätte sich also entweder dieser Farben und Figuren gänzlich enthalten, oder

Drittens auch dem sich selbst anklagenden Rousseau gleiche

Gunſt widerfahren laſſen, und uns mit eben ſo ſtarken und rührenden Bildern das Schreckliche ſeiner Lage ſchildern ſollen — ſeine Bangigkeit am Rande des Abgrunds, in welchen er durch eine einzige, leichtſinnigerweiſe begangene Sünde zu ſtürzen ſo nahe war — den entſetzlichen, vielleicht mit Höllenqualen verbundnen Kampf in ſeiner Seele, zwiſchen dem was einem edeln Gemüthe das ſchrecklichſte iſt, Furcht vor Schande und Vernichtung ſeiner ganzen moraliſch-bürgerlichen Exiſtenz, und dem natürlichen Abſcheu vor dem Gedanken, ſich auf Koſten einer armen Unſchuldigen zu retten, ja, ein Mädchen, das er liebte, zum Schlachtopfer für ſeine Selbſterhaltung zu machen. Ich meines Orts geſtehe, daß ich mir keinen entſetzlichern Gemüthszuſtand zu denken weiß, als denjenigen, worin ein Menſch wie Rouſſeau zwiſchen zwei ſolchen wider einander drückenden Gewichten ſeyn mußte!

Es war um ſo billiger, daß der Erzähler auf dieſen gewiß höchſt natürlichen und zur Sache gehörenden Umſtand hätte Rückſicht nehmen ſollen — da

Viertens der arme Rouſſeau ſein eigner Ankläger, d. i. zugleich Kläger und Beklagter, und alſo alles Schutzes, aller Vertheidigung, welche die Geſetze ſonſt dem Beklagten angedeihen laſſen, beraubt iſt; folglich auf unſrer Seite eine Art von Pflicht der Menſchlichkeit obwaltet, uns ſeiner gegen ihn ſelbſt anzunehmen. Ich will jetzt dieſen Gedanken nicht ſo weit treiben, als er ſich, wenn es hier nicht bloß um reine Wahrheit zu thun wäre, treiben ließe. Indeſſen können wir uns doch nicht enthalten zu denken, daß ein Menſch — und (was die Sache noch viel bedenklicher macht) ein Menſch wie Rouſſeau — ein Mann von ſo feuriger Einbildungskraft, von ſo zartem und gleichſam wundem Gefühl, ein ſo ſonderbarer, ſo paradoxer, dabei ſo äußerſt hypochondriſcher Mann —

wenn er ſich ſelbſt eines ſchändlichen und grauſamen Verbrechens beſchuldigt, mehr als irgend ein andrer eines Sachwalters bedarf, welcher alles geltend mache, was dem ſich ſelbſt verlaſſenden, ſich ſelbſt haſſenden, und alſo nichts weniger als unparteiiſchen Beklagten zum Vorſtand gereichen, und ſeine Schuld wo nicht heben, doch in etwas erleichtern kann.

Aber ſo ſehr hatte ſich der Abſcheu vor der That ſelbſt und das Mitleiden mit der armen Mariane (an deren Statt ihm ſeine Einbildung, wie es ſcheint, ein gar rührendes Ideal unterſchob), ſo ſehr hatte ſich dieſer doppelte Affect des Erzählers bemächtigt; daß er — anſtatt nur einen Ausdruck, nur ein Wort zu Gunſten des armen Rouſſeau einfließen zu laſſen —

Fünftens ſogar den Verdacht in uns erweckt, daß dieſer die ſchwarze That ohne Kampf mit ſich ſelbſt, ohne innerliches Leiden, nicht im Drange der äußerſten Noth worin ſich ein junger Menſch ſeiner Art ſehen kann, ſondern mit kaltblütiger Bosheit und mit einer Gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden Umſtänden mehr teufliſch als ſtoiſch ſcheinen muß, zu begehen fähig geweſen ſey — wie die Ausdrücke: Rouſſeau konnte ſo ſehr Böſewicht ſeyn — Rouſſeau ſah Marianen leiden und ſchwieg — die Bosheit ſiegte — deutlich genug zu erkennen geben.

Ich glaube alſo, liebſter Freund, daß wir vor allen Dingen das Geſchehene (worauf doch alles ankommt) von allen fremden, oder wenigſtens die Sache gar zu einſeitig vorſtellenden Ausdrücken und Einſchiebſeln reinigen müſſen; und dann möchte es wohl auch Pflicht, nicht gegen Rouſſeau wenn Sie wollen, aber gewiß Pflicht gegen die Menſchheit ſeyn, die wir an ihm ſo gut beleidigen können, als er ſie an Marianen

beleidigte — die Erzählung durch Hinzudenkung alles deſſen zu ergänzen, was uns eine lebendige und pſychologiſch wahre Vorſtellung von der Lage und dem Gemüthszuſtande, worin Rouſſeau die That begangen, geben kann. Sie wird noch immer ſchwarz genug bleiben, um gerechten Abſcheu zu erwecken, wenn ich auch alles geſagt haben werde, was ſich, nach meiner Vorſtellungsart, nicht ſowohl zur Entſchuldigung Rouſſeau's, als zu dem Ende ſagen läßt, damit begreiflich werde — wie er unter dieſen Umſtänden, ohne darum ein hartherziger Böſewicht, ein Teufel in Menſchengeſtalt, ja (vielleicht), wie er, ohne darum weniger Rouſſeau zu ſeyn, eine ſolche That habe begehen können.

2.

Sie haben, werther Freund, die Anekdote von Rouſſeau in den Ephemeriden der Menſchheit nun ſelbſt geleſen, und Sie geben in einem Tone, worin ich ein wenig Ironie zu ſpüren glaube, zu erkennen, daß ſie kaum erwarten könnten, wie ich es machen würde, um meinen Clienten (wie Sie ſagen) voll dem ſchwarzen Flecken, den er ſeiner Ehre durch die Offenbarung der abſcheulichen Anekdote zugezogen, weiß zu waſchen.

Nicht weiß zu waſchen, mein Freund! dazu habe ich mich nicht anheiſchig gemacht! Die Frage ſoll auch hier nicht ſeyn, ob Sie oder ich in dem nämlichen Falle das nämliche gethan, oder uns auf eine ehrlichere Weiſe aus dem Handel gezogen hätten? Vielleicht ja — wiewohl die gute Meinung, die wir von unſerm eignen Herzen haben mögen, in Rückſicht

auf einen besondern Fall, worin wir uns nie befunden, nichts entscheidet — also vielleicht ja, oder, wenn Sie wollen, nicht vielleicht, ohne daß wir darum Ursache hätten uns über Rousseau zu erheben. Rousseau war nicht weniger Mensch, als irgend einer von denen, die seine That abscheulich finden. Noch mehr, Rousseau war gewiß in einem hohen Grade mehr Mensch, das ist, hatte mehr von dem, was (in einem einzigen Individuo vereinbart) den edelsten und vollkommensten unsrer Gattung ausmachen würde, als neunundneunzig von hunderten, die über ihn urtheilen.

„Und doch konnte Rousseau — so sehr Bösewicht seyn?" — Nicht Bösewicht, lieber Freund — nur so sehr Mensch! — Und ich bitte Sie, ärgern und entsetzen Sie sich nicht über diesen Ausdruck. Es ist der Ausdruck einer durch die Annalen der Menschheit und die Biographien der besten Menschen (insofern man keine moralischen Romane daraus gemacht hat) längst bestätigten Wahrheit. — „Wer ist so weise, daß er nicht zuweilen ein Thor sey? Wo ist der Tugendhafte der nicht zuweilen lasterhaft handle?" sagt einer der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit, die jemals gelebt haben. Eine aufs äußerste gestiegene Leidenschaft kann jeden Menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen Leidenschaft ist, auf einen Augenblick zum Unmenschen machen. Aber ein junger Mensch, der aus Furcht der Schande die Handlung eines Bösewichts begeht, ist darum noch kein Bösewicht. „Dieselbe Kraft, die dieß Laster hervorgebracht — gebt ihr nur eine andre Richtung, andre Gegenstände, und sie wird Wundertugenden verrichten." — Ein wahres und wichtiges Wort! Möcht' es nur besser erkannt und rechter Gebrauch davon gemacht werden!

Ich möchte wohl wünschen, damit wir uns um so viel

richtiger in die Lage des jungen Rouſſeau hinein denken könnten, daß man uns von ſeinem eigentlichen Alter, zur Zeit da ſich dieſe Begebenheit zutrug, etwas Beſtimmteres geſagt hätte. Denn auch das iſt doch wahrlich nichts weniger als gleichgültig, ob er zwanzig, funfzehn oder zwölf Jahre alt war, als er die böſe That beging. Mir ſcheint es vermuthlich, daß er noch ſehr jung, vielleicht noch unter vierzehn geweſen; und der Umſtand, daß er in dem Hauſe des vornehmen Mannes, wo er ſich damals befand, „zum Theil erzogen wurde," ingleichen die Entwendung eines goldgeſtickten Bandes um ein Dienſtmädchen des Hauſes, in welches er verliebt war, damit zu beſchenken; ja ſelbſt dieſe ſogenannte Liebe zu einem Dienſtmädchen im Hauſe ſcheint dieſer Vermuthung keinen geringen Grad von Wahrſcheinlichkeit zu geben.

Es braucht eben keines großen Aufwandes von Einbildungskraft, um zu begreifen, wie der Inſtinct in einem jungen Menſchen von dieſem Alter ſich (ohne daß er ſelbſt recht wußte was es war) für ein vielleicht ganz artiges, ſanftes, junges Dienſtmädchen, mit dem er in Einem Hauſe lebte, beſtimmen konnte. Vielleicht (weil wir uns doch in Ermanglung genauerer Nachrichten mit dergleichen Vielleichts behelfen müſſen) ſpielte der Inſtinct dem guten Mädchen den nämlichen Streich; eines verführte das andre ohne es zu wollen, ohne zu verſtehen was ſie fühlten, ohne zu wiſſen wohin es ſie führen konnte. Kurz, der junge Menſch war dem Mädchen gut, und das Mädchen war dem jungen Menſchen gut, ohne daß man nöthig hätte zu vermuthen, daß Zaubermittel oder beſondere Verführungskünſte dazu gebraucht worden wären. Der junge Menſch hätte, wie auch dieß ſehr natürlich iſt, dem Mädchen gerne was ſchenken mögen: und weil er ſo arm als eine Kirchenratte war, und vermuthlich die

Begriffe, die er dreißig oder vierzig Jahre ſpäter in ſeinem Discours sur l'inégalité entwickelte, damals ſchon in ihm keimten, ſo glaubte er, in einem Augenblicke von Leichtſinn, vielleicht nicht ſehr unrecht oder nur ein ſehr kleines Sündchen zu thun, wenn er den vornehmen und (wenigſtens in ſeinen Augen) reichen Leuten, bei denen er wohnte, ein goldnes Band — deſſen Abweſenheit ſie ſchwerlich vermiſſen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer Schachtel gelegen — entwendete, um es einem artigen Mädchen zu ſchenken, bei dem es beſſer angelegt wäre.

Ich will nicht hoffen, daß mich jemand beſchuldigen werde, ich wolle dem Diebſtahle das Wort reden. Aber, da es hier um eine etwas genauere Erörterung einer wichtigen moraliſchen Erſcheinung zu thun iſt, ſo wird mir doch wohl erlaubt ſeyn, zu erinnern: daß die Entwendung einer Kleinigkeit dieſer Art, und überhaupt jede Zueignung einer Sache die uns gefällt oder die wir gebrauchen können, ohne Rückſicht weſſen Eigenthum ſie ſey — nicht unter diejenigen Verbrechen gehöre, mit denen ein natürlicher Abſcheu, ein natürliches Gefühl von Unrecht und Schändlichkeit verbunden iſt. Im Gegentheil alle Menſchen ſind (wie man an den Kindern ſieht) von Natur geneigt, die ganze Welt, mit allem was darin iſt, für ihr Eigenthum anzuſehen. Die Heiligkeit des Unterſchieds zwiſchen Mein und Dein iſt ein Gefühl, das erſt durch die Aſſociation entſteht, erſt durch die Erziehung in den Menſchen gebracht wird; ſo wie jener Unterſchied ſelbſt, ohne die Sanction poſitiver Geſetze, nur etwas ſehr Schwankendes iſt. Daher ganz allein kommt es, daß die Einwohner der Südſeeinſeln, weil ſie noch immer in einer Art von Kindheitsſtande und auf einer der erſten Stufen des geſelligen Lebens ſtehen, ſo gutherzig, unſchuldig und von aller Uebelthätigkeit entfernt ſie

in andern Stücken seyn mögen, durchaus so schwer dazu zu bringen sind, den Diebstahl für ein Verbrechen zu halten, oder die Idee des Unrechts und der Schande damit zu verbinden. Bloß durch diese Association, an welche wir unsre Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen und gewöhnen müssen, und durch den Eindruck, den die Verknüpfung der Vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbesen und Galgen mit dem Worte Diebstahl und jeder Verletzung der Eigenthumsrechte auf ihre Einbildungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der Otahitischen Gleichgültigkeit gegen diese Rechte abzugewöhnen.

Es ist daher begreiflich, wie sogar Kinder aus den höhern Classen der Gesellschaft, bei denen dieser Theil der Erziehung zufälligerweise verabsäumt worden, oder welche nie Gelegenheit gehabt, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums eines andern sehr tiefe sinnliche Eindrücke zu bekommen (ein Fall, der, wenigstens zur Seltenheit, begegnen kann), selbst in dem Alter, worin wir uns hier den jungen Rousseau denken, und ungeachtet sie das Gebot, du sollst nicht stehlen, oft gehört und mechanisch hergebetet haben, gleichwohl, ohne darum ein bösartigeres Herz zu haben als andre, sich wenig Bedenken machen werden, in einem Hause wo sie erzogen worden — und daher gewohnt sind, tausend Dinge, deren Gebrauch ihnen frei steht, als ihr Eigenthum zu betrachten — etwas Eßbares, oder ein Band, oder eine andre solche Kleinigkeit, sich heimlich zuzueignen, wenn sie große Lust dazu haben, und sich einbilden, daß die Entwendung unentdeckt bleiben werde.

Doch wozu halte ich mich so lange bei diesem Umstande auf? Der junge Rousseau that unstreitig sehr unrecht daran, daß er das goldgestickte Band entwendete, um sein Mädchen damit zu beschenken: aber das ist es nicht, was die Herzen

aller, welche die Anekdote hören oder lesen, gegen ihn empört. Bloß die Niederträchtigkeit — sich, da der Verdacht der Entwendung auf ihn fiel, von der Schande und Strafe, die er zu befürchten hatte, durch falsche Anklage des armen unschuldigen Dienstmädchens loszulügen — die Hartnäckigkeit, bei dieser Lüge im Angesicht des Mädchens zu beharren — die Hartherzigkeit und Grausamkeit, die (wie uns däucht) dazu erfordert wurde, ihn fähig zu machen Marianen — deren Unschuld er kannte, die er liebte, von der er geliebt war, und die er vorsetzlich zum Schlachtopfer für seine eigne Sicherheit machte — leiden, unterdrücken, mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen, und dadurch wahrscheinlicherweise auf immer unglücklich machen zu sehen, und unbewegt zu bleiben: dieß ist's, was jedes Herz gegen den jungen Menschen aufbringen muß, was uns mit Abscheu und Grausen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die That ist freilich von der häßlichsten Art (und wehe ihm, wenn er sie jemals in seinem ganzen Leben sich selbst hätte verzeihen können!) — aber doch — versuchen wir's wenigstens, ob es uns möglich ist, uns an seine Stelle zu setzen, und ob wir nicht finden werden, daß er, aller Einwendungen unsers Gefühls ungeachtet, noch weit mehr mitleidens- als verdammenswürdig ist.

Es gibt von Zeit zu Zeit unglücklich Geborne, die vom Schicksale recht ausdrücklich zu einem immerwährenden Leiden an ihrem äußern und innern Menschen verurtheilt zu seyn scheinen; Leute, die man versucht ist, für lebendige Beweise des alten Brahmanischen Glaubens anzusehen, und, zur Rechtfertigung der Härte des Schicksals gegen sie, beinahe selbst zu glauben, daß sie bloß zur Abbüßung ihrer in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen wieder in einen menschlichen

Leib eingekerkert worden. Von ihrer Geburt an ſcheinen ſich alle Umſtände wider ihr Glück verſchworen zu haben. Mit einem angebornen edeln Stolz, mit der ſtärkſten Neigung zur Unabhängigkeit, mit der feurigſten Ruhmbegierde, mit einem gefühlvollen, zum Wohlthun, zur Freigebigkeit, zu einer gewiſſen Großheit in allen Dingen geneigten Seele, kurz, mit dem was unſre Alten ein fürſtliches Herz nannten — mit Eigenſchaften, die den Sohn eines Königs zieren würden, ihnen aber zu ihrem Unglücke verliehen ſcheinen — ſind ſie, von Kindheit an, zu einer Abhängigkeit und Beſchränktheit verdammt, die, in dem Maße, wie ihr Charakter ſich entwickelt und erſtarkt, zu einer ewigen Quelle von Demüthigungen und Leiden werden. Alle Augenblicke werden ihre innerſten Gefühle bald gegen ihr Schickſal, bald gegen einander ſelbſt empört; und ihr Leben iſt ein immerwährender Streit ihrer edelſten Neigungen mit ihrem Unvermögen, des lebendigſten Selbſtgefühls mit einem nicht weniger mächtigen Gefühl für andre, ihres Edelmuths mit ihrer Armuth, ihres Stolzes mit ihrer Dankbarkeit, ihrer unbiegſamen Seele mit der Nachgiebigkeit, die ein Wohlthäter immer von demjenigen zu erwarten ſich berechtigt hält, der ſeiner Gnade leben muß.

Man ſtelle ſich einen jungen Menſchen vor, der das Unglück hat, mit einer ſolchen innern Anlage, ohne Eltern, ohne Freunde, außer dem Schooße ſeines Vaterlandes, in einem Zuſtande, wo ſeine ganze Exiſtenz von fremder Wohlthätigkeit abhängt, in dem Hauſe eines vornehmen Mannes erzogen zu werden, und erzogen zu werden nicht zur Dienſtbarkeit, ſondern auf eine liberale Art zu einer künftigen edeln Beſtimmung, auf eine Art, die jede ſchöne und große Neigung in ihm entwickelt, ſeine Seele mit den erhabenſten Ideen und Beiſpielen der alten Griechen und Römern erhitzt, kurz, erzogen

zu werden, wie ein Sohn vom Hause — und sich gleichwohl durch tausend kleine Umstände alle Augenblicke erinnert zu sehen, daß dieß alles nur fremde Wohlthat, nur Almosen ist, — daß es mit jedem Augenblick aufhören kann — daß der kleinste Zufall, der Tod des Wohlthäters, oder eine Veränderung in seinen Umständen, eine Erkältung seiner Zuneigung gegen ihn, ein Fehltritt der ihn seiner Gunst beraubt, hinlänglich ist, ihn in die weite Welt hinaus in die Classe der Elenden zu schleudern, die nicht wissen woher sie morgen ihren Hunger stillen sollen! — Welch eine Lage für einen Jüngling von der Art, wie wir ihn vorausgesetzt haben!

Und was müssen die natürlichen Folgen dieser Abhängigkeit seines Schicksals, dieses bänglichen Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung (denn mit sechzehn Jahren ist man noch kein Stoiker), dieses unaufhörlichen Widerspruchs zwischen seinem Herzen und seinen Umständen seyn!

Man denke nur einen Augenblick an die Collisionen, die in einer solchen Lage bei tausend Gelegenheiten entstehen müssen! — Gesetzt auch, der Wohlthäter sey ein edler und gut gesinnter Mann, der überhaupt die Hochachtung und Liebe des jungen Menschen eben so sehr verdient als seine Dankbarkeit; am Ende ist er doch ein Mensch wie andre. Er wird seine Fehler, Ungleichheiten, Launen und Mucken haben; sein Verstand ist vielleicht beschränkter, sein Herz enger als des jungen Menschen: und wenn das auch nicht wäre, so macht schon die Verschiedenheit des Alters und der Umstände, und der große entscheidende Umstand, daß jener der Wohlthäter, dieser der Client, jener also der agirende, dieser der leidende Theil ist, einen sehr wichtigen Unterschied. Der Fall wird also vielleicht sehr oft kommen, wo die Ehrerbietung und Dankbarkeit, die der junge Mensch seinem Wohlthäter schuldig

iſt, mit ſeiner eignen Ueberzeugung, ſeinem Gefühl, ſeinen Neigungen in Zuſammenſtoß gerathen wird. Er wird ſich zuweilen vergeſſen, und die Rechte ſeiner Vernunft, ſeines Herzens, hitziger und ſtandhafter behaupten, als es jene Pflichten zulaſſen, oder als es die Ausdehnung zuläßt, die ihnen der Wohlthäter gibt. In ſolchen Fällen wird man ihn vielleicht durch Vorwürfe zur Gebühr weiſen, die für ſeinen Stolz um ſo kränkender ſeyn müſſen, da er ſich bewußt iſt, daß ſein Herz keiner Undankbarkeit fähig ſey. Oeftere Kränkungen dieſer oder ähnlicher Art werden eine gedoppelte Folge bei dem jungen Menſchen haben: ſie werden ihn, trotz ſeines natürlichen Stolzes, oder vielmehr eben deßwegen, ſchüchtern und behutſam machen; und das unangenehme Gefühl deſſen was es ihm koſtet, Verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf Unkoſten des empfindlichſten Theils ſeiner Eigenliebe erwiedern kann, wird ihm endlich die Dankbarkeit zu einer Laſt machen, die deſto ſchwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die Unentbehrlichkeit der Wohlthaten fühlt, die ihm dieſe Pflicht auflegen. Dieſe Schüchternheit, die ſo übel zu ſeiner natürlichen Freimüthigkeit paßt, — dieſes demüthigende Gefühl einer Abhängigkeit, die ihn in ſeinen eignen Augen erniedrigt — die Vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen ſein eignes Herz macht, wenn er die Unmöglichkeit fühlt, ſeinen hohen und ungeſchmeidigen Geiſt zu einer Gefälligkeit zu bringen, die er aus Liebe zu ſeinem Wohlthäter zu haben wünſcht, wiewohl der bloße Gedanke ihn empört, daß ſie als Schuldigkeit gefordert wird: alles dieß wird eine Art von geheimem Unmuth, und eine Anlage zu Bitterkeit, Menſchenſcheu und übermäßiger Empfindlichkeit der Eigenliebe hervorbringen; die Energie ſeiner Seele wird ſich mehr in ſich ſelbſt hineinziehen, und das Gefühl für andre, das ſonſt bei edeln

Gemüthern in der ersten Jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärker werdenden Selbstgefühl überwogen werden, das in seiner Lage das einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann.

Aber auch dieß ist noch nicht alles. Der junge Mensch, von dem hier die Rede ist, bleibt, mit aller seiner herrlichen Anlage, doch allen seinem Alter und Geschlecht eigenen Fehlern unterworfen. Aber in dem Stande von Abhängigkeit, worin er lebt, wird gewöhnlich alles genauer genommen. Man fordert mehr, und übersieht weniger. Alles was im Hause ist, bis auf die Geringsten vom Gesinde, glaubt sich berechtigt, seine Aufführung zu controliren; und er ist überall (und um so mehr, weil sein Stolz, seine Ungeschmeidigkeit, ihm öfters, auch unverdienter Weise, Feinde machen) von Schalksaugen und Aufpassern umgeben, welche bereit sind, seinen kleinsten Vergehungen einen häßlichen Anstrich zu geben, und ihm durch geheime Anklagen oder laute Beschwerden Verdruß und Strafe zuzuziehen.

Auch dieser Umstand kann nicht ohne schlimme Folgen für seine Gemüthsart seyn, und sehr leicht zu einer Fertigkeit sich zu verbergen, oder im Nothfalle sich mit Läugnen zu helfen, Anlaß geben; wie man unter ähnlichen Umständen nur allzu häufig an Kindern wahrnehmen kann, deren angeborne Aufrichtigkeit auf diese Art gleichsam erschreckt wird, den natürlichen Abscheu vor der Unwahrheit verliert, und durch unmerkliche Stufen endlich, zumal wo es auf Selbstvertheidigung ankommt, der entschlossensten Lüge fähig wird. Und dieß wird bei unserm jungen Menschen um so gewisser der Fall seyn, wenn diejenigen von welchen seine Erziehung abhängt, vielleicht aus mißverstandnem Wohlmeinen, bei einem so eigenwilligen, stolzen, und der Hand, die ihn biegen will, so

kräftig widerſtehenden Subject, eine Strenge vonnöthen glauben, die, wenn ſie nicht mit der behutſamſten Weisheit gebraucht wird, gerade bei einem ſolchen Subject äußerſt nachtheilig und oft grundverderblich iſt.

Ich bin mit den beſonderen Umſtänden von J. J. Rouſſeau's Erziehung und erſter Jugend nicht bekannt genug, um mit Zuverſicht ſagen zu können, daß er der junge Menſch ſey, von dem ich hier geſprochen habe. Aber auch das wenige was was ich davon weiß, mit dem was ſich aus verſchiedenen Briefen, die er in ſeiner Jugend geſchrieben, abnehmen läßt, und mit dem Bilde ſeines Charakters, das allen ſeinen Werken eingeprägt iſt, verglichen, macht es mir ſehr wahrſcheinlich; und ich glaube, daß wir bei dieſer Erörterung, wo ſich ſelbſt Herr B. in den Ephemeriden ein paar Vielleicht erlaubt hat, wenigſtens als Hypotheſe annehmen können, daß Rouſſeau in dem Hauſe, wo er die häßliche That begangen, ungefähr in einer ſolchen Lage geweſen ſey.

Dieß vorausgeſetzt, denken wir uns, wo möglich, in ſein individuelles Selbſt hinein, und ſtellen uns vor: wie, nachdem die leidige Entwendung des prächtigen goldgeſtickten Bandes, und die noch fatalere Entdeckung des corporis delicti geſchehen war, einem jungen Menſchen, wie J. J. Rouſſeau; einem Jünglinge von funfzehn oder ſechzehn Jahren, in welchem der Keim von allem dem, was er in der Folge war, ſchon liegen mußte; — dem ſein innerer Genius, wiewohl noch mit dumpfer Stimme, ſchon ſagte was er werden könnte; — der einen angebornen Stolz (ohne den ſich kein Cato, kein Epiktet, kein Ximenes, kein Rouſſeau, kein großer Menſch, von welcher Art es ſey, denken läßt) durch dieſe Entdeckung der allerſchmählichſten Demüthigung ausgeſetzt ſah; — in einem Augenblicke — durch eine einzige unbeſonnene That — aber

eine That, an welche die eiserne Nothwendigkeit, die Erhaltung und das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft, das was einem edel gebornen Menschen das Entsetzlichste ist, Schande, unauslöschliche Schande, geheftet hat; und der in diesem Einen Augenblicke, durch diese einzige Vergehung, sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Glück, seine Erwartungen und Hoffnungen, alles was er ist und noch werden kann, mit Einem Worte, seinen guten Namen, seine Ehre, und mit ihr seine ganze bürgerliche und moralische Existenz unwiederbringlich zu Grunde gerichtet sieht — denken wir ihn in dieser Klemme, und stellen uns vor, wie einem Jüngling von dieser Art, mit dieser Empfindlichkeit, mit dieser äußerst wirksamen Einbildungskraft, dabei zu Muthe seyn mußte? ob sich eine grausamere Lage für ihn denken läßt?

Und wenn er nun, im ersten Augenblicke der höchsten Verlegenheit, am Rande des Abgrunds in den er den Augenblick darauf stürzen wird, in einem Momente, wo keine Ueberlegung, kein Streit der edlern Seele mit der selbstigen, stattfindet — wenn er da hastig nach dem einzigen Rettungsmittel greift, das sich ihm darbeut — läugnet, und — weil er nicht läugnen kann ohne die erste Lüge mit einer zweiten zu unterstützen — eine andre Person des Vergehens beschuldiget, dessen Geständniß ihm ärger als Tod ist — ist er (ich frage alle denkenden und fühlenden Wesen) ist er darum ein Böswicht?

Muß ich mich etwa noch einmal verwahren, daß ich durch alles dieß seine Schuld nicht vernichten, nicht sagen will, daß er durch einen unwiderstehlichen innern Zwang schlechterdings so habe handeln müssen? — Alles was ich abzwecke, ist bloß: daß man sich lebhaft genug in seine Lage hineindenke, und nichts vergesse was seine Schuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem Menſchen, wenn er — mitten in den Wellen ſein Leben auf einem Brette rettend, das nur Eine Perſon tragen kann — in dieſer äußerſten Noth einen andern, der eben dieß Brett ergreifen will, mit Gewalt in die See zurückſtößt. Alle Lehrer des Naturrechts erklären es ſogar für rechtmäßig. Soll ich Ihnen nach meinem Herzen ſprechen? In meinem Inwendigen iſt etwas das allen dieſen Herren widerſpricht; und ich kann dem Menſchen nicht verzeihen, der nicht fähig iſt, es darauf ankommen zu laſſen, ob dieß Brett nicht zwei Menſchen retten könne? dem ſein eignes Leben ſo wichtig iſt, daß er es nicht an die auch nur vielleicht mögliche Erhaltung eines andern ſetzen will.

Aber welchem edeln Menſchen iſt ſein guter Name nicht lieber als ſein Leben? In welchem edeln Menſchen iſt nicht die Furcht der Schande die heftigſte, die unbezwinglichſte, die grauſamſte aller Leidenſchaften?

Freilich iſt zwiſchen dem, der das einzige übrige Rettungsmittel ſeines Lebens gegen einen der es ihm entziehen will vertheidiget, wiewohl die gewiſſe Folge davon iſt daß dieſer letzte umkommen muß, und zwiſchen unſerm Jüngling, der eine unſchuldige Perſon anklagt um ſich ſelbſt der Schande zu entziehen, ein großer Unterſchied. Aber können wir ohne Unbilligkeit vergeſſen, daß die Furcht vor dieſer Schande eine Leidenſchaft bei ihm ſeyn mußte, die alle andern Gefühle unterdrückte, ihn zu jeder Betrachtung, jeder Ueberlegung unfähig machte? Oder, wenn er in dieſem Zuſtande ja noch einiger Gedanken fähig war, ſo halfen dieſe Gedanken blos den Widerſtand vernichten, welchen ohne Zweifel die Menſchlichkeit in ſeinem Herzen gegen die Entſchließung that, die er in der äußerſten Verzweiflung genommen hatte. Wenigſtens war es ſehr natürlich (zumal in Rückſicht deſſen was ich vorhin von

den vermuthlichen Wirkungen seiner Umstände auf seine Sinnesart gesagt habe), daß er ein unendlich stärkeres Gefühl von der Wichtigkeit der Erhaltung seiner eignen Ehre — von welcher, in seiner Lage, seine ganze Existenz abhing — haben mußte, als von der Wichtigkeit der Ehre des Dienstmädchens. Ein Flecken dieser Art konnte von der letztern abgewaschen werden; bei ihm war er unauslöschlich. Im Grunde betraf die Mauserei, deren er sie beschuldigte, eine Kleinigkeit. So kostbar das goldgestickte Band seyn mochte, so war es am Ende doch nur ein goldgesticktes Band. Das Mädchen stand vermuthlich bisher in gutem Ruf; dieß war das erstemal daß sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen daß man ihr verzeihen würde, was man ihm nicht verziehen haben würde. Und wenn er auch Verzeihung hätte hoffen können: wer sieht nicht, daß es einem jungen Menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte seyn müssen, mit dem Bewußtseyn daß man ihm eine solche Handlung zu verzeihen gehabt habe — mit der täglichen Furcht, bei der kleinsten Gelegenheit, wo er sich das Mißvergnügen des Wohlthäters zugezogen hätte, Vorwürfe deßwegen hören zu müssen — mit dem Gefühl, wie sehr ihn das bloße Mitwissen des ganzen Hauses in allen Augen erniedrigen mußte — wer sieht nicht, sage ich, daß es ihm unmöglich seyn mußte, unter solchen Umständen länger in des vornehmen Mannes Hause zu bleiben?

Freilich alles dieß fand auch bei dem Dienstmädchen statt; aber doch gewiß, der mächtige Unterschied zwischen einem Jüngling wie Rousseau und einem alltäglichen Dienstmädchen machte auch hier einen großen Unterschied. Ich weiß wohl, daß dieser Unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen Richter in keine Betrachtung kommt, noch kommen darf: aber vor dem philosophischen Richtstuhl soll und muß er in

Betrachtung kommen. Ich ſagte mit Bedacht einem alltäglichen Dienſtmädchen; denn allerdings hätte das Mädchen, möglicherweiſe, eine Pamela ſeyn können; und das hätte freilich ganz andre Verhältniſſe gegeben. Aber dann wäre wahrſcheinlich auch der Erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müßten eine ſehr ſchlimme Meinung von dem Verſtand und Charakter des vornehmen Mannes, in deſſen Hauſe die Scene dieſer Geſchichte lag, haben, oder er würde ſolchenfalls die Unſchuld des Mädchens entdeckt, und Rouſſeau in dem unrechtmäßigen Mittel, wodurch er ſich zu retten hoffte, ſein Verderben gefunden haben.

Doch, wie wenn der vornehme Mann ſich in dieſer Sache wirklich einer unverzeihlichen Uebereilung ſchuldig gemacht, und das Mädchen wirklich eine Art von Pamela geweſen wäre?

Mich dünkt, mein Freund, ich ſehe Sie ſehr geneigt, ſich dieſe Mariane unter einem Ideale zu denken, das Ihrem Herzen nicht erlaubt ganz unparteiiſch zu ſeyn. Das rührende Gemälde, das Herr B. in den Ephemeriden von ihr macht, hat Ihre Einbildungskraft beſtochen; und wer ſteht mir dafür, daß nicht ſogar der ſanfte, liebliche Name Mariane, mit dem, ſobald man ihn hört, ſo viele ſchöne Eindrücke von zwanzig poetiſchen und romantiſchen Marianen (die neueſte Mariane im Siegwart nicht zu vergeſſen) in der Seele anklingen, nicht mehr als Sie ſelbſt glauben dazu beiträgt, Sie zu Gunſten dieſes Dienſtmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, daß Sie nicht halb ſo viel für ſie empfinden würden, wenn ſie Urſel, oder Margot, oder Kunigunde geheißen hätte! — Allein (ernſthaft zu bleiben) wir müſſen uns in einem Falle wie dieſer vor unſrer eignen Gutherzigkeit in Acht nehmen; und dem Intereſſe, das uns die leidende

Unſchuld einflößt, darf, wo es um unparteiiſche Gerechtigkeit zu thun iſt, kein Einfluß geſtattet werden. Wir wiſſen nichts Authentiſches von der Perſon dieſer Mariane, als daß ſie ein Dienſtmädchen im Hauſe war. Selbſt der Umſtand, daß der junge Rouſſeau eine Neigung auf ſie geworfen hatte, beweist kaum, daß ſie ein hübſches Mädchen war. — „Aber ſie war unſchuldig.“ — Unſchuldig an dem Diebſtahle, deſſen Rouſſeau ſie beſchuldigte; dieß iſt gewiß, da er ſelbſt es ſagt: — aber ſo unſchuldig konnte die gemeinſte Stallmagd auch ſeyn; und dieß iſt noch kein Grund, ſie für etwas mehr zu halten.

Verſtehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund! Ich bin nicht ſo von aller Menſchlichkeit entblößt, daß ich ein armes niedriges Dienſtmädchen, deßwegen weil ſie arm, oder niedrig, oder ein Dienſtmädchen iſt, für ein corpus vile halten ſollte, an welchem man ſich nicht verſündigen, oder nur peccatilla begehen könne. Es gibt einen innern Adel, der ſich wohl zuweilen auch bei einem armen niedrigen Dienſtmädchen findet; einen Adel, der ſie zwar nicht ſtiftsmäßig, aber auf der Wage des Heiligthums wichtiger macht als manche Königstochter. Allein wir haben nicht den geringſten Grund von der beſagten Mariane ſo groß zu denken; und was ich hier ſagen will, iſt bloß: daß dieſe Mariane, weil ſie ein menſchliches Geſchöpf, ein Mädchen und an dem Banddiebſtahl unſchuldig war, darum noch kein ſehr vorzügliches, ſehr liebenswürdiges und vortreffliches Mädchen ſeyn mußte — und daß die Beſchaffenheit der Perſonen, an denen eine Sünde begangen wird, in der Sünde ſelbſt einigen Unterſchied macht. Denn das ſtoiſche „alle Sünden ſind gleich,“ iſt ein Paradoxon, das auf willkürlichen Abſtractionen beruht, und in der Natur und Wahrheit ungegründet iſt.

Ich will gern zugeben, daß, wenn wir alle Umſtände

wüßten, und das Mädchen, von dem die Rede iſt, genau kennten, Rouſſeau's Sünde vielleicht ungleich ſchwerer befunden würde, als jetzt, da wir ſo wenig wiſſen. Aber dieſe bloße Möglichkeit berechtigt uns nicht, ſie zum Nachtheil des armen Rouſſeau durch einen Dichterkunſtgriff in Wirklichkeit zu verwandeln. Kurz, wir haben keinen hinlänglichen Grund zu glauben, daß Mariane N. N. etwas mehr geweſen ſey als ein gewöhnliches Dienſtmädchen, wie es deren bei Hunderttauſenden gibt; aber wir wiſſen, daß in dem jungen Rouſſeau ſchon damals der Embryo von einem ſo herrlichen Menſchen lag, als unter zehnmal Hunderttauſenden kaum Einer gefunden wird; und dieß macht, nach meinem Gefühl, einen Unterſchied. Ich geſtehe Ihnen, daß ich — vermöge einer Denkart, die ich für ſehr menſchenfreundlich halte — zwanzig ſolche Dienſtmädchen im Nothfall darum gäbe, einen einzigen Rouſſeau zu erhalten; und daß ich's alſo dem Rouſſeau ſelbſt um ſo eher verzeihen kann, wenn er, in einer der verzweifeltſten Lagen, worin ſich ein junger Menſch ſeiner Art nur immer denken läßt, den Werth ſeiner eignen Erhaltung ſo ſtark fühlte, daß dieß Gefühl ſelbſt das Gefühl der Ungerechtigkeit des Mittels überwog, wodurch er ſich zu retten ſuchte. Ich bedaure ihn herzlich; denn ich bin gewiß, die innere Qual die er dabei ausſtand, war unſäglich, wiewohl ſeine Furcht vor der Schande noch heftiger war. Ich beklage ihn; denn das Bewußtſeyn, ſeine Exiſtenz durch eine Uebelthat, vielleicht (wiewohl wider ſeine Abſicht) mit dem gänzlichen Verderben eines armen unſchuldigen Geſchöpfes, erhalten zu haben, war hinlänglich, die Ruhe ſeines ganzen Lebens zu vergiften. Ich beklage ihn — und muß ihm verzeihen, was ich — mir ſelbſt, was ich vielleicht zehntauſend andern nicht verzeihen könnte.

Aber, habe ich, mit allem was ich bisher als ſein Fürſprecher vorgebracht, erhalten, daß auch Sie, mein Freund, von der Strenge Ihres Urtheils nachlaſſen, daß auch Sie ihm verzeihen? daß auch Sie finden, daß er bei Begehung der traurigen That kein Böſewicht, ſondern nur der individuelle Menſch J. J. Rouſſeau war?

Ich ſehe Sie (däucht mich) verlegen — aber — „Nein, hör' ich Sie ausrufen — es iſt unmöglich ihn zu entſchuldigen! Man entſchuldigt wohl zuweilen ſogar einen Mörder — (und war nicht Rouſſeau hier ein Mörder? ermordete er nicht die Ehre des armen Mädchens, an der ihr ganzes Glück hing?) — Aber wenn zu einer an ſich ſelbſt ſchon verdammenswürdigen Handlung noch ganz beſonders haſſenswürdige Umſtände, wie zum Beiſpiel Undankbarkeit, Grauſamkeit, kaltblütige, fühlloſe Grauſamkeit, hinzu kommen: ſo wird die That ganz abſcheulich; die Menſchheit empört ſich gleich heftig wider den Thäter und die That. Und war dieß nicht (fahren Sie fort) der Fall des jungen Menſchen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs zärtlichſte von ihr wieder geliebt — und konnte das unſchuldige Mädchen, das er liebte, eines Diebſtahls anklagen, den er ſelbſt begangen hatte? Er konnte ihr in die Augen ſehen, konnte ihr Leiden, ihre Thränen ſehen, und unbeweglich auf ſeiner Ausſage bleiben? Konnte ſehen, wie ſie mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe ins Elend gejagt wurde, und ſchweigen? — Wenn derjenige, der dieß kann, kein Unmenſch iſt —"

Verzeihen Sie, mein Freund, daß ich Ihnen ins Wort falle! Laſſen Sie uns das Factum, das wenige was wir davon wiſſen, gereinigt von Einſchiebſeln und Vermuthungen, die der Erzähler um die Sache rührender zu machen hinzugethan, unparteiiſch erwägen! Vielleicht findet ſich's, daß es

bloß unſre Einbildung iſt, die dieſe Umſtände hinzudichtet welche (wie Sie ſagen) das Verbrechen ſo äußerſt grauſam, und den Thäter ſo haſſenswürdig machen.

„Er liebte Marianen, und wurde vielleicht aufs zärtlichſte von ihr wieder geliebt.“ — Ich brauche nicht zu wiederholen, daß ich eine Vermuthung, die zu nichts dient, als einen deſto ſchwärzern Schatten auf Rouſſeau zu werfen, nicht gelten laſſen kann. Daß er ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte, ſcheint ſich auf ſein eignes Bekenntniß zu gründen, und kann alſo nicht geläugnet werden. Wenn man dieſe Art von Zuneigung, die unter jungen Leuten verſchiednen Geſchlechts ſo gewöhnlich iſt, und in dieſem Alter eben ſo leicht auf dieſen als jenen Gegenſtand fallen kann, je nachdem ſie durch die Umſtände geleitet wird — wenn man, ſage ich, dieß Liebe nennen will, ſo muß ich's leiden; und alles was ich dabei erinnern möchte, iſt — daß Herr Adelung, indem er von dem alten Worte Minne in ſeinem Wörterbuche ſagt: der Mißbrauch den man davon gemacht habe, habe verurſacht, daß es mit allen ſeinen Ableitungen nach und nach verächtlich geworden, und endlich gar veraltet ſey — großes Recht hat hinzuzuſetzen: daß ein ähnliches Schickſal unſerm Worte Liebe bevorzuſtehen ſcheine. Wenn es alſo Liebe heißen ſoll, wo der junge Rouſſeau (man vergeſſe nicht daß er ein Knabe von funfzehn oder ſechzehn Jahren war) für das Dienſtmädchen Mariane fühlte, ſo war es wenigſtens (wie Herr B. ſehr wohl anmerkt) keine tugendhafte Liebe; wiewohl ich darum nicht gleich ſo weit gehen möchte zu vermuthen, daß Rouſſeau das goldgeſtickte Band dem Mädchen anfangs zugedacht habe, „vermuthlich um ſie dadurch zu unedeln Gunſtbezeugungen geneigt zu machen.“ — So arg war's doch wohl vermuthlich nicht! denn eine Liebe, die nicht rein und edel genug iſt, um

den Namen einer tugendhaften zu verdienen, ist darum noch nicht lasterhaft. Kurz, diese Liebe war die Liebe eines jungen Menschen zu einem — Dienstmädchen im Hause; dieß ist alles was sich davon sagen läßt, und ein Wörtchen mehr würde zu viel seyn.

Es läßt sich also von diesem Umstande keine Folgerung, um Rousseau's Verbrechen schwärzer zu machen, ableiten. Daß das Mädchen „vielleicht die edelsten Empfindungen für ihn gefühlt," wird ohne allen Grund vorgegeben; und was er für das Mädchen fühlte, war doch wohl nur Liebe in dem Sinne, wie dieß Wort im sechsundzwanzigsten Buche der Deutschen Uebersetzung von Hallers Physiologie gebraucht wird. Wäre es eigentliche Liebe, Liebe in der einzigen Bedeutung, welcher dieses schöne Wort geheiligt seyn sollte, gewesen: so hätte ihm auch nur der bloße Gedanke sie anzuklagen nie zu Sinne kommen können; er würde, sogar wenn sie wirklich schuldig gewesen wäre, lieber jede Todesart erlitten, eher sich selbst des Diebstahls angeklagt, als sie verrathen haben.

„Aber so war es doch abscheulich, daß er fähig war, seine Aussage ihr ins Gesicht zu bestätigen — noch abscheulicher, daß er sie leiden sah und schweigen konnte. Wenn sie ihm auch ganz gleichgültig, wenn sie das geringste aller menschlichen Wesen gewesen wäre — genug, er wußte daß sie unschuldig war. Und da er nun die unglücklichen Folgen seiner Anklage (die er in der ersten Bestürzung vielleicht nicht vorhergesehen hatte) mit Augen sah: hätten nicht ihre Thränen seine Seele schmelzen, hätte ihn ihr Leiden nicht rühren, ihre schimpfliche Verstoßung nicht überwältigen sollen, lieber sich selbst aufzuopfern, als die Wahrheit länger zu verhehlen?"

Laſſen Sie uns vergeſſen, mein Freund, was Sie oder ich in einem ſolchen Falle gethan hätten! Rouſſeau's Unglück war, daß der Banddiebſtahl entdeckt wurde, und ſein Verbrechen, daß er, um ſich ſelbſt von der Schande zu retten, das unſchuldige Dienſtmädchen anklagte. Dieß Verbrechen iſt, ſelbſt bei allem was ich zum Behuf des Verbrechers angeführt habe, häßlich genug. Aber daß er, nachdem er's einmal begangen, feſt bei ſeiner Ausſage beharrte, ſagt uns weiter nichts, als daß es ihm nun moraliſch unmöglich war, dadurch, daß er ſich ſelbſt Lügen ſtrafte, ſeine Schande und Züchtigung zu verdoppeln. Die Furcht vor der Schande treibt ihn (in der Verzweiflung ſich auf eine andre Art helfen zu können) zu einem falſchen Zeugniß; eben dieſe Furcht (die ſtärkſte Leidenſchaft, deren er nach ſeinem individuellen Charakter fähig iſt) wirkt nun natürlicherweiſe fort, aber wirkt mit immer wachſender Stärke, in dem Maße wie die Umſtände, ſeine Schande vergrößern würden, wenn er ſich ſelbſt verriethe. Stärke des Geiſtes war das, womit ihn die Natur am reichlichſten begabt hatte. Was Wunder, daß er, in einer ſo dringenden Noth, alle ſeine Stärke zuſammennimmt, um ſich ſelbſt nicht zu verlaſſen? Was für Urſache haben wir uns einzubilden, daß es ihm nichts gekoſtet habe? daß er nicht beim Anblick des unſchuldig leidenden Schlachtopfers unausſprechliche Qual in ſeiner Seele ausgeſtanden? — Wir haben keine, dieß nicht zu glauben; denn daß er demungeachtet feſt bei ſeiner Ausſage beharrte, beweiſet nur, daß dieſe Qual mit aller ihrer Heftigkeit nicht fähig war, ſeine ſtärkſte Leidenſchaft zu überwältigen.

Sagen Sie mir nicht, wir haben auch keine Urſache zu glauben, daß ihm Marianens Leiden ſo viel gekoſtet habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz unläugbare. Rouſſeau

war ein Mensch; war in einem Alter, wo sich's sogar von demjenigen, der in der Folgezeit der entschlossenste Bösewicht wird, nicht denken läßt, daß sein Herz schon verhärtet sey. Oder, wofern ja zuweilen solche Ungeheuer geboren werden, denen es, von Kindheit an, an allem natürlichen Gefühl für andre gebricht: so war doch Rousseau wahrlich keines von diesen Ungeheuern. Daß ein in der Bosheit grau gewordener Straßenräuber und Mörder bei dem Leiden der Unglücklichen, die er aufopfert, gleichgültig seyn kann, beweist nicht, daß es der junge Rousseau auch seyn konnte; so wenig als sein Beharren auf seiner Aussage beweist, daß er es war. Wer in sein Inwendiges hätte schauen können, würde aller Wahrscheinlichkeit nach gefunden haben, daß er bejammernswürdiger war, als das unglückliche Dienstmädchen selbst, die in ihrem Leiden doch den unverlierbaren Trost der Unschuld hatte.

Ich weiß nur zu wohl, mein Freund, wie leicht der große Haufe daher fährt, um über die Sittlichkeit der Handlungen ihrer Nebenmenschen abzusprechen, und wie wenig Bedenken die meisten sich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige, unüberlegte Urtheile dieser Art Schaden zu thun. Wir aber nicht also! — Ich erinnere dieß nicht gegen den mir unbekannten Erzähler der Anekdote: denn dieser hat offenbar die redlichste Absicht; und der Abscheu, womit diese Anekdote jeden fühlenden Leser beim ersten Anblick erfüllen muß, entschuldigt ihn hinlänglich, wenn er ihn auch zu sehr gegen den unglücklichen Rousseau erbittert hätte. Aber das vorliegende Beispiel würde einen über alle Maßen wichtigen moralischen Nutzen stiften, wenn auch nur einige dadurch veranlaßt würden, der ausnehmenden Schwierigkeit, eine individuelle sittliche Handlung richtig zu beurtheilen, schärfer nachzudenken, und von der tiefen Weisheit des christlichen „richtet

nicht" ſich beſſer zu überzeugen. Werfe den zweiten Stein auf den Unglücklichen wer da will! Und werfe wer Luſt hat auch den dritten auf mich — der, in dieſem Phariſäiſchen Zeitalter, den Muth hat ſich ſeiner anzunehmen, und den Edeln und Starken, den Mann, dem die billige Nachwelt einen Platz unter den Heroen unſers Jahrhunderts gewiß nicht verſagen wird, wegen eines Verbrechens, deſſen ein ſchwächerer, kleinerer Menſch nicht fähig geweſen wäre, mehr beklagens- als haſſenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen Seelen, die es ertragen können, unter die werthloſeſten Anthropomorpha, die auf ihre bürgerliche Unbeſcholtenheit trotzen dürfen, ſich gedemüthigt zu ſehen; mit einem weniger ſcharfen Gefühl für Ehre und Schande, mit weniger Stärke und Ausdaurungskraft, würde Rouſſeau dieß Verbrechen nicht begangen haben — aber auch nicht Rouſſeau geweſen ſeyn.

Das Buch der Schickſale iſt vor uns verſchloſſen, mein Freund: und würde auch zuweilen einem Sterblichen ein Blick in ſeine geheimnißvollen Blätter erlaubt, ſo würde er ſich wohl hüten, ihre unausſprechlichen Worte durch profanes Ausſchwatzen zu entheiligen.

Alſo nur noch Eins, mein Beſter! — Auch der Umſtand, daß, nachdem die arme Mariane aus dem Hauſe des vornehmen Mannes gejagt worden, „niemand mehr erfahren hat, wo ſie hingekommen noch was aus ihr gekommen," iſt (allem Anſehn nach) in der Abſicht angeführt worden, wo nicht Rouſſeau's Schuld zu vergrößern, doch gewiß ſein Verbrechen um ſo viel ſchwärzer zu machen.

Aber geſetzt auch, dieſe tiefe Nacht, die von nun an auf Marianens Schickſal lag, bedeckte das Aergſte — das arme verſtoßene Mädchen ſey hülflos umgekommen, oder habe ſich

ſelbſt ein Leid angethan, oder ſey (was noch ärger wäre) aus Noth und Elend unter die Unglücklichen gerathen, deren eigentliche Benennung die keuſchen Ohren ſo mancher Lucretien, an denen ſonſt nichts keuſch iſt, beleidiget, und deren Anblick auch die reinſten und ſanfteſten Seelen ihres Geſchlechts zu einem das Mitleiden überwiegenden Abſcheu nöthiget — und, wenn noch was Schlimmeres als dieß ſeyn kann, geſetzt, auch dieß ſey Marianen widerfahren — wär' es gerecht, wär' es billig, den armen Rouſſeau dafür zur Verantwortung zu ziehen?

So wie zwei Menſchen, indem ſie das Nämliche thun, eine ſehr verſchiedene Handlung begehen können, ſo hängt oft auch an dem nämlichen Faden Glück oder Unglück. Da man von Marianens Schickſal nichts weiter erfahren hat, und alſo weder Gutes noch Böſes davon weiß: bleibt es nicht eben ſo wohl möglich, daß es glücklich war, und daß gerade dieſe unverſchuldete Verſtoßung ihr, gegen alles Vermuthen und Hoffen, den Weg dazu bahnte? Wär' es etwa das erſtemal, daß die Vorſehung, durch eine ganz natürliche Verbindung von Mittelurſachen, wieder gut gemacht hätte, was menſchliche Leidenſchaften und Verirrungen ſchlimm gemacht? Und geſetzt nun, Rouſſeau hätte auf ſolche Weiſe, wider Wiſſen und Hoffen, die erſte Veranlaſſung zu Marianens Glück gegeben: würden wir's ihm zum Verdienſt anrechnen? Warum ſoll er alſo die unglücklichen Zufälle, die ihr vielleicht begegnet ſeyn mögen, zu verantworten haben? War ihre ſchimpfliche Verſtoßung aus dem Hauſe des vornehmen Mannes etwa eine nothwendige, vorhergeſehene, oder abgezweckte Folge ſeiner Anklage? Iſt es nicht im Gegentheil ſehr vermuthlich, daß Rouſſeau ſich eingebildet haben mochte, die angebliche Entwendung des goldgeſtickten Bandes werde ihr

um ſo eher verziehen werden, da ſie, allem Anſehen nach, bisher immer ein gutes, unbeſcholtenes Mädchen geweſen war? Wenn jemand die vielleicht unglücklichen Folgen ihrer Verſtoßung vor dem Richterſtuhle der Menſchlichkeit zu verantworten hätte, ſo wäre es (däucht mich) der vornehme Mann ſelbſt, der ſo ſtreng und hartherzig war, ein armes Geſchöpf, das ſich immer wohl aufgeführt hatte, und jetzt zum erſtenmale der Entwendung einer ſolchen Kleinigkeit nicht einmal überwieſen, ſondern bloß beſchuldiget wurde, ohne alles Mitleiden, und ſelbſt wider alles Recht (denn das Zeugniß des einzigen jungen Menſchen machte doch keinen genugſamen Beweis wider ſie), mit Schimpf und Schande ins Elend zu jagen. Soll hierbei ja etwas auf Rouſſeau's Rechnung kommen, ſo iſt es wahrlich an dem, was die nächſte, wiewohl weder nothwendige noch abgezielte, Folge ſeiner That war, mehr als genug: aber ihm auch noch die zufälligen, von der Dazwiſchenkunft andrer Urſachen, von einem Zuſammenhang der Dinge, in welchen wir alle nur blinde Werkzeuge ſind, und (was nicht zu vergeſſen iſt) auch von Marianens eigner Aufführung abhangenden, entfernten Folgen zur Laſt zu legen, wäre wider alle Billigkeit, und wider alle geſunden Begriffe von der moraliſchen Zurechnung.

Ich überlaſſe es nun, mein Freund, dem Urtheile Ihres Verſtandes und Herzens, ob und wiefern ich das, wozu ich mich anheiſchig gemacht, geleiſtet habe. Aber eh' ich Sie ganz entlaſſe, muß ich Ihnen noch einen Zweifel von der erheblichſten Art bekannt machen, der mir dieſer Tage gegen die Wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die Rede war, mitgetheilt worden iſt.

Der Erzähler der Anekdote ſagt: „dieſe Begebenheit ward ihm (dem Rouſſeau) durch ſein ganzes übriges Leben zu einer

beſtändigen Folter; alle Freuden der Jugend die er genoß wurden ihm verbittert, ſo oft ihn ſein allzugetreues Gedächtniß an das arme ſchuldloſe Mädchen erinnerte, das er vielleicht ganz zu Grunde gerichtet; überall wo er nur hinblickte, ſchwebte ihm das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen."

„Iſt dieß Wahrheit? — Nun, ſo ſagen Sie mir, was wir von der folgenden Anekdote halten ſollen, welche gleichwohl der Herausgeber des Chriſtlichen Magazins würdig gefunden hat, ſie aus einem Briefe eines ungenannten Freundes von Rouſſeau, worin die Umſtände ſeines Todes erzählt werden, in das erſte Stück des zweiten Bandes ſeiner Sammlung einzurücken.

„Welch ein Glück (läßt der Verfaſſer des Briefes den ſterbenden Rouſſeau zu ſeiner Ehegattin ſagen), welch ein Glück, meine Beſte, zu ſterben, wenn man ſich nichts vorzuwerfen hat! — Ewiges Weſen, dieſe Seele, die ich dir nun wieder gebe, iſt in dieſem Augenblick eben ſo rein, als da ſie aus deinem Schooße kam."

Merken Sie, mein Freund, daß dieß aus einer Geſchichte der wahren Umſtände von Rouſſeau's Tode genommen iſt, die der Verfaſſer derſelben den Herausgebern des Journal de Paris zuſandte, um ſolche bekannt zu machen; wiewohl dieſe Bedenken trugen, ſie einrücken zu laſſen.

Der ſoll mir der große Apollo ſeyn, der dieſe zwei angeblichen Thatſachen als wahr zuſammendenken kann! — Wie? dem Manne, dem überall wo er nur hinblickte das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen ſchwebte, ſollte ſein allzugetreues Gedächtniß nun auf einmal ſo untreu geworden ſeyn, daß er fähig wäre, dem ewigen Weſen in dem letzten feierlichſten Augenblicke ſeines Lebens ins Angeſicht zu ſagen: ich

gebe dir meine Seele so rein wieder zurück, wie ich sie von dir empfangen habe?

Wenn beide Anekdoten wahr sind, so sind nur zwei Fälle möglich, worin Rousseau das ewige Wesen so zu apostrophiren fähig seyn konnte: entweder, er war in diesem Augenblicke schon aller Besinnung beraubt, und sprach im Wahnwitz — und daß dieß der Fall nicht seyn konnte, beweiset der ganze Zusammenhang der Erzählung (Seite 194, 195, 196 l. c.) augenscheinlich — oder Rousseau, der liebenswürdige Enthusiast für Wahrheit und Tugend, war der schändlichste Heuchler und der entschlossenste Atheist, den die Erde jemals getragen hat.

O ihr Anekdotenkrämer, welch ein schweres Gericht würde über euch ergehen, wenn ein Tag käme, wo die so oft von euch gemißhandelte, verunstaltete, und zur Lüge gemachte Wahrheit auftreten und um Rache wider euch schreien würde! Wann werdet ihr, von so häufigen täglichen Erfahrungen gewarnt, endlich einmal Behutsamkeit lernen!

Welcher von diesen beiden Erzählungen, die uns beide für Wahrheit gegeben werden, sollen wir nun glauben? Welche ist wahr?

Soll ich Ihnen meines Herzens Meinung unverhohlen sagen, mein Freund? — Keine von beiden!

Der sterbende Rousseau hat die vorgebliche prahlerhafte Apostrophe an das ewige Wesen nicht gesagt! kann sie nicht gesagt haben! Kein Mensch, kein Tugendhafter, kein Heiliger kann das zu seinem Schöpfer sagen! Denn noch keiner von ihnen allen hat seine Seele so rein zurückgegeben, als er sie empfangen hat. Und wenn es jemals einen ganz reinen Menschen gegeben hätte, so würde der so was nicht sagen. Der reinste Mensch, der je gewesen ist, sagte ganz einfältig:

„Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — Und dieß ist wahre Reinheit!

Aber es ist eben so wenig wahr, daß die Begebenheit mit dem Dienstmädchen Mariane dem Rousseau sein ganzes Leben durch zur beständigen Folter geworden; daß ihm überall wo er hingeblickt das Bild der unglücklichen Mariane vorgeschwebt.“ — Das sind redneriſche sentimentaliſche Vergrößerungen! Das hat der merkwürdige Reisende, dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtungen ist, gewiß nicht in Rousseau's Memoiren gelesen! Denn wenn ihm die geheime Geschichte des menschlichen Herzens so wichtig ist, so wird er wahrscheinlicher Weise auch in der natürlichen Geschichte der menschlichen Seele so unerfahren nicht seyn, daß er nicht wissen sollte, was vermöge der menschlichen Natur möglich ist oder nicht. So gefühlvoll wir uns auch einen Rousseau denken müssen, so lebhaft und energisch seine Einbildung war, so war er doch — kein schwacher Mensch: seine Seele hatte inneres Leben und Kräfte genug, um eine Wunde wieder zuzuheilen, die sie in der ersten Jugend empfangen hatte, wie tief sie auch seyn mochte. Eine Narbe mußte wohl zurückbleiben; und dieß war mehr als genug, ihm, so oft er sich dieser Begebenheit erinnerte, das Bewußtseyn seiner selbst zu verbittern: aber so weit als es Herr B. treibt, konnte es nicht gehen. Das wäre alles was man sagen könnte, wenn Rousseau das unschuldige Mädchen erst durch eine Reihe betrügerischer Kunstgriffe verführt, und dann, um seine Schande zu verbergen, ermordet hätte. — Er hatte sie, in einem Alter, wo er kaum mehr als ein Knabe war, fälschlich der Entwendung eines goldgestickten Bandes beschuldigt, und sie war deßwegen aus dem Hause, wo sie diente, gejagt worden. Dieß

war ſein ganzes Verbrechen; und er mußte ſich bewußt ſeyn, daß er es nicht aus muthwilliger Bosheit, ſondern im Drang der Noth, und in einer Leidenſchaft, die ihm die Augen vor den Folgen ſeiner Lüge verſchloß, begangen hatte. Das nachmalige Schickſal des Mädchens war unbekannt. Einige Jahre lang konnte ſein innerer Schmerz durch dieſen Umſtand geſchärft werden. Aber natürlicher Weiſe mußten alle dieſe Bilder, durch die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit ſo vieler nachfolgenden Scenen ſeines Lebens, durch den vieljährigen Aufenthalt in Paris, durch die innere Stärke und immer angeſtrengte Wirkſamkeit ſeines Geiſtes, binnen dreißig, vierzig und mehren Jahren nach und nach ſehr viel von ihrer erſten Lebhaftigkeit verlieren: und, da es überdieß eben ſo möglich war, daß Mariane nicht unglücklich durch dieſen Zufall geworden; ſo war es vermöge der Natur der Seele unmöglich, daß ein bloßes Vielleicht nach ſo vielen Jahren eine Wirkung auf ihn hätte thun ſollen, die das Aergſte iſt, was er hätte leiden können, wenn er der vorſetzliche muthwillige Mörder oder Zerſtörer eines ſchuldloſen Geſchöpfes geweſen wäre.

Vergeben Sie mir, daß ich Sie ſo lange bei etwas aufgehalten habe, das kaum ſo vieler Aufmerkſamkeit werth war. Wer weiß nicht, daß gerade um deßwillen beinahe keine einzige Begebenheit in der Welt rein erzählt wird, weil, in der ſehr natürlichen Abſicht, die Zuhörer deſto beſſer zu unterhalten und die Sache deſto rührender zu machen, jeder Erzähler (auch ohne ſich deſſen als einer ausdrücklichen Abſicht bewußt zu ſeyn) die Backen voller nimmt, immer deſto mehr von dem Seinigen hinzuthut, je mehr die Sache ſeine eigne Einbildung erhitzt — mit Einem Worte, unvermerkt zum Dichter wird? Möchten die guten Leute nur auch ſo billig ſeyn, und ſich nicht der Erlaubniß quidlibet audendi, die

Horaz den Dichtern gibt, anmaßen wollen; oder wenigstens nur die Bedingung nicht vergessen, wodurch er diese Freiheit in die Gränzen der Natur und Wahrheitsähnlichkeit einschließt!

Als ich Ihnen vorhin sagte: Rousseau könne dem lieben Gott das Pharisäische Compliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein sogenannter Freund (einer von den dienstfertigen Freunden, deren Unverstand oft mehr schadet, als aller böse Wille eines Feindes) noch in seiner letzten Stunde Ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht sogleich, daß in der Relation des derniers jours de Mr. J. J. Rousseau et des circonstances de sa mort, welche Herr Le Begue de Presle, Doctor der Arzneiwissenschaft von der Facultät zu Paris, im abgewichnen Jahre zu Neufchatel drucken lassen, eine Stelle ist, die, wofern sie sich nicht ausdrücklich auf jene Ausstreuung, und ähnliche, womit das Publicum hintergangen worden, bezieht, wenigstens demjenigen ein neues Gewicht gibt, was ich darüber gesagt habe. Der ganze Aufsatz ist sehr lesenswürdig. Alles was uns Herr Le Begue von den letzten Tagen des edeln und in seinem Leben so sehr mißgekannten und gemißhandelten Mannes sagt, scheint aus den lautersten Quellen geflossen zu seyn; und selbst die Kürze seiner Nachricht von Roüsseau's letzter Stunde leistet die Gewähr für seine Glaubwürdigkeit. „Madame Rousseau (sagt er), die in dieser Stunde ganz allein bei dem Sterbenden war, war viel zu unruhig und betrübt, um die eignen Worte und Ausdrücke der moralischen oder religiösen Gesinnungen, die ihr Mann noch äußerte, zu behalten." (Von ihr kommt also die emphatische Anrede an den Ewigen nicht her, die er in dieser letzten Stunde noch gehalten haben soll? Und wer konnte sie denn gehört haben, da sie, die doch allein bei ihm war, nichts

davon gehört hatte?) „Ich bin, ſetzt der Doctor le Begue hinzu, durch die genaueſten Erkundigungen, die ich noch an ſeinem Todestage und an den nächſtfolgenden eingezogen, gewiß worden, daß Rouſſeau in ſeinen letzten Augenblicken weder Prahlerei (Oſtentation) noch Schwachheit von ſich blicken laſſen. Alles was er äußerte, war Zuneigung zu ſeiner Ehegattin, Vertrauen zu Herrn Gerardin (dem Grafen von Gerardin, auf deſſen Gyte Ermenonville er ſtarb), und Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes."

Ich brauche Ihnen nun weiter nichts hierüber zu ſagen, als daß Herr Le Begue de Preſle ein Mann von bekanntem Anſehen und von ſolchen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens iſt, die keinen Zweifel zulaſſen, ob das wahr ſey, was er für hiſtoriſche Wahrheit gibt; und daß ſeine Nachrichten, noch zu allem Ueberfluß, von Herrn J. H. de Magellans, einem gelehrten Portugieſiſchen Edelmann, in einem denſelben beigefügten ſehr intereſſanten Anhange bekräftiget werden.

Nachtrag zu den vorstehenden Briefen

über

eine Anekdote J. J. Rousseau's.

1782.

Diese Apologie für J. J. Rousseau — insofern durch die im ersten Stücke der Ephemeriden der Menschheit von 1780 publicirte Anekdote, und die Art wie ein gewisser Herr B. sie erzählte (meiner Ueberzeugung nach), dem Andenken dieses großen Mannes ein Unrecht zugefügt worden war, das auf die menschliche Natur selbst zurückfiel — war beinahe zwei Jahre geschrieben und im Deutschen Mercur 1780 bekannt gemacht: als endlich die zu Genf im Jahre 1782 in zwei Bänden herausgegebenen Confessions de J. J. Rousseau suivies des Rêveries du Promeneur Solitaire, selbst erschienen, und die Sache zwischen dem sogenannten merkwürdigen Reisenden, dann dem Herrn B. und dem Herausgeber der Ephemeriden, an einem, und J. J. Rousseau, der Menschheit, und mir, ihrem gutherzigen Apologisten, am andern Theile, auf

eine Art, die keine Ausflüchte noch Einwendungen übrig ließ, zu Ende brachten.

Der merkwürdige Reisende hatte, seinem Vorgeben nach, die Anekdote in den sogenannten Rousseau'schen Memoiren (den Confessions also) selbst gelesen.

Herr B. hatte sie dem Herausgeber der Ephemeriden in einem Schreiben an denselben mit einer Wärme, die jedem unbefangenen Leser auffiel, und mit Umständen, welche die ganze Geschichte sehr verdächtig machten, mitgetheilt: und der Herausgeber der Ephemeriden hatte, aus Beweggründen, wobei vermuthlich sein menschenfreundliches Herz von einem falsch beleuchteten Raisonnement getäuschet wurde, geeilet was er konnte, dieses Schreiben mit einigen moralischen Nutzanwendungen drucken zu lassen, wodurch, meines Erachtens, die Sache wenig besser wurde.

Ich hatte zu meiner Vertheidigung des armen, so übel gemißhandelten Rousseau, damals keine andern Hülfsmittel, als einige Kenntniß des menschlichen Herzens (wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behülflich seyn konnte) und einige Data über J. J. Rousseau's Charakter, die mir seine allgemein bekannten Schriften an die Hand gaben. Beides hatte mich beinahe mit moralischer Gewißheit überzeugt: daß verschiedene Umstände in der Erzählung des ungenannten Reisenden und des Herrn B. der ihm nacherzählte, verfälscht und übertrieben seyn müßten; daß Rousseau's Vergehen, wofern auch die Hauptsache wahr sey, unter gewissen möglichen, wiewohl uns noch unbekannten Umständen, in einem weit mildern Licht erscheinen würde; und daß die Vielleichts des Herrn B. (welche alle gegen Rousseau gerichtet waren) möglicher Weise durch andere Vielleichts, die zu Verminderung seiner Schuld

gereichten, aufgehoben werden konnten. Da mir die Sache der genaueſten und unbefangenſten Prüfung höchſt würdig ſchien, ſo hatte ich ſie auf alle Seiten gewendet: und, weil ich es unmöglich fand, daß ein Menſch wie J. J. Rouſſeau jemals, geſchweige in ſeiner erſten Jugend, ein ſo abſcheulicher Böſewicht habe ſeyn können, als er wegen dieſer That in Herrn B*s Augen erſchien, ſo hatte ſich mir eine Hypotheſe dargeſtellt, vermittelſt welcher ich mir des jungen Rouſſeau Betragen in dieſem Falle pſychologiſch und moraliſch begreiflich machen konnte. Und das Reſultat von dieſem allem war: in einem hohen Grade wahrſcheinlich zu finden, daß er dieſer Vergehung wegen mehr Mitleiden als Abſcheu verdient habe; mehr unglücklich als verdammungswürdig geweſen; kurz, daß er dieſe That nicht begangen habe weil er ein Böſewicht, ſondern weil er ein Menſch war; ja, daß er ſie vermuthlich nicht begangen haben würde, wenn er ſchon damals weniger Anlage zu einem edeln und großen Charakter in ſich gehabt hätte.

Die Confessions de J. J. Rousseau, worin man nun dieſe ganze Anekdote aus der Quelle ſchöpfen konnte, rechtfertigten und beſtätigten das Raiſonnement und die Hypotheſe des Apologiſten auf eine Weiſe, wovon man vielleicht wenig Beiſpiele hat. Einige individuelle Umſtände ausgenommen (wovon ſich durch keine philoſophiſche oder dichteriſche Divination errathen ließ, daß der Erzähler in den Ephemeriden ſie ganz wahrheitswidrig angegeben habe), traf alles ſo ſchön zu, daß der Apologiſt niemanden, dem er perſönlich unbekannt iſt, den Argwohn hätte verdenken können, er habe, ſchon damals als er Rouſſeau's Vertheidigung übernahm, eine Abſchrift der Confessions in Händen gehabt, ohne es ſich merken zu laſſen.

Es fand ſich nun, daß der Erzähler der Anekdote — nach

dem seltsamen Ausdruck des Herausgebers der Ephemeriden in einer im siebenten Stücke des Jahrgangs 1780 befindlichen Entschuldigung — Rousseau's Schatten durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten beleidiget habe. Und es zeigte sich nicht minder, daß der Apologist in der Beschreibung des innerlichen Kampfes und Leidens, welche Rousseau (seiner Vermuthung nach) bei dieser, durch kindische Thorheit sich zugezogenen schrecklichen Verlegenheit ausgestanden haben mußte, alles so richtig getroffen, als ob er in seiner Seele gelesen hätte.

Die Umstände waren beinahe alle ganz von denen verschieden, die der Anekdotenmann angegeben hatte. Rousseau befand sich in einem Alter von ungefähr sechzehn Jahren zu Turin, wo er, durch die Veranstaltungen der allzu gutherzigen Madame de Warens und des frommen und bekehrsüchtigen Bischofs von Berner auf der einen, durch seine Jugend, Unbesonnenheit und unglückliche Lage auf der andern Seite, zum Uebergang in die Römische Kirche mehr betrogen als verleitet worden war. Da er, nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse, von den Vorstehern des Proselytenhauses mit zwanzig Franken abgefunden worden war, und endlich seinem Leibe keinen andern Rath wußte, hatte er sich noch glücklich schätzen müssen, in dem Hause einer verwittweten Gräfin von Versellis als Lakai unterzukommen. Eine Zeit lang war der hauptsächlichste Dienst, den er bei dieser Dame zu verrichten hatte, Briefe zu schreiben die sie ihm dictirte, denn sie hatte eine weitläuftige Correspondenz, und ein Krebs an der Brust, von welchem sie grausam leiden mußte, erlaubte ihr nicht ihre Briefe selbst zu schreiben. Der Charakter der Gräfin war nicht so beschaffen, daß sie den verborgenen Werth ihres jungen Schreibers hätte ausfindig machen können; er blieb ihr immer fremd.

Ihr Hausmeister Lorenzi, dessen Frau, und ihre Nièce, Mademoiselle Pontal, die bei der Gräfin Kammerfrau war, wollten ihm übel, und thaten ihr Möglichstes, ihn von ihrer Gebieterin zu entfernen; und kurz, als die Gräfin starb, fand sich's, daß er von allen ihren Domestiken der einzige war, den sie in ihrem letzten Willen vergessen hatte. Ihr Neffe und Erbe, der Graf de la Roque, verbesserte indessen diese Vernachlässigung einigermaßen, indem er ihm bei seiner Entlassung aus dem Hause dreißig Livres gab, ihm das neue Kleid ließ, das ihm die Gräfin hatte machen lassen, und ihm versprach, daß er für ihn sorgen wollte. — Ich mußte den Lesern diese kleinen Umstände wieder ins Gedächtniß bringen, weil sie uns zu einem anschaulichern Begriffe der damaligen Lage des jungen Rousseau verhelfen.

Dieser Graf de la Roque war nun der vornehme Mann, von welchem in B*s Erzählung die Rede ist, und das Haus der Gräfin von Versellis war, unmittelbar nach ihrem Tode, die Scene der fatalen Anekdote, die unsre Aufmerksamkeit bisher beschäftigt hat. Es fand sich, da die Absonderung der Nippes der Kammerfrau von der Garderobe der Gräfin vorgenommen wurde, daß Mademoiselle Pontal ein kleines schon abgetragenes rosenfarbnes Band mit Silber vermißte. Rousseau — der bei seinem ehemaligen Lehrherrn, dem Petschierstecher Ducommun (aus Veranlassungen, die er mit einer für Eltern, Erzieher, Lehrherren und junge Leute sehr lehrreichen Umständlichkeit erzählt), sich die Gewohnheit zugezogen hatte, Naschwaaren, Obst, Kleinigkeiten, denen bloß seine kindische Phantasie einen Werth beilegte, und zuletzt alles was ihn tentirte, sich ohne Erlaubniß des Eigenthümers zuzueignen — ließ sich von allem, was er eben so leicht hätte nehmen können, nichts als dieses leidige alte rosenfarbne Band mit

Silber gelüſten; und da er nicht daran gedacht hatte es zu verbergen, ſo wurde es gar bald bei ihm gefunden. Den weitern Erfolg wollen wir Rouſſeau ſelbſt erzählen hören. „Man wollte wiſſen woher ich's hätte. Ich wurde verwirrt, ich ſtotterte, und ſagte endlich, indem ich feuerroth wurde, Marion hab' es mir gegeben. Dieſe Marion (Mariechen nicht Mariane) war ein junges Mädchen aus Maurienne, die ſeit einiger Zeit Köchin der verſtorbenen Gräfin geweſen war. Sie war mehr als nur hübſch; ſie hatte eine ſo ſchöne friſche Farbe wie man ſie nur auf den Gebirgen findet, und überdieß ein ſolches Air von Sittſamkeit und Sanftheit, daß man ſie nicht anſehen konnte ohne ihr gut zu ſeyn; übrigens ein wackres tugendhaftes Mädchen und von der bewährteſten Redlichkeit. Man war alſo ſehr erſtaunt da ich ſie nannte; und weil man nicht weniger Zutrauen zu mir hatte als zu ihr, ſo hielt man es der Mühe werth die Sache zu unterſuchen. Man ließ ſie auf der Stelle kommen. Die Verſammlung war zahlreich und der Graf von la Roque ſelbſt zugegen. Marion kommt, man zeigt ihr das Band, ich beſchuldige ſie mit unverſchämter Dreiſtigkeit; ſie ſteht beſtürzt da, ſie kann kein Wort herausbringen, und wirft mir einen Blick zu, der einen Teufel hätte entwaffnen müſſen, und gegen den gleichwohl mein barbariſches Herz aushielt. Sie läugnete endlich mit Zuverſichtlichkeit, aber ohne heftig zu werden; ſie wandte ſich an mich, ermahnte mich in mich ſelbſt zu gehen, ein unſchuldiges Mädchen, die mir nie etwas zu Leide gethan, nicht um ihren guten Namen zu bringen: aber ich bekräftige mit einer hölliſchen Unverſchämtheit meine Ausſage, und behaupte ihr ins Geſicht, daß ſie mir das Band gegeben hat. Das arme Mädchen fing an zu weinen, und ſagte weiter nichts zu mir als dieß: ach Rouſſeau! ich glaubte

Er hätte ein so gutes Gemüth! Er macht mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an Seiner Stelle seyn. — Das war alles. Sie fuhr fort sich mit eben so viel Simplicität als Standhaftigkeit zu vertheidigen, aber ohne sich den mindesten harten Ausdruck gegen mich zu erlauben. Diese Mäßigung in Vergleichung mit meinem entschlossenen Tone that ihr Schaden. Es schien nicht natürlich, auf der einen Seite eine so teufliſche Keckheit, und auf der andern eine so engelmäßige Sanftheit vorauszusetzen. Man schien unentschlossen zu bleiben wen man für schuldig halten sollte: aber die Vorurtheile neigten sich doch auf meine Seite. In der geschäftigen Unruhe, worin sich das Haus befand, nahm man sich nicht die Zeit, der Sache auf den Grund zu kommen; und der Graf von la Roque, indem er uns beide fortschickte, begnügte sich zu sagen: das Gewissen des schuldigen Theiles würde des unschuldigen strengster Rächer seyn. Seine Weissagung war nicht in den Wind gesprochen: es geht kein Tag vorbei, an dem sie nicht in Erfüllung ginge."

Es ist unmöglich, diese so naive Erzählung zu lesen, ohne daß unser Herz mit Wärme und Rührung für das gute liebenswürdige Mariechen Partei nähme. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Die Frage ist: wie verhält sich das Factum unter den Umständen, mit welchen es der einzige Zeuge desselben, Rousseau selbst, erzählt, zu dem, welches wir oben (im ersten Briefe) aus den Ephemeriden ausgezogen haben? Ich will nichts von der Verwandlung des prächtigen goldgestickten Bandes in ein armes kleines abgeschossenes Band Couleur de Rose et Argent sagen. — Aber, faßte man Verdacht wider Rousseau? War es mit der Untersuchung wirklich so weit gekommen, daß man es bei ihm entdeckte? Schien Rousseau wegen des wider ihn gehabten Verdachts ganz

befremdet? Würdete er die That derjenigen auf, die er liebte? Hatte er ihr das Band ſchenken wollen, um ſie vielleicht zu unedeln Gunſtbezeugungen geneigt zu machen? Wurde das unglückliche Mädchen mit Schimpf und Schande belegt und aus dem Dienſte gejagt? Hat alsdann niemand mehr erfahren was aus ihr geworden iſt? — Und iſt Rouſſeau um dieſes alles willen ein Böſewicht?

Alles dieß verhielt ſich in der Wirklichkeit ganz anders. Jungfer Pontal vermißte ihr Band; man ſuchte es, wie natürlich; man fand es gar bald bei Rouſſeau; er wurde auf der Stelle geholt und befragt; er gerieth in Verwirrung, ſtockte und ſagte mit Erröthen, Marion hab' es ihm gegeben. Er war dieſer Marion gut; aber ſie war nicht die, die er liebte. Es war ihm nie eingefallen, ſie mit dieſem Bande zu unedeln Gunſtbezeugungen beſtechen zu wollen; ſie wurde nicht mit Schimpf und Schande belegt, ſondern, ohne daß der Graf de la Roque zwiſchen ihnen entſcheiden wollte, bloß mit Rouſſeau und wie Rouſſeau aus dem Dienſt entlaſſen; und wenn gleich Rouſſeau in der Folge nichts mehr von ihr gehört hat, der (wie er ſelbſt geſteht und wie aus ſeiner folgenden Geſchichtserzählung klar genug erſcheint), wenn es ihm wohl ging, wenig an die Zeit, wo er neben der kleinen Köchin Mariechen Lakai im Hauſe der Gräfin Verſellis geweſen war, dachte — ſo folgt daraus noch keineswegs, daß niemand mehr was von ihr gehört und geſehen habe.

Aber warum verfiel denn Rouſſeau — nicht in angenommener Befremdung, ſondern in der Beſtürzung, in der Angſt, worin er war, da er plötzlich wegen ſeines Banddiebſtahls zur Rede geſetzt wurde, auf den unglücklichen Einfall, gerade die unſchuldige Marion anzugeben?

Vor allen andern Dingen müſſen wir hier zum Grunde

legen, was freilich weder Herr B. noch der Apologiſt wiſſen konnte, bis es uns Rouſſeau, in der offenherzigen Beichte die er der Welt abzulegen für gut gefunden, ſelbſt ſagte: daß er damals (in ſeinem ſechzehnten Jahre) noch ein großer Kindskopf war. Und das darf uns um ſo weniger befremden, da wir ſehen, daß er es, mit allen in ihm ſchlummernden Talenten und großen ſchriftſtelleriſchen Kräften, noch in ſeinem zweiunddreißigſten oft in einem beinahe unbegreiflichen Grade war. Dieß vorausgeſetzt, hören wir ſeine eigene Beichte. Er hatte das Band, in ſeiner Otahitiſchen Sinnesart, genommen, weil es ihn gelüſtete. Da er es hatte, und es für ſich ſelbſt zu nichts brauchen konnte noch wollte, fiel ihm ein, es Mariechen zu ſchenken; denn er, der allen lieben hübſchen Mädchen und Weibern ſo herzlich gut war, ohne dabei Arges zu denken, war Mariechen gut, und hätte ihr gerne was zum Andenken geben mögen. Sie lag ihm alſo gerade damals im Sinne: und da er ſich ſo plötzlich in dem Falle ſah, entweder vor ſo vielen Zeugen einen Diebſtahl zu geſtehen, oder ſich zu entſchuldigen; ſo entſchuldigte er ſich, in der Angſt, auf Unkoſten der erſten Perſon die ihm einfiel, und beſchuldigte ſie, daß ſie gethan hätte, was er hatte thun wollen. „Als ich ſie hernach kommen ſah (fährt er fort), ſo zerriß mir ihr Anblick das Herz; aber die Gegenwart ſo vieler Leute hatte mehr Gewalt über mich als meine Reue. Ich fürchtete die Strafe wenig; ich fürchtete nichts als die Schande: aber dieſe fürchtete ich mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als die ganze Welt. Ich hätte auf der Stelle in die Erde verſinken mögen: aber die unüberwindliche Scham wurde über alle anderen Gefühle Meiſter; die Scham allein machte mich unverſchämt; und je mehr ich mein Verbrechen erſchwerte, je unerſchrockner machte mich das Entſetzen vor

dem Gedanken es zu gestehen. Ich sah nichts mehr als den schrecklichen Zustand, öffentlich, in aller Gegenwart, für einen Dieb, Lügner, falschen Ankläger eines Unschuldigen erkannt und erklärt zu werden. Eine allgemeine Betäubung beraubte mich jedes andern Gefühls. Hätte man mich zu mir selbst kommen lassen, ich würde unfehlbar alles entdeckt haben. Hätte mich der Herr von la Roque in ein anderes Zimmer genommen, hätt' er mir gesagt: richtet das arme Mädchen nicht zu Grunde; wenn ihr schuldig seyd, so gesteht es mir — ich hätte mich ihm auf der Stelle zu Füßen geworfen; dessen bin ich vollkommen gewiß. Aber, anstatt mir Muth zu machen, that man alles Mögliche um mir Angst einzujagen. Mein Alter ist auch noch ein Umstand, der billig in Betrachtung gezogen werden muß. Ich hatte kaum die Kinderjahre zurückgelegt, oder vielmehr ich war noch nicht viel mehr als ein Kind. In der Jugend sind schwarze Verbrechen, die es wirklich sind, noch sträflicher als in reifen Jahren: aber was an sich bloße Schwäche ist, ist es in diesem Alter weit weniger; und mein Vergehen war im Grunde doch nichts andres. Auch quält mich die Erinnerung daran nicht sowohl um des Uebels in der That selbst, als um dessen willen, was die Folge davon (für das arme Mädchen) war." — Aber gerade hierüber hat ihn seine Imagination (die ewige Peinigerin seines Lebens), wie ich oben gezeigt habe, mit unwahrscheinlichen Schreckbildern über alle Gebühr gequält. Die Entlassung der Marion aus dem Hause des Grafen de la Roque — wegen einer so armseligen Kleinigkeit als die Entwendung eines alten rosenfarbnen Bandes, die nicht einmal auf sie erwiesen war, sondern bloß auf einem verdächtigen Zeugnisse beruhte — konnte für ein so gutes Mädchen schwerlich die grausamen Folgen haben, die er sich vorstellte; und der Umstand, daß

er in seinem Leben nichts wieder von ihr gehört, war mehr unglücklich für ihn selbst, weil er ihn sein ganzes Leben durch einer ängstlichen Einbildungskraft Preis gab, als daß sich mit Grunde daraus schließen ließe, er würde traurige Nachrichten von ihr eingezogen haben, wenn er sich genau nach ihr erkundiget hätte.

Wie sehr aber auch seine so ungewöhnlich lebhafte und geschäftige, romantische, alles aufs Aeußerste treibende, und so gern ins Schwarze malende Phantasie die bösen Folgen dieses einzigen Verbrechens, das eine Narbe in seiner Seele zurück ließ, vergrößert haben mochte: so war es doch von einem Herzen wie das seinige nicht anders zu erwarten, als daß er nie aufhören würde, sich selbst wegen des unglücklichen Fleckens in seinem Leben Vorwürfe zu machen. Demungeachtet behaupte ich ohne Bedenken, und ohne Furcht von einem tiefern Forscher des menschlichen Herzens deßwegen angefochten zu werden: daß — alle Umstände, welche Rousseau im ersten Buche seiner Confessions von seiner Kindheit und angehenden Jugend erzählt, vorausgesetzt — er entweder dieser individuelle J. J. Rousseau nicht seyn, oder ein physisches Wunder in ihm hätte gewirkt werden müssen, wenn er in jenem kritischen Augenblicke sich anders betragen haben sollte.

Ich überlasse nun dem Wahrheit liebenden Leser, dem alles was ihn zu genauerer Kenntniß des menschlichen Herzens führt, wichtig ist, seine eigenen Betrachtungen über die Anekdote der Ephemeriden, meine Briefe über dieselbe, und Rousseau's Selbstgeständniß und Selbstvertheidigung in den Confessions — einem an Stoff zu den interessantesten Betrachtungen so reichhaltigen Buche — anzustellen.

Wenn sich bei Vergleichung dieser drei verschiedenen Documente über einerlei Gegenstand zeigen wird, daß Rousseau's

Apologiſt, durch die billige Vorausſetzung daß wenigſtens nicht alle Umſtände in Herrn B*s Erzählung verfälſcht ſeyn würden, öfters von derſelben irre geführt, und auf zwar an ſich richtige Schlüſſe, aber doch Schlüſſe aus unrichtigen Datis geleitet worden ſey: ſo wird man nichtsdeſtoweniger finden, daß er ſeine Hauptabſicht, inſofern ſie von der hiſtoriſchen Wahrheit des Factums unabhängig war, nicht verfehlt habe; und daß dieſe ganze Verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen Jahren ſo viel Aufſehen machte, noch immer nützlich genug wäre, wenn ſie auch zu weiter nichts als einem Beiſpiele diente, mit welcher Behutſamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Abſichten und innere Moralität einzelner Perſonen und Handlungen verfahren müſſe, und welche feine Inſtrumente, welch eine leichte Hand erfordert werde, um bei Zerlegung des menſchlichen Herzens die zarten, oft kaum ſichtbaren Faſern nicht zu zerreißen, die man entdecken will, und von deren oft ſehr fein verwickeltem Zuſammenhange die Erklärung der ſchwerſten pſychologiſchen Aufgaben abhängt.

Ueber

die älteſten Zeitkürzungsſpiele.

Die Erfindung der Würfel, und eines andern bei den Griechen üblichen Spieles, welches mit unſerm Kegelſchieben einige Aehnlichkeit hat, wurde keinem geringern als dem angeblichen Erfinder aller Künſte und Wiſſenſchaften, dem Theut oder Hermes der Aegypter, zugeſchrieben. Wir haben davon das Zeugniß des Plato, der in ſeinem Phädros dem Sokrates eine Unterredung zwiſchen dieſem Theut und dem Aegyptiſchen König Thamos in den Mund legt, welche er, ohne ſeinen Gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgibt. So wenig Beweiskraft auch dieſe Stelle hat, ſo beweist ſie doch, daß die Erfindung dieſer Spiele ſich in dem graueſten Alterthume verliert.

Ein anderes bei den Alten ſehr übliches Fingerſpiel, welches die Franzoſen Mourre, die Italiäner Mora, die Lateiner digitis micare nennen, und welches aller Vermuthung nach mit einer ſehr alten Art mit den Fingern zu rechnen zuſammenhing, ſoll die ſchöne Helena erfunden haben, um ſich und den Trojaniſchen Damen während der langen Belagerung von Troja die Zeit zu vertreiben. Dieſe Art zu rechnen, die, weil ſie die natürlichſte iſt, vermuthlich auch die älteſte war, wurde nach und nach immer weiter und endlich ſo weit getrieben, daß man durch die verſchiedene Articulirung und Stellung der Finger bis auf eine Million zählen konnte.

Ich vermuthe, daß das Feine dieſes Spiels in der Behendigkeit beſtanden habe, womit man dem andern gewiſſe Zahlen vorfingerte, die er eben ſo geſchwind errathen mußte. Doch wird es auch auf eine Art, die keine Kenntniß der Finger-Rechenkunſt vorausſetzt, geſpielt, indem man bloß ſo behende als möglich mehr oder weniger Finger auf- und zuklappt, und den Andern Gerad oder Ungerad? rathen läßt. Von welcher dieſer Spielarten die ſchöne Tochter der Leda Erfinderin geweſen ſeyn mag, wiſſen wir nicht: aber das iſt wohl gewiß, daß derjenige, der ihr dieſe Erfindung zugeſchrieben, den Fürſten und Rittern am Hofe des alten Priamus wenig Ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern Seite ſoll Palamedes im Lager der Griechen vor Troja zur Gemüthsergötzung der Achäiſchen Feldherren und Hauptleute, denen die zehnjährige Belagerung dieſer Stadt vermuthlich nicht weniger müßige Stunden ließ als die Blokade von Gibraltar den Spaniſchen, die nämlichen Spiele erfunden oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Plato dem Aegyptiſchen Theut beilegt.

Herodot (den die treuherzige Art, womit er ſeine Mährchen, ſo wie er ſie gehört hatte, nacherzählt, in den Augen billiger hiſtoriſcher Kunſtrichter nur deſto glaubwürdiger macht) ſchreibt die Erfindung der meiſten Ergötzungsſpiele, die bei den Griechen üblich waren, einem uralten Lydiſchen Könige, Namens Atys, zu, der (nach Frerets Ausrechnung) wenigſtens dritthalbhundert Jahre vor dem Trojaniſchen Kriege gelebt hat. Eine große Hungersnoth hatte das Reich dieſes Fürſten aufs äußerſte gebracht. Die Unmöglichkeit der gemeinen Noth abzuhelfen, drang ihn endlich auf ein Mittel zu denken, dem Volke wenigſtens das Gefühl ſeines Elends zu erleichtern. Zu dieſem Ende erfand er (vermuthlich mit Hülfe

ſeiner Miniſter und ſchönen Geiſter) die beſagten Spiele als ein Zerſtreuungsmittel, das durch die Leidenſchaften, die dabei erregt und beſchäftigt werden, geſchickt ſchien, ihre Aufmerkſamkeit von dem Gedanken an ihren Zuſtand abzukehren. Das Volk wurde in zwei Claſſen abgetheilt, welche Tag um Tag entweder zu eſſen bekamen oder ſpielten. Heute ſpielte die eine Claſſe während die andre geſpeist wurde; den folgenden Tag wurde der Tiſch für die geſtrigen Spieler gedeckt, und jene mußten indeſſen ihrem Magen mit Würfeln oder Ballſchlagen die Zeit vertreiben. Freret, der dieſer Anekdote in ſeiner Abhandlung über die Zeitrechnung des Lydiſchen Reiches Erwähnung thut, meint, es ſey nicht natürlich, eine Hungersnoth für die Mutter von Ergötzlichkeiten zu halten. Aber es iſt wenigſtens nicht unnatürlicher, als die Dürftigkeit zur Mutter der Liebe zu machen, wie Plato in ſeinem Gaſtmahle thut. Und wer weiß, ob nicht wir ſelbſt die Zeit noch erleben, wo irgend ein ſchlauer Plusmacher auf den Einfall kommt, dieſe alte Erfindung des Königs Atys von Lydien zur Grundlage einer neuen Finanzſpeculation zu machen, welche die Einkünfte ſeines Herrn durch die bloße Abſchaffung von 182½ Mahlzeiten des Jahrs, um drei bis vierhundert Procent — jährlich wenigſtens, vermehren würde.

Wie dem auch ſeyn mag, ſo viel ergibt ſich aus Homers Odyſſee, daß das Spiel mit einer Art von ſteinernen Kegeln, die man Peſſos nannte (das einzige an deſſen Erfindung die Lydier keinen Anſpruch machten), zu den Zeiten des Trojaniſchen Krieges unter den Griechen ſchon ſo gewöhnlich war, daß Minerva, wie ſie in Geſtalt des Königs Menthes Ulyſſens Palaſt beſucht, die Sponſirer der göttlichen Penelope vor der Thür über dieſem Spiele antrifft. Athenäus gibt uns in ſeinen gelehrten Tiſchreden eine ſehr deutliche Beſchreibung,

wie die beſagten Freier dieſes Spiel geſpielt hätten, und führt zu ſeinem Gewährsmann den Polyhiſtor Apion von Alexandria an, der es von einem Einwohner von Ithaka, Namens Kteſon, unmittelbar gehört zu haben verſicherte.

Es waren nämlich hundert und acht edle Herren, theils aus Ithaka theils aus den nächſt gelegnen Inſeln, welche auf die Gemahlin und die Güter des Ulyſſes Anſpruch machten; und eben ſo viele Peſſi, d. i. längliche, unten viereckige, und oben zugerundete Steine, brauchten ſie zu dieſem Spiele. Die Freier ſtellten ſich in zwei Reihen gegen einander über, vierundfunfzig gegen vierundfunfzig, und eben ſo wurden auch ihre Steine geſetzt, ſo daß zwiſchen den beiden Schlachtordnungen ein leerer Platz blieb, in deſſen Mitte ein beſonderer Stein geſetzt wurde, der den Namen Penelope bekam. Dieſe Penelope war nun das Ziel, wonach die Herren in einer beſtimmten Entfernung werfen mußten; und die Ordnung des Werfens wurde durchs Loos entſchieden. Der erſte, welcher ſo geſchickt oder ſo glücklich warf, ſie zu treffen und von ihrer Stelle wegzurücken, deſſen Stein wurde an ihren Platz geſetzt, und er warf nun von dieſem Standpunkte zum zweitenmale nach ſeinem eigenen Steine, der nun die Penelope vorſtellte. Traf er ſie ohne einen von den andern Steinen zu berühren, ſo hatte er gewonnen, und hielt's für eine Vorbedeutung, daß er der Glückliche ſey, der zuletzt die Braut heimführen werde: und je öfter einer in dieſem Spiele obgeſiegt hatte, je höher ſtieg ſeine Hoffnung.

Dieſes Spiel war alſo zugleich eine Art von Sortilegium, und wurde, wie es ſcheint, bei den Alten öfters zu dieſem Ende gebraucht.

Homer gedenkt auch noch andrer Spiele, mit denen ſich die Freier der ſchönen Penelope die Zeit kürzten: aber da ſie

von der kriegerischen und gymnastischen Art sind, welche bei den Griechen, außer den lieblichen Spielen der Musen und Grazien (Gesang, Tanz, Musik und Theaterspielen), fast alle andern verdrängten, so gehören sie nicht zu meinem dermaligen Gegenstande.

Die vorerwähnte Sage, die den Palamedes zum Erfinder des beschriebenen Spieles mit den steinernen Kegeln macht, hat durch einen seltsamen Irrthum viele Gelehrte veranlaßt, diesen Griechischen Prinzen für den Erfinder des Schachspiels auszugeben. Denn es ist nicht abzusehen, was diesen Irrthum hätte veranlassen können, wenn er nicht daher entstanden ist, daß irgend einer (z. B. der Lateinische Uebersetzer des Aelians) das Griechische Pessi durch Latrunculi übersetzt hat, und daß unsre neuern Lateiner das Schachspiel ludum latrunculorum zu nennen pflegen, wiewohl das Soldatenspiel (welches bei den Römern diesen Namen führte) von dem Spiele der Homerischen Freier eben so verschieden ist als vom Schachspiele, wie sich's besser unten zeigen wird.

Das wahre Schachspiel ist aus einer viel spätern Zeit, und war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel.

Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bei den Griechen aber ist die berühmte Prinzessin Anna Komnena die erste, die davon, unter dem Namen Zatrikion, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sey. Aber auch die Perser gestehen, daß sie nicht die Erfinder desselben sind, sondern es erst in den Zeiten des großen Khosru oder Kosroes (also gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben dieſe Zeit, nämlich unter der Regierung des Wu-Ti, haben es auch die Sineſer, laut ihres eignen Bekenntniſſes, von den Indiern erhalten.

Unter dieſen ſoll es, zu Anfang des fünften Jahrhunderts unſrer Zeitrechnung, ein Bramine, Namens Naſſir, Dahers Sohn, erfunden haben, um einen damaligen jungen und mächtigen König von Indien, Namens Behiib, oder Behram — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von ſich ſelbſt zu groß und von den Menſchen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „daß ein Fürſt matt werden muß, ſobald er von ſeinen Unterthanen verlaſſen wird, oder keine mehr hat.“ Hundert andre wackre Leute, Rajas und Braminen, hatten dieß dem jungen Fürſten geradezu geſagt, aber waren damit ſo übel angekommen, daß mehrere ihre Freimüthigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müſſen. Die natürlichen Folgen einer ſolchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, daß ihre Geduld erſchöpft ſey, und die zinsbaren Fürſten kehrten ſchon Anſtalten vor, ſich dieſen Umſtand zu Nutze zu machen — als Naſſir, der Sohn Dahers, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche ſein Betragen nach ſich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beiſpiele ſeiner Vorgänger gezeigt, daß die Belehrung auf keine andre Weiſe von gutem Erfolge ſeyn würde, als wenn der Fürſt ſich ſolche ſelbſt zu geben, und nicht ſie von einem andern zu empfangen glauben würde. Er erfand alſo das Königsſpiel; wo der Schach oder König, wiewohl der wichtigſte unter allen Steinen, zu deſſen Beſchützung alle übrigen da ſind, doch weder zum Angriff geſchickt iſt, noch ſich ſelbſt gegen ſeine

Feinde ſchützen kann, wenn ſeine Unterthanen nicht das Beſte dabei thun; und wo die gemeinen Soldaten die wichtigſten Dienſte thun, und eben deßwegen auch auf alle mögliche Weiſe geſchont werden müſſen, weil der unzeitige Verluſt eines einzigen genug iſt, den Untergang des Königs nach ſich zu ziehen oder zu beſchleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon ſprechen, und bekam Luſt es von dem Erfinder ſelbſt zu erlernen. Der Bramine wurde nach Hofe berufen, und fand, unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm, auf eine feine und ſeine Eitelkeit nicht beleidigende Art, alle die großen Wahrheiten beizubringen, die er aus dem Munde der hofmeiſterlichen Rajas und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürſt, dem es weder an Verſtande noch Anlage zu edeln Geſinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellectionen des Braminen Naſſir auf ſich ſelbſt, änderte ſein Betragen, gewann das Herz ſeiner Unterthanen wieder, und wandte dadurch alles Unglück ab, das ſich über ihm zuſammengezogen hatte.

So erzählen die Arabiſchen Autoren die Geſchichte der Erfindung des Schachſpiels: und man muß geſtehen, wenn es gleich nur ein Mährchen ſeyn ſollte, ſo iſt es wenigſtens gut erfunden, und die ganze Beſchaffenheit dieſes edeln Spieles ſtimmt aufs vollkommenſte mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beigelegt wird.

Vielleicht iſt der Leſer neugierig zu wiſſen, wie der König von Indien den Braminen Siſſa oder Naſſir für eine ſo ſchöne Erfindung belohnte. — „Sohn Dahers, ſagte Behram zu ihm, ich erkenne, daß du ein Mann biſt, in welchem der Geiſt der Weisheit wohnt: begehre frei was ich dir geben ſoll, es ſey

ſo tief oder ſo hoch du willſt; fordre bis zur Hälfte meines Reichs, es ſoll dir werden!“

Siſſa, der Weiſe, beugte ſich mit ſeinem Antlitz zur Erde, und antwortete dem Könige: mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor deinen Augen, ſo gewähre mich deſſen, was ich von dir bitten will. Siehe, ich habe die Tafel meines Spiels, die hier vor dir liegt, in vierundſechzig Felder abgetheilt. So befiehl nun deinen Knechten, welche über deine Getreidehäuſer geſetzt ſind, daß ſie auf das erſte Feld legen Ein Weizenkorn, auf das andre zwei, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und ſo immer auf das nächſtfolgende noch einmal ſo viel als auf das vorhergehende, bis zum letzten der vierundſechzig Felder; und mein Herr der König laſſe dieß meine Belohnung ſeyn!

Wie der König dieß hörte, gerieth er in einen großen Zorn, und verachtete den Braminen in ſeinem Herzen, ſprechend: du haſt nicht gefordert wie ein weiſer Mann, ſondern wie ein Narr. Meinſt du etwa, daß ich nicht Macht genug habe dir etwas Großes zu geben, daß du etwas ſo Geringes von mir verlangſt?

Allein der Bramine blieb dabei, daß ihm an der gebetnen Belohnung vollkommen genüge, und ſetzte hinzu: wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig deuke, ſo möchte er ihm doppelt ſo viel geben laſſen. Der König ließ alſo den Oberaufſeher über ſeine Kornhäuſer kommen, und befahl ihm, dem Braminen zu geben was er begehrt hatte.

Aber es zeigte ſich bald, daß der weiſe Siſſa ſeinem Herrn in dieſer Bitte abermals eine indirecte Lehre hatte beibringen wollen. Denn der Oberaufſeher über die Kornhäuſer kam in kurzem wieder zurück, und verſicherte: er habe zwar die Summe der Weizenkörner, die der König dem Braminen zu geben

befohlen, auszurechnen angefangen; aber solche, eh' er noch über die Hälfte der Zahl vierundsechzig gekommen, so ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich sey fortzurechnen. Alles was er davon sagen könne, sey: daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Bramine nach dem Versprechen des Königs zu fordern habe.

Jetzt ging dem König auf einmal ein Licht auf; er merkte was ihm der Sohn Dahers durch diese Bitte zu verstehen gegeben hatte, ließ ihn zu sich holen, umarmte und küßte ihn, und sprach: „Nun sehe ich, daß die Weisheit Gottes in dir ist; von Stund' an soll mein Volk nach deinem Munde regiert werden, und du sollst das Brod an meinem Tische essen!" — Und der weise Sissa (setzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige, und war ihm wie sein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens.

Ich finde nicht, wie dieses Spiel in Indien und von seinem Erfinder genannt worden sey. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den Namen Schatreng oder Schatrangschi, das Königsspiel; und diesen Namen behielt es auch bei den Arabern, durch welche es vermuthlich in den mittlern Zeiten zu den Spaniern gekommen, die es Xadrang, oder auch mit dem Arabischen Artikel Al Xadres und Axadres nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erst von den Arabern, vielleicht in den Zeiten der Kalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es Zatrikion, die Franzosen le Jeu des Echecs, die Deutschen das Schachspiel (jene von dem Arabischen Schek oder Scheik, diese von dem Persischen Schah oder Schach), die neuern Lateiner Ludum Scachorum, und die Italiener Scacchi.

Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter Mann als

Saumaise war, ohne den Schatten eines Beweises aus Griechischen Schriftstellern, die Griechen zu Erfindern eines Spieles machen konnte, in welchem alles morgenländisch ist. Denn sein ganzer Beweis ist die seltsame Frage: wer weiß nicht, daß man die Erfindung dieses Spiels den Griechen schuldig sey? Von ihnen (setzt er eben so entscheidend hinzu) kam es zu den Persern. (Exercit. in Solin. p. 795.) Die Prinzessin Anna Komnena, die doch wohl besser wissen konnte was an der Sache war, sagt gerade das Gegentheil. Denn da sie in der Erzählung der Verschwörung der vier Gebrüder Anemaden und des schwachköpfigen Senators Salomon gegen den Kaiser Alexius, ihren Vater, des Umstandes, welchem dieser Kaiser die Entdeckung der Verschwörung und sein Leben zu danken hatte, erwähnt — nämlich, daß er gewohnt gewesen sey, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, mit einem seiner nächsten Verwandten Schach zu spielen — setzt sie hinzu: „Ein Spiel, welches bei den Assyrern erfunden worden, und von ihnen auf uns gekommen ist.“ Daß diese Prinzessin von dem wahren Erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer Glaubwürdigkeit in der Hauptsache nichts: denn so viel bleibt immer gewiß, daß sie es hätte wissen müssen, wenn das Spiel Zatrikion Griechischen Ursprungs gewesen wäre, und daß sie solchenfalls nicht daran gedacht hätte es den Assyrern zuzuschreiben.

Ob der gute Bramine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir — nicht fragen: aber wenigstens darin hat er seinen Zweck erreicht, daß es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsspiel der morgenländischen Fürsten und Großen gewesen, und es noch auf diesen Tag ist. Von dem Kalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der Geschichtschreiber Elmakin

eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Leidenschaft für dieses Spiel gelten kann. Er spielte eben im Innersten seines Palastes mit seinem Liebling Kuter Schach, da einer von seinen Dienern ihn erinnerte, daß es Zeit wäre seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde, welche Bagdad seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriffe sich von der Stadt Meister zu machen. — „Gut, ich komme ja, sagte der Kalif zu dem Officier, laß mich nur erst Kutern matt machen."

Man erzählt von unserm großherzigen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, einen ähnlichen Zug, aber unter Umständen, die seinem Charakter zu größerer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte, und, der Grundgesetze des Deutschen Reichs und seiner Wahlcapitulation uneingedenk, ihm durch ein aus Spanischen und Italiänischen Officieren bestehendes Kriegsgericht unter dem Vorsitze des abscheulichen Duca d'Alba den Proceß machen ließ; spielte der Kurfürst eben mit Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangenen, Schach, da ihm Karl das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurtheil ankündigen ließ. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne, aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen, gab er die Antwort eines Helden und eines guten Vaters; hieß darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen; spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort, und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges eben so herzlich, als ob nichts Widriges vorgefallen wäre.

Auch der große Asiatische Eroberer Timur, oder Tamerlan, war ein großer Liebhaber vom Schachspiele. Er spielte

aber nur das große, das auf hundert zweiunddreißig Feldern mit zweiunddreißig Figuren auf jeder Seite gespielt wird: das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar diejenigen mit denen er's gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter diesen auch den Ala-Eddin oder Aladdin, der so geübt darin war, daß er immer ohne sich einen Augenblick zu besinnen, zog, und doch immer allen andern überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den Kürzern zog, war doch so billig, dem Aladdin seine Ueberlegenheit zu verzeihen. Da ihm dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: Aladdin, du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen. Hingegen wird von dem berühmten Sultan Mahmud, Sebuktegins Sohn, Gasni genannt, erzählt: daß er im Schachspiel eben so unerschöpflich an Kriegslisten und eben so unüberwindlich gewesen, als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Dieß gab einem Persischen Dichter, Namens Onsori, Anlaß, ihm in zwei Versen ein Compliment zu machen, das auf einen großen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

Mit tausend Fürsten spielt der König Mahmud Schach,
Und jeden macht er auch auf andre Weise matt.

Das Schachspiel ist, seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingsspiel der Großen gewesen. Daher kam es, daß man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbretts und der Figuren

Ehre anzuthun suchte, und hierin mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte; wie davon in königlichen und fürstlichen Kunst- und Schatzkammern (so wie noch in manchen adeln Deutschen Familien, wo man die Reliquien der Vorfahren in gebührenden Ehren hält) noch häufige Beweise anzutreffen sind. Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daß (nach dem Geschichtschreiber Medschdi) der Persische König Kosru, Perviz Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Hyacinth und die andre von Smaragd war, und ein andrer Persischer Monarch eines besaß, dessen mindester Stein dreitausend goldne Dinars werth war.

Einer von den alten Romanciers, deren Einbildungskraft immer noch über das höchste was sie vor Augen hatten weit hinaus ging, gibt uns in einer Erzählung von den Abenteuern, welche den vier Brüdern und Königssöhnen, Gauvain (oder Galwin), Agravain, Gueret und Galleret, auf ihrem Zuge nach dem verlornen Lanzelot aufgestoßen, eine Beschreibung eines Schachbretts und einer Art dieses Spiel zu spielen, die in einem romantischen Gedichte keine schlechte Figur machen würde.

„Galleret, der jüngste und artigste von diesen Brüdern, erblickt eines Tages, indem er aus einem Walde heraus reitet, auf einem nicht weit entfernten Hügel ein prächtiges Schloß; und indem er es mit Verwunderung betrachtet, kommt ein Fräulein aus demselben angeritten, die ihn sehr höflich anspricht, und ihn im Namen ihrer Dame, der Gebieterin dieses Schlosses, einladet, bei ihr auszuruhen, und nach der Tafel eine Partie Schach mit ihr zu spielen. Denn, setzte sie hinzu, vermöge der guten Erziehung die ein Ritter von euerm Ansehen ohne Zweifel erhalten hat, kann euch

dieß Spiel nicht unbekannt seyn. Galleret erwiedert mit aller Artigkeit eines Ritters von der Tafelrunde: er sey zwar kein großer Meister in diesem Spiele; wiewohl er's öfters an König Artus Hofe habe spielen gesehen, wo der König und die Königin Genievre, und Lanzelot und Galwin und die übrigen Ritter in müßigen Stunden sich gewöhnlich mit demselben zu ergötzen pflegten; indessen sey er auf allen Fall bereit, dem Fräulein zu folgen wohin sie ihn führen würde. Diese brachte ihn also nach dem Schlosse, wo er von der Fee Floribelle, einer großen, schönen und sehr muntern Dame, freundlichst empfangen wurde. Nach der Tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen Saal, wo er (wie sie sagte) alles zu dem Schachspiel, wozu sie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Galleret machte ein Paar Augen von der ersten Größe, wie er einen Echiquier vor sich sah, dergleichen er noch keinen in seinem Leben gesehen hatte: denn der ganze Saal stellte das Schachbrett vor. Er war mit großen Quadersteinen von schwarzem und weißem Marmor gepflastert, welche die Felder des Schachbretts ausmachten; und die Figuren, welche theils von Elfenbein, theils von Ebenholz zu seyn schienen, waren alle in Lebensgröße, und außerordentlich prächtig aufgeschmückt. Ihre Waffenrüstungen waren von geschmelztem Gold, und, eben so wie ihre Kleidung, mit Perlen und Edelgesteinen von großem Werthe reichlich besetzt. Vorzüglich schimmerten die beiden Könige und Königinnen in einer ganz verblendenden Herrlichkeit. Die Läufer, die man damals Alsins oder Bannerträger nannte, stellten Soldaten zu Fuß vor, aber von Kopf bis zum Fuß bewaffnet, und trugen prächtige Fahnen, von zwei verschiednen Farben in der Hand, in welche zwei verschiedne Devisen mit Gold und Perlen gestickt waren. Die Springer saßen als Ritter

auf Pferden von gediegenem Golde, und man konnte nichts Reicheres ſehen als ihre Rüſtungen, Waffen und Pferdedecken. Die Thürme wurden von goldnen Elephanten getragen. Die ſimpeln Pions oder Bauern wurden endlich durch Soldaten zu Fuß vorgeſtellt, die mit Streitärten bewaffnet waren, und ſo martialiſch ausſahen, als ob ſie das Zeichen zum Angriff kaum erwarten könnten. Aber das Seltſamſte bei dem allen war, daß der große Zauberer, der Werkmeiſter dieſes wundervollen Schachſpiels (eben ſo geſchickt wie Homers Vulcan), dieſen Figuren die Eigenſchaft gegeben hatte, ſich auf bloße Berührung mit einem Stäbchen, welches der Spielende in der Hand hatte, von ſelbſt nach deſſen Befehle zu bewegen, und den Platz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame des Schloſſes unterrichtete den Ritter zu ſeinem großen Erſtaunen von dieſer eben ſo bequemen als wunderbaren Art Schach zu ſpielen, und trug ihm hierauf ein Spiel an, mit der Bedingung: daß, wofern er obſiegen würde, er dieſen koſtbaren Echiquier zuſammt dem Schloſſe und der Dame obendrein gewonnen haben, hingegen, wenn er das Spiel verlöre, auf Lebenslang ihr Sklave ſeyn ſollte. Der junge Ritter erſchrak zwar ein wenig über dieſen Antrag; doch ermannte er ſich ſogleich wieder, und erklärte ſich bereit, das Abenteuer zu unternehmen; voller Hoffnung (wie die Jugend ſich immer mehr zutraut als ſie ſollte), daß ihm das Schachfeld, das Schloß und die Dame nicht entgehen könnte. Das Spiel fing alſo an. Die Dame gab ihm ein weißes Stäbchen, mit welchem er die Figuren berührte, und ihnen befahl wie ſie gehen ſollten: ein gleiches that die Dame mit einem ſchwarzen Stäbchen. So wie die Figuren berührt wurden, ſchienen ſie ſich zu beleben, hoben ihre Streitärte, Lanzen, Fahnen oder Schwerter, und bewegten ſich mit

kriegerischen Gebärden an den angewiesenen Platz, als ob sie auf ihre Gegner losgingen, trafen aber einander nicht eher, bis in dem Augenblicke, da nach den Gesetzen des Spiels eine Figur genommen werden mußte. Diese Art zu spielen gefiel dem jungen Ritter so wohl, daß er immer frischer auf seine Gegnerin losging; aber nicht lange, so nahm das Spiel eine Wendung, die seiner Geschicklichkeit nicht so viel Ehre machte als seinem Muthe. Kurz, er befand sich matt eh' er's sich versah, und es blieb ihm also kein andrer Ausweg übrig, als seine Revanche von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der Erklärung: daß sie nicht länger als bis zu Sonnenuntergang, und also höchstens drei Partien würden spielen können. Auch haben wir, setzte sie hinzu, hier noch ein andres Gesetz, und das ist: daß wer eine Partie auf den vierten Zug verliert, keine Revanche fordern kann. Der junge Galleret ließ sich alles gefallen, spielte mit aller Aufmerksamkeit deren er fähig war, gewann die Partie, verlor aber die dritte als die entscheidende, und mußte sich also gefallen lassen, entwaffnet in ein Gefängniß abgeführt zu werden, wo er den Trost hatte eine Menge andrer Ritter anzutreffen, die ihre Freiheit wie er verspielt hatten; und wo er sich so lange gedulden mußte, bis sein Bruder Galwin so glücklich war die Dame durch den Echec du berger auf den vierten Zug matt zu machen, und, nach verschiedenen andern Abenteuern, den jungen Galleret endlich in den Besitz der jungen Floribelle und ihres Schachspiels zu setzen.

Wenn die Ritterbücher und Fabliaux des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts historischen Glauben in irgend einem Punkte verdienen könnten, so wäre das Alter des Schachspiels in Europa um viele Jahrhunderte früher hinaus zu setzen,

als ich es nach Frerets Meinung angegeben habe. Aber die gröbsten Verstoße wider die Chronologie, Geographie und Geschichte sind diesen Romandichtern so gewöhnlich, daß es ihnen nicht mehr Mühe kostete, die Ritter an des Königs Artus Hofe Schach spielen zu lassen, als Babylon nach Aegypten zu versetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln, und Karln dem Großen eine Kreuzfahrt nach Palästina anzudichten. Daß das Schachspiel zu ihren Zeiten an den Höfen der großen Herren in Frankreich gespielt, und die Geschicklichkeit in demselben für eine Anständigkeit eines wohl erzogenen Ritters angesehen wurde, war ihnen schon genug, um sich versichert zu halten, daß es den Rittern der Tafelrunde, als den wahren und vollkommensten Modellen aller ritterlichen Eigenschaften und Tugenden, auch an dieser nicht habe fehlen können.

Einen stärkern Beweis gegen Frerets Meinung würde das Schachspiel mit großen elfenbeinernen Figuren und Arabischen Charakteren abgeben, welches in dem Schatze der Abtei St. Denys gezeigt wurde, wofern das Vorgeben gegründet wäre, daß es Karln dem Großen zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den Geschenken des Kalifen Harun Alreschid) erhalten habe. Allein die Arabischen Charaktere geben dieser Tradition um so weniger Gewicht, weil die Figuren nicht morgenländisch, sondern nach Europäischer Art gebildet sind. Dieser letzte Umstand, und der Name des Künstlers Johann Nikolas, könnten eher die Vermuthung erwecken, daß es das Werk eines spätern Griechischen Meisters gewesen. Wenn Karl das Schachspiel gekannt oder geliebt hätte, so würde sich doch wohl im Eginhard, der so sehr ins Besondere seines häuslichen Lebens geht, eine Spur davon finden.

Noch weniger Aufmerksamkeit verdient die Anekdote, die in des berühmten Gustavus Selenus, oder Herzog Augusts von Lüneburg, ausführlicher Beschreibung des Schach- oder Königsspiels, pag. 14, aus zwei ungedruckten Bayerischen Chroniken angeführt ist, „von dem Sohn eines Herzogs Okar in Bayern, der an dem Hofe Königs Pipins von Frankreich gelebt haben, und von dem Sohne des Königs erschlagen worden seyn soll, weil dieser nicht habe leiden können, daß ihm jener im Schachspiel immer überlegen gewesen." — Eine andre handschriftliche Chronik, auf welche sich Herzog August beruft, erzählt die Sache folgendermaßen: „die beiden Fürsten, Herzog Albrecht und Herzog Okar, hatten nit mehr denn einen Sun (haben sie ihn mit einander gehabt?), der ward erschlagen in seinen jungen Tagen mit einem Schachzabelbrett an König Pipinus Hofe von Frankreich von einem andern jungen Fürsten." — Der Sohn des Königs Pipinus, den der Sohn dieser beiden angeblichen Herzoge von Bayern mit einem Schachbrett erschlagen haben soll, müßte einer von den vielen natürlichen Söhnen gewesen seyn, die ihm von einigen Genealogisten zugeschrieben werden, wiewohl die gleichzeitigen Geschichtsschreiber ihrer keine Meldung thun. Denn von den drei Söhnen, die er von seiner Gemahlin Bertha hatte, wurde keiner mit einem Schachzabelbrett erschlagen. Die beiden ältesten, Karl und Karlmann, regierten nach ihrem Vater, und der jüngste, Pipin, starb, eh' er wußte was Schachspiel war, in seinem dritten Jahre. Die erste Chronik spricht aber so, als ob Pipin nur Einen Sohn gehabt hätte; die andre hingegen sagt gar nichts von einem Sohne desselben. Ueberdieß kommen in der Geschichte dieser Zeit wohl ein paar edle Bayerische Herren, Namens Adelbert und Ottker, vor, welche mit dem Bayerischen Hause verwandt, aber darum weder Herzoge

von Bayern waren, noch so genannt wurden. Die ganze Anekdote sieht also einem Mährchen sehr ähnlich, und scheint für das Alterthum des Schachspiels nicht viel mehr zu beweisen, als die Geschichte der vier Haymons-Kinder; wo Kaiser Karls Neffe Reinholden von Montauban, ebenfalls wegen eines übern Schachspiel entstandenen Haders, das Schachzabelbrett an den Kopf wirft; dieser aber den Spaß unrecht versteht, und mit dem nämlichen Schachbrett dem Prinzen einen solchen Schlag vor die Stirne gibt, daß er gählings todt zu Boden fällt. Etwas Wahres ist an dergleichen alten Volksromanen und Sagen immer; aber da es selten möglich ist, es von dem Erdichteten zu unterscheiden, so können die daraus hergenommenen Zeugnisse in zweifelhaften historischen Fällen von keinem Gewichte seyn. Gesetzt also, daß eine wirkliche Begebenheit an König Pipins Hofe zu jener Anekdote den Anlaß gegeben hätte: könnte das Spiel, worüber die jungen Fürstensöhne sich entzweiten, nicht das alte Römische Soldatenspiel (ludus latrunculorum) gewesen seyn — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen, bei diesen aber nach und nach aus der Gewohnheit gekommen, und endlich, da das Schachspiel den Weg nach Europa gefunden, von diesem nicht nur gänzlich verdrängt, sondern auch in der Folge von den unwissenden Schriftstellern dieser Zeiten mit demselben verwechselt worden?

Da beide Spiele, so wesentlich auch ihre Verschiedenheit ist, doch in verschiedenen Stücken und hauptsächlich darin übereinkommen, daß beiden der Name von Kriegs- oder Soldatenspielen ganz eigentlich zukommt: so war diese Verwechslung bei Romanschreibern, die wenig oder gar keine Kenntniß des Alterthums hatten, um so leichter möglich, als von jenem Römischen Spiele sich immer noch einige Erinnerung und

Tradition erhalten haben möchte. Aber wie beinahe alle neueren Philologen ſich ſo feſt haben in den Kopf ſetzen können, die dem Palamedes (wiewohl ohne Grund) zugeſchriebene Petteia der Griechen (das oben beſchriebne Kegelſpiel der Homeriſchen Freier) und den ludum latrunculorum der Römer mit dem morgenländiſchen Schachſpiele zu vermengen, würde unbegreiflich ſeyn, wenn man nicht wüßte, daß ein einziger Mann wie Saumaiſe Anſehen genug hatte, hundert andre auf ſein bloßes Wort irre zu führen.

Das Wenige, was man aus Zuſammentragung und Vergleichung aller Stellen, worin die alten Römiſchen Schriftſteller des Latronen- oder Latrunkelnſpiels beiläufig Erwähnung thun, herausbringen kann, iſt zwar nicht hinreichend uns einen kunſtmäßigen Begriff davon zu geben: aber doch mehr als vonnöthen iſt, um einen jeden, der bloß ſehen will was da iſt, zu überzeugen, daß zwiſchen dieſem Römiſchen und dem Schachſpiel nicht mehr Aehnlichkeit war, als zwiſchen dem Schach- und dem Damenſpiele.

Da ich einmal über dieſe Materie gerathen bin, ſo werden Leſer, die für alles Menſchliche — und alſo auch für die Spiele der Menſchen einige Anmuthung haben, ſich vielleicht nicht verdrießen laſſen, bei dem Spiele, das einſt ſo viel Reiz für die Herren der Welt hatte, noch ein wenig zu verweilen.

Und warum ſollten denn die Spiele der Menſchen unſrer Aufmerkſamkeit unwürdig ſeyn? Spielen iſt die erſte und einzige Beſchäftigung unſrer Kindheit, und bleibt uns die angenehmſte unſer ganzes Leben durch. — Arbeiten wie ein Laſtvieh iſt das traurige Loos der niedrigſten, unglücklichſten und zahlreichſten Claſſe der Sterblichen; aber es iſt den Abſichten und Wünſchen der Natur zuwider. Der Menſch iſt nur dann

an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseyns, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungner Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypotheſen, die Schönen mit unsern Herzen, und die Könige — leider! — mit unsern Köpfen. Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude, ohne Spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprüchwort sagt) aus Spiel Ernst, und das, was schuldloser Scherz und Nepenthe der Sorgen des Lebens seyn sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden? Wie oft haben ganze Völker ihre Freiheit, ihren Ruhm, ihr Glück, im eigentlichsten Verstande verspielt? — Bloß in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluß, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt: aber eben dieß ist's, was sie in der Charakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts was den Menschen angeht, nichts was ihn bezeichnet, nichts was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Philosophen unerheblich. — Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab als in ihren herrschenden Ergötzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen: keine

Veränderung in dieſen (wie in jener), die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in ſeinem ſittlichen oder politiſchen Zuſtande wäre!

Ich würde es daher als eine ſelbſt des ſcharfſinnigſten Menſchenforſchers keineswegs unwürdige Beſchäftigung anſehen, wenn ein ſolcher ſich entſchlöſſe, die Geſchichte der Spiele, mit philoſophiſchem Auge betrachtet, zum Gegenſtand einer genauen und vollſtändigen Unterſuchung zu machen.

Doch, wieder zu dem Lieblingsſpiele der Römer!

Zu Plautus und Ennius Zeiten — wo die Römiſche Sprache von der Sprache des Auguſtiſchen Jahrhunderts eben ſo verſchieden war als es die Deutſche unter Friedrich II von der unter Joſeph II iſt — hieß Latro ein Soldat und Fur ein Knecht. Schon in Cicero's Zeit hatten beide Wörter (vermuthlich aus Schuld der Soldaten und Knechte) ihre erſte Bedeutung im gemeinen Leben verloren, und jenes war in Räuber, dieſes in Spitzbube ausgeartet. Aber als der ludus latronum oder latrunculorum bei den Römern aufkam, und das gewöhnlichſte Spiel wurde, womit ſich Officiere und Soldaten im Lager die Zeit vertrieben, ſtand das Wort latro noch in gutem Ruf; und das Spiel behielt ſeinen alten Namen, auch nachdem das Wort ſeine alte Würde überlebt hatt. Es wurde auf einer Art von Damenbrett, welches bei Seneca tabula latruncularia heißt, mit Steinen (calculi) geſpielt, welche latrunculi oder Soldätchen genannt wurden. Der Name Soldatenſpiel, unter welchem ich ſeiner ſchon einigemal erwähnt habe, iſt alſo eine wörtliche Ueberſetzung ſeines Römiſchen Namens, und bezeichnet zugleich einen weſentlichen Charakter des Spieles ſelbſt. Denn es ſollte ſeiner Natur und Abſicht nach ein militäriſches Spiel ſeyn; und in der Art, wie beide Spieler (denn es wurde unter zweien geſpielt) nach den

Geſetzen desſelben ziehen und ſchlagen mußten, bot es eine Menge Gelegenheiten dar, ſeinen Gegner in die Enge zu treiben, zu überliſten, zu überfallen, oder ſich ſelbſt aus einer ſchlimmen Lage herauszuziehen, einen begangnen Fehler wieder gut oder einen Fehler des Gegners ſich zu Nutze zu machen u. ſ. w. Kurz, es kam dabei, wie im Kriege, auf Angriff und Vertheidigung an, und war alſo inſoferne dem Schachſpiel ähnlich: aber ſonſt ſowohl in der Beſchaffenheit der Steine, als in der Art wie es geſpielt wurde, von demſelben ganz verſchieden. Die Steine waren zwar auch von zweierlei Farbe, nämlich weiß und ſchwarz (und mußten es ſeyn, damit jeder von den Spielenden die ſeinigen bequemer erkennen und überſehen konnte), aber ſie waren weder an Figur noch Gang von einander unterſchieden. Sie rückten in gerader Linie vor, und es wurden immer zwei erfordert, um dem Feind Einen nehmen zu können. Daher mußte jeder vorrückende oder ſich zurückziehende Stein von einem hinter ihm ſtehenden bedeckt ſeyn. Die angeführten Stellen ſind nicht hinlänglich, um daraus zu ſehen, unter welchen Umſtänden ein Stein genommen wurde oder ſich noch zurückziehen konnte: aber dieß iſt gewiß, daß der Erfolg des ganzen Spiels darauf beruhte, dem Feinde ſo viele Steine zu nehmen als möglich, oder ſeine Steine ſo einzuſchließen, daß er nicht mehr ziehen konnte, welches ſie anbinden (alligare) nannten; daß hingegen wieder allerlei Mittel waren, einen angebundenen Stein wieder in Freiheit zu ſetzen, und daß in der Bemühung, dieſes auf der einen Seite zu bewirken und auf der andern Seite zu verhindern, die hauptſächlichſte Feinheit des Spieles lag. Auf dieß deutet die Stelle im Seneca (Ep. 117), wo er ſagt: „wem in dem Augenblick da er einem Latrunkelnſpiele zuſieht, angeſagt wird, ſein Haus brenne, der hält ſich nicht auf,

vorher das Spiel zu überſehen, und bekümmert ſich nun wenig mehr darum, wie der angebundene Stein ſich wieder herauswickeln werde." Die oben ſchon aus eben dieſem Schriftſteller angezogne Stelle (de Tranquil. An. c. XIV) beweist, daß, wer einen Stein mehr hatte als ſein Gegner, ſich ſchon größere Hoffnung machen konnte die Partie zu gewinnen. Aus einer andern Stelle in des Vopiscus Nachrichten vom Leben des Galliſchen Gegenkaiſers Proculus zeigt ſich, daß der Sieger Imperator hieß; und daß alſo, wie es im Schachſpiele darauf ankommt wer den andern matt macht, es in dieſem darauf ankam, wer von beiden Imperator würde? (quis Imperator exiret?) Proculus, der ſich, durch einen unternehmenden Geiſt und eine körperliche Stärke von der ſeltenſten Art, von einem gebornen Räuber (denn ſeine Vorfahren hatten dieß Handwerk ſchon von langem her getrieben) zum Anführer einiger Römiſchen Legionen in Gallien, in den verworrenen Zeiten des Kaiſers Aurelianus, geſchwungen hatte, wurde (wenn Vopiscus und ſein Gewährsmann Oneſimus Glauben verdienen) von den Lugdunenſern bei einer ſolchen Gelegenheit zum Kaiſer ausgerufen. Er ſpielte nämlich bei einem großen Gaſtmahle ad latrunculos, und war bereits zehnmal hinter einander Imperator in dieſem Spiele geworden: als einer von den Gäſten den Einfall hatte, ihn deßwegen ſcherzweiſe mit einem Ave Auguſte! zu complimentiren. Um den Spaß rund zu machen, brachte der ſcherzhafte Gallier ein Purpurkleid herbei, warf es dem Sieger um die Schultern, und verehrte den neuen Auguſt mit der gewöhnlichen Kniebeugung. Die Lugdunenſer, welche ſich zu dem damaligen Kaiſer Probus nicht viel Gutes zu verſehen hatten, und vermuthlich mit dem Gedanken, ihm den Proculus entgegenzuſtellen, ſchon länger umgegangen waren, ergriffen das Omen. Der Spaß wurde

Ernſt, und Proculus wurde, wiewohl nicht auf lange Zeit, zum wirklichen Römiſchen Imperator ausgerufen — weil er zehnmal Imperator im Soldatenſpiele geworden war.

Aus allen den Stellen, wo dieſes Spieles in den alten Römiſchen Schriftſtellern gedacht wird, und wovon wir die meiſten angeführt haben, iſt erſichtlich, daß es, zu Auguſts Zeiten, eines der gewöhnlichſten und beliebteſten Spiele in Rom war. Ovid in ſeiner leichtfertigen Arte amandi macht es ſeinen Schülerinnen zur Pflicht, nicht unerfahren darin zu ſeyn. Hingegen empfiehlt er auch dem Liebhaber, der auf eine Dame Abſichten hat, ſeine Geſchicklichkeit nicht zur Unzeit zu zeigen, und die Dame mit guter Art gewinnen zu laſſen.

Sive latrocinii sub imagine calculus ibit,
Hac peream vitrea miles ab hoste tuus.
L. II. 206.

Aus einer andern Stelle in der Elegie, die das zweite Buch ſeiner Tristium ausmacht, erhellt, daß damals auch ſchon ein Buch vorhanden war, das die Theorie dieſes Spiels abhandelte und Vorſchriften, es gut zu ſpielen, gab; und aus etlichen Stellen des Seneca ſehen wir, daß es zu ſeiner Zeit Leute gab, die ihr ganzes Leben an der tabula latruncularia verſpielten.

Der gelehrte Hyde ſchließt aus allem, was man von der Beſchaffenheit dieſes alten Spiels herausbringen kann, daß es mit unſerm Damenſpiel einerlei geweſen ſey; oder, daß der Unterſchied zwiſchen dieſem letztern und dem Römiſchen Soldatenſpiele wenigſtens nicht größer geweſen ſey, als der Unterſchied zwiſchen dem Morgenländiſchen und Europäiſchen Schachſpiele. Wie es aber gekommen, daß es aus einem

99866

Soldatenspiel ein Damenspiel geworden, können wir nicht sagen. Indessen scheint die Erklärung, welche Hyde davon gibt, indem er diese letztere Benennung von dem Deutschen Worte Damm, oder Dam (wie die Engländer, Schweden und Dänen es schreiben), ableitet, der Aufmerksamkeit eines Etymologisten nicht unwerth zu seyn. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Damm verliert sich zwar in dem frühesten Alter unsrer Sprache; scheint aber doch, so wie das Zeitwort Dammen oder Dämmen und das davon abstammende Dämpfen, sich auf etwas Kriegerisches bezogen zu haben. Denn vermuthlich ist es mit dem Griechischen δαμειν einerlei Ursprungs. Es ist aber nicht wohl möglich etwas Bestimmtes hierüber zu sagen, da die Zeit, wann dieses Spiel unsern alten Vorfahren bekannt geworden, unbekannt ist. Tacitus berichtet uns zwar, daß sie dem Würfelspielen mit einer solchen Leidenschaft ergeben gewesen, daß sie nicht nur oft Hab' und Gut dabei verspielt, sondern, wenn sie alles verloren, zuletzt sogar das, was ihnen sonst so lieb als das Leben war, ihre Freiheit selbst auf den letzten Wurf gesetzt: aber von dem Soldaten- oder Damenspiel erwähnt er nichts; wie er (dem ihre Sitten so bekannt waren) gewiß gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches Deutsches Spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bei allen Europäischen Völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bei denen es Atlanbaschi, gewöhnlicher aber Dama, oder Dama Ojuni, heißt. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war, allem Vermuthen nach, eine Erfindung der Römer, und wenigstens achthundert Jahre älter als das Europäische Schachspiel, mit welchem es, so ganz ohne Grund, von den meisten Gelehrten, und noch neuerlich (nachdem Hyde die Geschichte desselben schon so überzeugend ins Klare gesetzt

hatte) von dem Franzöſiſchen Herausgeber der Alexias der Cäſariſſa Anna Komnena, dem Jeſuiten Poſſin, vermengt worden iſt.

Natürlicher wenigſtens wäre es, zu glauben, daß der Erfinder des Schachſpiels von dem Römiſchen Soldatenſpiel einige Kenntniß gehabt, und ſolches durch die vorgenommenen Veränderungen theils zu einer größern Vollkommenheit gebracht, theils der morgenländiſchen Staats- und Kriegsverfaſſung, und ſeiner beſondern Abſicht auf ſeinen König gemäßer eingerichtet habe.

Die Aëropetomanie.

Im October 1783.

Die Wunder unſers Jahrhunderts ſcheinen ſich immer dichter an einander zu drängen, immer größer und ſchimmernder zu werden, je näher es zu Ende läuft. „Sagt mir nichts von Unmöglichkeit!“ ruft vom Anblick der Zeichen, die vor ſeinen Augen geſchehen, begeiſtert, ein poetiſcher Académicien de Marseille aus! „dem hartnäckigen Fleiß iſt nichts unmöglich. Cook geht im Grunde des Meers, Montgolfier fliegt gen Himmel: öffnet mir die Hölle, und ich nehm' es auf mich, ihr Feuer auszulöſchen.“

Cook marche au fond des mers, Montgolfier vole aux Cieux;
Ouvrez moi les Enfers, j'en éteindrai les feux.

Es iſt glücklich für Monſieur Gudin de la Brenellerie, daß er die Heldenthat, die ihm in ſeiner ekſtatiſchen Begeiſterung nicht ſchwerer ſcheint, als Yoricks Pariſiſchem Haarkräusler eine Locke in den Ocean zu tauchen, unter eine Bedingung geſetzt hat, die von ſeiner Behauptung, „daß einem unabſchreckbaren Fleiß nichts unmöglich ſey,“ wenn ſie auch ſonſt allgemein wahr wäre, immer die einzige Ausnahme bleiben würde; und daß er alſo eben ſo wenig Gefahr läuft beim Worte genommen zu werden, als Archimedes, da er ſich anheiſchig machte die Welt aus ihrer Stelle zu rücken, wenn

man ihm einen feſten Standort im leeren Raume anweiſen wollte.

Ob nun gleich die Einbildungskraft des Akademikers von Marſeille, vermuthlich mit einer Menge brennbarer Luft angefüllt, die ſteigende Kugel der Herren Gebrüder Montgolfier weit überflogen zu haben ſcheint: ſo kann man doch nicht in Abrede ſeyn, daß die erſten Verſuche, wodurch dieſer neumodiſche Cerf-volant die Köpfe zu Paris und Verſailles ſeit kurzem aus dem Gleichgewicht gebracht hat, außerordentlich genug ſind, um ſich der ganzen Aufmerkſamkeit eines nach neuen Gegenſtänden ſo begierigen Volkes zu bemeiſtern. Herr Montgolfier iſt zwar ſelbſt noch ſo wenig gen Himmel geflogen, als der weltumſegelnde Cook jemals (unſers Wiſſens) auf dem Meeresgrunde luſtwandeln gegangen iſt: aber wenigſtens hat er doch ſchon einen Hammel, einen Hahn (das alte Sinnbild ſeiner Nation) und eine Ente, mit Hülfe eines friſchen Weſtwindes, eine Luftreiſe von einer Franzöſiſchen Viertelmeile machen laſſen. Und wenn dieß auch einem kaltblütigen Mitgliede der Societät der Wiſſenſchaften zu London nicht hinlänglich ſcheinen möchte die luftigen Hoffnungen zu rechtfertigen, die ſeit einigen Wochen, gleich eben ſo vielen aërostatiſchen Kügelchen, mit der Phantaſie der Pariſer emporflattern: ſo muß man doch geſtehen, daß es ein gutes Theil mehr iſt, als der berühmte König Strauß, der erhabne Erfinder des papiernen Drachen (von den Franzoſen der fliegende Hirſch genannt) jemals geleiſtet hat; ſo viel er ſich auch auf dieſe Erfindung und auf den Einfall zu gute that, ſeinem fliegenden Hirſch auf ſeiner Luftreiſe ein paar Katzen zur Geſellſchaft mitgegeben zu haben.

Die Herren Montgolfier, Gebrüder, deren Name durch dieſe Erfindung ſo berühmt geworden iſt, waren vorher ſchon

in ihrem Vaterlande, der eine als ein Mathematiker, der andere als ein geſchickter Naturforſcher und Chymiker, vornehmlich durch den hohen Grad von Vollkommenheit, wozu ſie vermittelſt dieſer Wiſſenſchaften die ihnen gemeinſchaftlich zugehörige Papierfabrik zu Annonay erhoben hatten, rühmlich bekannt.

Ein Verſuch des berühmten Sir Robert Boyle über die Schwere der Luft, den ſie mit einander anſtellen wollten, brachte ſie auf den Einfall, ein eben von Lyon ankommendes Stück Taft, wiewohl es zum Unterfutter für ein paar neue Kleider beſtimmt geweſen war, zu dieſem Experiment anzuwenden. Sie nähten den Taft zuſammen, und füllten ihn mit vierzig Kubikfuß brennbarer Luft; und ſiehe da, das Ding entwiſchte unſern Naturforſchern aus den Händen, und ſtieg bis an die Decke des Zimmers.

Die Freude der Gebrüder Montgolfier über ein ſo unerwartetes Reſultat war unbeſchreiblich. Sie eilten, ſich ihres Luftſacks wieder zu bemächtigen, und brachten ihn, um ihm freiern Spielraum zu geben, in den Garten, wo er ſich ſechsunddreißig Fuß hoch erhob, aber, weil die brennbare Luft durch den poroſen Taft zu bald Ausgang fand, in zwei Minuten wieder zu Boden fiel. Dieſer unverhoffte Erfolg munterte die Herren Montgolfier auf, noch mehrere Verſuche zu Annonay anzuſtellen, und die Maſchine, deren ſie ſich dazu bedienten, der zweckmäßigen Vollkommenheit näher zu bringen.

Die Sache wurde ruchtbar, und kam dem bekannten Phyſiker Faujas de St. Fond zu Ohren, den ſie plötzlich in eine ſo große Begeiſterung ſetzte, daß er keine Ruhe hatte, bis er die Ehre dieſer Erfindung mit den Gebrüdern Montgolfier theilen könnte. Weder die Luftart, noch das Werkzeug, deſſen ſich dieſe Herren zu ihrem Experimente bedient

hatten, war ihm bekannt: aber den Mangel der erstern ersetzte er durch die Vermuthung, daß es wohl keine andre als die brennbare Luft seyn werde, die aus Eisenfeile und Vitriolsäure mit gemeinem Wasser gezogen wird; zu dem andern aber verhalfen ihm die Herren Gebrüder Robert, ein paar junge Mechaniker von seltner Geschicklichkeit, von welchen er hörte, daß sie das Geheimniß besäßen, daß sogenannte elastische Harz aufzulösen, welches, gegen die Natur aller andern Harze, die sonderbare Eigenschaft hat, daß es eine Art von Elasticität besitzt und sich im Weingeist nicht auflösen läßt. Außer den Herren Robert gesellte sich Herr Faujas auch noch den Herrn Charles, Professor der Naturlehre, und Herrn Argand, einen Naturforscher aus Genf, bei seiner Unternehmung zu; und da sich bald eine Anzahl von Liebhabern fand, welche sich zur Bestreitung der beträchtlichen Kosten unterzeichneten, so glaubten diese Herren (nachdem sie sich des Erfolgs durch allerlei Arten von Versuchen vorher versichert hatten) im Stande zu seyn, das Publicum zum Experiment der Herren Montgolfier, ohne Zuziehung der ersten Erfinder, einzuladen. Die Neugierde der Pariser war auf einen so hohen Grad gespannt, daß man sich genöthigt sah, das sogenannte Marsfeld zum Theater eines Schauspiels zu erwählen, welches seit einiger Zeit der Inhalt aller Gespräche gewesen war.

Der 27ste August dieses Jahres war der große Tag, der die Herren Faujas de Saint Fond und Consorten vor den Augen alles Volkes entweder mit unsterblichem Ruhme krönen, oder in unauslöschlichem Spotte ersäufen sollte. Unter den Zuschauern befanden sich nicht wenige Ungläubige, und unter diesen auch einige Herren von der physikalischen Gilde, die mit Schmerzen auf die Verunglückung des Versuchs zu

harren schienen, und der Maschine von der Reaction der brennbaren Luft auf die atmosphärische wenig Gutes weissagten.

Unglücklicher Weise kann (wie es scheint) zu Paris keine Unternehmung, von welcher einiger Ruhm oder Vortheil zu ernten ist, ohne Einmischung von Eifersucht, Parteigeist und Cabalen zu Stande kommen. Dieß war auch hier der Fall. Aber außer diesem widrigen Umstande kamen noch verschiedene andre zusammen, wovon allem Ansehen nach die hauptsächliche Schuld an der Menge der Personen lag, die auch mit zur Sache sprechen und an der Ehre des Erfolgs Theil haben wollten. Die Herren erschwerten sich den Proceß ohne alle Noth, und nachdem sie sich endlich mit unendlicher Mühe und Arbeit siebzehn Kubikfuß brennbarer Luft oder sogenannten Gases verschafft hatten, so wollte ihr böser Genius, daß sie zwei Tage vor dem Experiment allen ihren Gas unbemerkt wieder entwischen ließen, indem einer von ihnen den Hahn der Maschine umdrehte, in der Meinung, daß er offen sey, da er doch verschlossen war.

Die Bestürzung der Unternehmer konnte nur durch die Schadenfreude ihrer Mißgünstigen übertroffen werden. Indessen belebte dieses Unglück den Eifer der Subscribenten nur desto mehr, und verschiedene der letztern halfen den Unternehmern Tag und Nacht so fleißig arbeiten, daß der Verlust wenigstens nothdürftig ersetzt wurde, und das Experiment im Marsfelde den 27sten August angekündigtermaßen vor sich gehen konnte. Zwei Kanonenschüsse verkündigten den großen Augenblick, dem so viele tausend Augen weit offen entgegen sahen. Die Kugel erhob sich, zur gerechten Beschämung der Unglaubigen und der Unglückspropheten, in die Luft, und verschwand nach zwei Minuten in einer Wolke. Zwei andere

Kanonenschüsse feierten den Augenblick der Verschwindung. Bald darauf zerfloß die Wolke, und die Kugel wurde wieder sichtbar; erschien aber, wiewohl sie zwölf Fuß im Durchmesser hatte, so klein, daß man dem bloßen Augenmaß nach urtheilen konnte, sie müßte zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen seyn. Hierauf verlor sie sich unter dem Händeklatschen der entzückten Zuschauer zum zweitenmal, und fiel endlich nach einer Luftreise von drei Viertelstunden bei Gonesse (einem vier Stunden von Paris entlegenen Flecken) nieder. Man bemerkte eine Oeffnung an ihr, wodurch die brennbare Luft, nachdem die Kugel eine Höhe erreicht, wo die atmosphärische weniger Widerstand that, sich mit Gewalt in Freiheit gesetzt hatte.

Was die Zuschauer dieser aërostatischen Lustbarkeit nicht wenig befremdete, war, daß weder Herr Faujas, wiewohl der erste Beweger der ganzen Unternehmung, noch der eine von den Gebrüdern Montgolfier, der bei dem Versuch im Marsfelde gegenwärtig war, in den innern Kreis, wo der Professor Charles mit Zuziehung der Gebrüder Robert sich der alleinigen Direction anmaßte, eingelassen wurden. Dieser Umstand erregte das Mißvergnügen der Ausgeschlossenen, deren Meinung von der Mehrheit der übrigen überstimmt worden war; und mancherlei widrige Urtheile und Gerüchte im Publicum waren die natürlichen Folgen davon. Man sprach von der Sache, als ob der Erfolg der Erwartung nicht zugesagt hätte. Die Explosion der brennbaren Luft wurde als etwas, das gar nicht hätte geschehen sollen und wodurch die Glorie der ganzen Unternehmung ausgelöscht würde, dem Herrn Charles zur Last gelegt, der bei Ladung des Ballons nicht gehörig zu Werke gegangen seyn sollte. In wenig Tagen brach die Mißhelligkeit zwischen ihm und seinen Assistenten, den Ge-

brüdern Robert, an einem, und Herrn Faujas de St. Fond am andern Theil, öffentlich aus, und die Herren Robert manifestirten sich den 14ten September in Nr. 257 des Journal de Paris: „daß Herr Charles der einzige sey, der alle ihre Operationen dirigirt habe; daß dem Herrn Faujas kein anderer Antheil an den im Marsfelde erfochtnen Lorbeern gebühre, als daß er sich viele Mühe gegeben Subscribenten zusammenzubringen, die Liste darüber zu führen und die Einlaßbillets im Marsfelde auszutheilen; daß er hingegen an dem Bau der Kugel, an den Berechnungen, welche demselben vorgehen müssen, und besonders an dem ersten Gedanken, von dem mit elastischem Harz überzognen Taft Gebrauch zu machen, nicht den geringsten Antheil gehabt, sondern alles das von Herrn Charles und ihnen, Gebrüdern Robert, vorgesehen, combinirt und ausgerechnet worden sey; und daß endlich die Explosion des Ballons eigentlich bloß dem größern und unaufgeklärtesten Theile der Herren Subscribenten zur Last falle, als welche, alles Einwendens von Seiten der Herren Charles und Robert ungeachtet, darauf bestanden hätten, daß man den Ballon (welchen Herr Charles bloß zu interessanten Beobachtungen bestimmt und zu diesem Ende hätte befestigen wollen) sich selbst und den Winden überlassen sollte. Da sie nun gezwungen gewesen hierin wider Willen nachzugeben, so hätten sie auch den Ballon nothwendig stärker laden müssen; aus gerechter Besorgniß, der damals sehr heftige Wind möchte sich, wenn er weniger geladen wäre, in den Höhlen desselben fangen, und ihn gegen die Bäume und Häuser werfen. Ueberdieß hätten sie noch die Nebenabsicht dabei gehabt, besagten Ball dem Publicum unter einer angenehmern Form darzustellen u. s. w." — ein Gedanke, der dem Nationalcharakter allzu gemäß ist, als daß er nicht allein

ſchon hinlänglich ſeyn ſollte, die volle Ladung des Ballons vollkommen zu rechtfertigen.

Herr Faujas de St. Fönd konnte dieſes Manifeſt nicht unbeantwortet laſſen. Er erklärte ſich alſo den 18ten September in Nr. 261 des Journal de Paris: „ſeine und ſeiner ſämmtlichen Subſcribenten Abſicht bei dem ganzen Unternehmen ſey nicht auf eigne Ehre, ſondern bloß darauf gegangen, durch Wiederholung des glänzenden Experiments der Herren Montgolfier die »Gloire« dieſer Herren, als der einzigen wahren Urheber desſelben, auf eine authentiſche Art vor den Augen der ganzen Hauptſtadt zu befeſtigen. Nun komme alles lediglich auf die Frage an: wie die »Physiciens exécutans« (d. i. Herr Charles und Conſorten), welchen die Ausführung der Sache anvertrauet worden, dieſe Abſicht erfüllt hätten? Dieſe Frage beantworte ſich von ſelbſt, wenn man erwäge, daß Herr Charles geradezu gegen die Abſicht ſeiner Obern und Committenten gehandelt, indem er ſich alles Verdienſt dieſes Experiments allein zugeeignet, und ſogar kein Bedenken getragen habe, dem anweſenden Herrn Montgolfier den Eintritt in den innern Kreis zu verſagen. Was ihn, Herrn Faujas, perſönlich betreffe, ſo ſey ſeine Meinung nie geweſen, ſich das Mindeſte von der Ehre, die den erſten Entdeckern ganz allein gebühre, zuzueignen. Indeſſen könne er mit genugſamen Zeugen beweiſen, daß er es ſey, der die Subſcription in Gang gebracht; daß er ſelbſt, mit einem von den Subſcribenten, in Perſon den Taffet zum Ueberzug des Ballons eingekauft: daß er gleich in den erſten Verſammlungen der Unterzeichner die brennbare Luft in Vorſchlag gebracht, und dieſes Mittel dem Herrn Charles vorgeſchlagen: daß er bei eigenhändiger Ladung des Globus mehrmalen ſeine Perſon gewagt, tagtäglich über alle Operationen gewacht habe u. ſ. w.

An dem Unglück, daß der Ball ein Loch bekommen, hätten die Herren Robert ganz allein Schuld, weil sie solchen mit atmosphärischer Luft vollends angefüllt hätten. Dieß hätten sie ihm den folgenden Tag, da sie ihre Bezahlung bei ihm abgeholt, in Gegenwart vieler Zeugen selbst gestanden, nicht ohne Unruhe, daß ihnen, wegen des darüber verspürten Mißvergnügens, an ihrem Honorar etwas möchte abgezogen werden: nun aber, da sie ihr Geld in der Tasche hätten, stimmten sie einen ganz andern Ton an, und machten den Unterzeichnern einen Vorwurf daraus, daß sie die Kugel dem Wind und nicht vielmehr der Discretion der Herren Physiciens assistans überlassen; gleich als ob man, um aufgeklärt zu seyn, ihnen mit der Kugel ein Geschenk hätte machen sollen," und was dergleichen mehr war.

Während die Eitelkeit dieser Herren — welche von der Entdeckung der Gebrüder Montgolfier den Vortheil ziehen wollten, der Welt auch ihr eignes Daseyn mit Geräusch und Lösung der Kanonen zu manifestiren — dem Publicum zu Paris einige Tage lang auf ihre Kosten zu schwatzen und zu lachen gab, ließ sich die französische Industrie, die (zu ihrem Ruhm sey es gesagt) immer den Augenblick zu benutzen weiß, nicht langsam finden. Schon den 30sten August verkaufte Herr Le Noir, königlicher Kupferstichlieferant, um zwölf Sols einen Kupferstich, der das im Marsfelde angestellte Experiment, und bald darauf einen andern, der den Fall der Kugel zu Gonesse vorstellte. Den 3ten September eröfnete Herr Rouland, Demonstrator der Experimentalphysik auf der Universität zu Paris, eine Unterzeichnung auf eine Anzahl öffentlicher Vorlesungen über die Eigenschaften der brennbaren Luft und den verschiedenen Gebrauch, der davon zu machen sey. Den 7ten September kündigte Herr Pilatre de Rozier, in

dem feierlichen Tone, den die Größe des Gegenſtandes zu erfordern ſchien, einen neuen Kupferſtich an, unter dem Titel: Allégorie destinée à fixer l'époque de la découverte de la Machine Aërostatique, dédiées à Mssrs. de Montgolfier, der von den größten Künſtlern gezeichnet und geſtochen werden ſoll, und deſſen Poeſie zu außerordentlich und zu charakteriſtiſch iſt, als daß wir ſie den Leſern vorenthalten können.

Dieſes Kupfer ſollte alſo vorſtellen:

1) „Zur Linken den Aeolus, der dieſes „ſuperbe" Experiment begünſtiget, indem er die Winde in ſeiner Höhle feſſelt, die durch kleine Genien, welche mit Gewalt zu entwiſchen ſuchen, vorgeſtellt werden.

2) „Zu den Füßen dieſes Gottes werden auf einer Rolle Papier die Virgilianiſchen Verſe, celsa sedet Aeolus arce, sceptra tenens etc. zu leſen ſeyn.

3) „Zur Rechten wird ſich, auf einem von Pfauen gezogenen Wagen, Juno, die Göttin des Luftkreiſes, präſentiren, wie ſie, aus Unwillen, ihre Geheimniſſe von einem Sterblichen errathen zu ſehen, den erſten, der ſich erkühnen würde ihr zu nahen, bedroht.

4) „Ein wenig weiter unten wird man, unter der Figur der Göttin des Ruhms, Deiopeen, die ſchönſte der Nymphen, erkennen, wie ſie Junons Hof verläßt, um die Herren Montgolfier zu begleiten, welche, in Geſtalt Mercurs, majeſtätiſch auf einem Ballon ſich erheben, der ſie in die himmliſchen Gegenden trägt.

5) „Daſelbſt erblickt man auf einem Adler ſitzend Jupitern, der den neuen Himmelsgäſten eine ſchützende Hand reicht. Fama wird in der einen Hand ihre Trompete halten, und ein Papier mit der Aufſchrift: Il a de la pesanteur enfin rompu

la chaine, und in der andern eine Lorbeerkrone, welche sie den Herren Montgolfier aufsetzen wird.

6) „In der Ferne wird Neptun zu sehen seyn, wie er voller Verwunderung den Wassern befiehlt, sich in die Atmosphäre zu ergießen, um den Erfolg dieser Entdeckung zu begünstigen.

7) „Zwischen den Wolken wird man einige Genien von Jupiters Hofe anbringen, welche Lorbeerzweige und Eichenlaub auf die für die Götter bezeichnete Bahn herabstreuen."

Man muß gestehen, der Künstler, der alles dieß zeichnen und zusammensetzen soll, muß ein zweiter Rubens oder noch ein wenig mehr seyn, wenn das Blatt die Anschauer nicht zweifelhaft lassen soll, ob es mit diesem Hommage auf Spaß oder Ernst abgesehen sey. Indessen hofft Herr Pilatre de Rozier: »Qu'on voudra bien partager la gloire de cet hommage, qu'on s'efforcera de rendre digne du noble désintéressement de Messieurs de Montgolfier;« und das Publicum wird sich ohne Zweifel dazu desto williger finden lassen, da das Kupfer den Subscribenten nur einen großen Thaler kosten, und der Profit bloß auf eine Maschine von einer neuen Form verwendet werden soll, auf welcher sich Herr Pilatre selbst zu erheben hofft; die aber, „weil das Mittel in der Atmosphäre zu steuern noch unbekannt ist," zu mehrerer Sicherheit des neuen Ikarus, nicht anders als an einem tüchtigen Seile losgelassen werden soll.

Den 11ten September machte der berühmte Baron von Beaumonoir bekannt, daß er (nach seinem eignen Ausdruck) ein Minimum der aërostatischen Maschine der Herren Montgolfier zu Stande gebracht habe; nämlich einen Ball von anderthalb Fuß im Durchmesser, der nicht mehr als $5^3/_4$ Drachmen

gewogen, und ein Luftvolumen von 21 Drachmen verdrängt, folglich (die brennbare Luft, womit er geladen worden, zu 3¼ Drachmen gerechnet) sich mit einer Kraft von 12 Drachmen erhoben habe. Der Herr Baron lud zugleich die Liebhaber ein, an besagtem Tage auf den Schlag 11 Uhr Vormittags ein neues Experiment dieser Art in seiner Wohnung zu sehen. Der Versuch ging in Gegenwart vieler Naturforscher und Liebhaber glücklich von Statten. Der Ball, der aus einem dazu präparirten Ochsendarm verfertigt war, erhob sich, nachdem er mit brennbarer Luft aus der Solution von Eisen- und Vitriolsäure gefüllt worden, gegen fünfzig Fuß hoch, setzte sich aber, weil der Ueberzug nicht fest genug verschloß und der Gas sich also nach und nach verlor, gar bald mit der äußern Luft ins Gleichgewicht. Nachdem die Maschine ausgebessert worden, wurde das Experiment noch an selbigem Abend wiederholt: aber kaum war der Bindfaden, der sie festhielt, abgeschnitten, so erhob sie sich bis zu einer sehr großen Höhe, nahm den Weg nach Neuilly, und wurde nicht mehr gesehen.

Alle diese Versuche setzten das Publicum so sehr in den Geschmack der neumodischen Luftkugeln, daß jeder Liebhaber, wie billig, seine eigne zu haben wünschte. Dieses neue Bedürfniß zu befriedigen, machte Blondy, Portier de la Cour au Cul-de-sac de Rouen, den 14ten September bekannt: daß kleine aërostatische Kugeln, von acht Zoll im Durchmesser, das Stück zu einem großen Thaler, bei ihm vorräthig seyen: und da die Liebhaber sehr bedauerten, daß sie sich nicht auch gleich mit brennbarer Luft bei ihm versehen könnten, so avisirte er den 17ten, daß er von nun an auch mit diesem Bedürfniß, von extrafeiner Qualität, und zwar in Blasen, welche man um die Ballons zu laden nur zu drücken brauche, aufwarten

könne, und daß eine gefüllte Blase nur zwei Livres kosten würde.

Während der müßige Theil von Paris sich solchergestalt mit achtzolligen Luftkügelchen amusirte, machte die Gegenpartei des Herrn Charles mit immer zunehmendem Geräusche Anstalt, die Ehre, die er sich am 27ten August im Marsfeld erworben hatte, durch ein neues Experiment auszulöschen, welches Herr Montgolfier in eigner Person zu geben versprach. Alles vereinigte sich, diesem letztern einen glänzenden Sieg über seinen Nebenbuhler zu versprechen. Er war der erste Urheber der wundervollen Entdeckung, die dem dringendsten Bedürfniß der Pariserwelt, dem Durst nach neuem Zeitvertreib, so glücklich zu Statten kam. Ein Fremder hatte sich eingeschlichen, und ihm den Ruhm eines so wichtigen Verdienstes, in seiner eignen Gegenwart, gleichsam vor dem Munde wegfischen wollen. Unglücklicherweise für Herrn Charles war seine Maschine zu Gonesse gefallen; und dieser Umstand, wiewohl man alle Ursache hatte darauf gefaßt zu seyn, war von den Mißvergnügten sogleich benutzt worden, die Meinung im Publikum zu erregen, als ob das Experiment der Herren Montgolfier unter seinen Händen verunglückt sey. Charles wurde nun für einen Pfuscher ausgegeben, und man erwartete einen ganz andern Erfolg, wenn der Meister selbst auftreten und seine Kunststücke machen würde.

Um das neue Experiment, welches die Herren Montgolfier ankündigten, noch mehr zu verherrlichen, wurde Versailles zum Schauplatz desselben auserkoren. Ihre Maschine war aus drei Stücken zusammengesetzt: aus einer Pyramide von vierundzwanzig Seiten, einem eben so vielseitigen Prisma, und einer abgekürzten Pyramide. Die ganze Maschine sollte, einer von Herrn Faujas Tages zuvor gemachten Ankündigung

zufolge, die Form eines Zeltes bekommen, 60 Fuß hoch und 40 breit, der Grund Azur, der Pavillon und die Auszierungen Goldfarbe. Sie sollte mit 40,000 Kubikfuß Gas (welches Herr Montgolfier, anstatt aus Eisen und Vitriolsäure, mit weit geringern Kosten aus verbranntem nassen Stroh gezogen hatte) geladen werden, und im Stande seyn 1200 Pfund zu heben; jedoch wollte man, zumal da sie selbst wenigstens 7 bis 800 Pfund schwer sey, sie dießmal nur mit 600 Pfund belasten.

Das war nun freilich ein anderes Werk als der Globolus von 12 Fuß im Durchmesser, womit Herr Charles vor drei Wochen im Marsfelde so vielen Spuk gemacht hatte! Die Sache ward ernsthaft; und man muß gestehen, eine Maschine von mehr als 1200 Pfund, die ohne Anwendung irgend einer sichtbaren Kraft über 200 Klaftern hoch steigt, kann allerdings für eine Erfindung gelten, womit eine Nation sich etwas zu gute thun kann. Die Französische läßt es bei solchen Gelegenheiten nicht an der lebhaftesten Theilnehmung fehlen. Das Experiment ging den 19ten September im ersten Hofe des Schlosses zu Versailles unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern von Statten. Ein Stückschuß kündigte den Augenblick an, wo der Anfang mit Ladung der Maschine „unter den Befehlen des Herrn Montgolfier“ gemacht wurde; ein anderer, ungefähr 10 Minuten darauf, den Moment, wo man damit fertig war; und ein dritter denjenigen, wo die Stricke, womit sie befestigt war, abgehauen wurden. Sie erhob sich sogleich zu allgemeinem Erstaunen der Zuschauer, und stieg dem Ansehen nach ungefähr 200 Klafter. Man hatte (vermuthlich um zu versuchen, wie eine solche Luftreise lebendigen Wesen bekommen würde) unten an die Maschine einen großen Korb gehängt, worin ein Hammel, eine Ente und ein

Hahn eingesperrt waren. An dem Korbe hing, den Physikern zu Ehren, ein Barometer. Der Westwind nöthigte diese ungeheure Maschine einen horizontalen Lauf zu nehmen, der nicht länger als 27 Secunden dauerte; nach diesem fieng sie an merklicher zu sinken, und fiel im Gehölze von Vaucresson, eine halbe Stunde weit von dem Orte ihres Aufsteigens, zu Boden. Herr Pilatre de Rozier, der die Ehre hatte, unter den Naturae Curiosis, welche ihrem Laufe folgten, der erste zu seyn, der an Ort und Stelle kam, fand den Ballon oder das Zelt, durch einen Stoß Holz, worauf es gestürzt war, von dem Korbe abgetrennt. Der Hahn und die Ente schienen sich nicht übel zu befinden; der Hammel fraß in seinem Käfig; der Barometer war zwar umgeworfen, jedoch ohne Bruch; aber der Ballon hatte in seinem obern und untern Theile ziemlich große Risse bekommen.

Zwei Herren von der Akademie der Wissenschaften, Herr Jeaurat und Herr Le Gentil, hatten den Lauf dieses seltsamen Fremdlings in den ätherischen Höhen beobachtet. Der erste auf der Plate-forme des königlichen Observatoriums, wo er fand, daß die Maschine 293 Klaftern über das Rez-de-Chaussée der Sternwarte gegangen sey; der andre, der sie mit einem Quadranten von drei Schuh beobachtete, brachte heraus, daß sie sich zu einer Höhe von 280 Klaftern über dem zweiten Stock der Sternwarte erhoben hatte.

Wie sehr auch dieses Experiment des Herrn Montgolfier jenes im Marsfeld angestellte durch die Größe der Maschine und andre die Augen der Zuschauer bestechende Umstände verdunkelt hatte, so konnte man doch nicht umhin zu bemerken: daß der Ballon des Herrn Charles sich zu einer weit beträchtlichern Höhe erhoben, und einen Raum von 8 bis 9 Französischen Meilen durchlaufen hatte. Dieses waren wesentliche

Vorzüge, welche dem letztern den Triumph zu versichern schienen. Allein die Partei des Herrn Montgolfier wandte dagegen ganz bescheiden ein: „seine Absicht sey bloß gewesen, das Experiment von Annonay in der Hauptstadt zu wiederholen; und die Akademie der Wissenschaften habe auch nichts andres verlangt, da der Gas, dessen sich Herr Montgolfier zu Ladung seiner Maschine bediene, ein ganz und gar neues Phänomen darstelle. Auch lasse sich von dieser erhabenen Entdeckung keine nützliche Anwendung erwarten, als mit Hülfe des Gas des Herrn Montgolfier, den er bloß durch Verbrennung nassen Strohs mit einer gewissen Quantität Wolle oder einer andern animalischen Substanz erhalte. Aus diesen Materien lasse sich für 40 Sous binnen zehn Minuten 42,000 Kubikfuß Gas ziehen; da hingegen eine gleich große Quantität von der phlogistischen Luft des Herrn Charles 8 bis 10 Tage Arbeit und 8 bis 10,000 Livres Unkosten erfordern würde. Wenn die aërostatische Maschine z. B. angewandt würde, die Schwere großer Massen zu vermindern, so sey es unnöthig, daß sie sich ganze Stunden in der Luft erhalte; wolle man sie aber zu Erfahrungen von längerer Dauer gebrauchen, so sey nichts leichter, als aus verbranntem Stroh wieder neuen Gas zur Ladung zu schaffen; da hingegen nichts schwerer seyn würde, als sie mit Luft aus der Eisensolution zu unterhalten u. s. w." Endlich wurde auch Hoffnung gemacht, daß Herr Montgolfier noch neue Versuche anstellen, und den verschiedenen Gebrechen, die dem Interesse des Experiments vom 19. September nachtheilig gewesen, abzuhelfen wissen würde.

Die Herren Charles und Gebrüder Robert hatten, wie es scheint, erst den Erfolg des Montgolfierischen Schauspiels abwarten wollen, ehe sie sich auf das oben extrahirte zweite

Manifeſt des Herrn Faujas de St. Fond öffentlich vernehmen laſſen wollten. Da nun dieſer Erfolg eben nicht ſo ausgefallen war, daß ſie Urſache gehabt hätten, den Muth gänzlich zu verlieren: ſo traten die Gebrüder Robert den 28. September wieder auf, und bewieſen nicht nur durch eine Quittung des Kaufmanns Perrault, welcher den Taft zu ihrem Ball geliefert hatte, daß er beſagten Tafft dem ältern Herrn Robert ganz allein verkauft und die Ehre gar nicht habe, den Herrn Faujas de St. Fond zu kennen; ſondern rechtfertigten ſich auch gegen die verſchiedenen Vorwürfe desſelben mit einem anſcheinenden Bewußtſeyn ihrer gerechten Sache. Sie verſicherten: „Es ſey ihnen nie eingefallen, das Experiment von Annonay zu wiederholen; und es habe alſo nie ihre Abſicht ſeyn können, den Herren Montgolfier etwas von ihrem Ruhme zu entwenden. Ihre aëroſtatiſche Maſchine habe mit der Montgolfieriſchen weder in der Theorie noch in der Ausführung das Mindeſte gemein. Man habe zwar bisher affectirt, mit einer für die Künſte ſehr abſchreckenden Parteilichkeit beide miteinander zu vermengen; allein ſie würden ſich dadurch nicht irre machen laſſen, ſondern gedächten mit Thaten zu ſtreiten, um das Publicum auf eine beſſere Meinung zurückzubringen. Eine neue und viel beträchtlichere Unterzeichnung ihrer Bekannten und Freunde werde ſie in den Stand ſetzen mit mehr Ruhe neue Verſuche zu machen; und ſie hofften in kurzem der Nation weit koſtbarere und intereſſantere Erfahrungen vorweiſen zu können.“

Ueberhaupt ergibt ſich aus dieſer Erklärung der Herren Robert, daß Herr Charles und Conſorten am einen, und Herr Faujas mit ſeinen Freunden am andern Theile, von Anfang an einander nicht recht verſtanden, und daß weder Charles ein bloßer Physicien assistant, noch die Gebrüder

Robert bloße Handlanger und Tagelöhner von einem Manne zu ſeyn gemeint waren, der ein ſo großes Verdienſt darein ſetzte, den Tafft zum Ueberzug der aëroſtatiſchen Maſchine eingekauft zu haben. So viel iſt übrigens gewiß, daß der »Globe ascendant« zwei Parteien zu Paris hervorgebracht hat; und vermuthlich wird ſich nun, nachdem von Moliniſten und Janſeniſten nicht mehr die Rede iſt, und auch der Eifer der Glückiſten und Piccinniſten ziemlich nachgelaſſen hat, das zahlreiche Heer der Liebhaber des experimentaliſchen Zeitvertreibs in Montgolfianer und Robertianer ſpalten, deren aëroſtatiſcher Bürgerkrieg den gleichgültig zuſchauenden Bewohnern von Europa (wenigſtens bis zum Ausbruch des bevorſtehenden Türkenkrieges) eine ſehr angenehme Unterhaltung verſpricht. In der That hätte die ſeltſamſte Dichtungskraft kein ſo wunderbares Schauſpiel erſinnen können, als zwei Armeen von Naturforſchern, die in freier Luft und auf den Wolken des Himmels Zelte gegen einander aufſchlagen, ſich mit 1200pfündigen Luftkugeln herumſchießen, und einander mit immer größern und unerhörtern Experimenten entweder aus dem Felde zu ſchlagen oder (wie man jetzt in England ſpricht) zu Bourgoyniſiren ſuchen.

Inzwiſchen, und während ſich beide Parteien mit der größten Hitze zu dieſem wunderbaren Kriege rüſten, ſcheint die Partei der Herren Montgolfier auch die minder edeln, aber deſto ſchärfer verwundenden Waffen des Lächerlichen nicht zu verſchmähen, und unter der Hand aus den Theatern auf den Boulevards, als aus einem ſichern Hinterhalt, Ausfälle auf die Robertiſche Parkei zu thun, welche der letztern, ohne einen baldigen entſcheidenden Sieg in den Lüften, tödtlich werden könnten. Schon am 1. September gaben die grands Danseurs du Roi eine Pantomime mit Maſchinen, genannt

Le Naufrage d'Arlequin Pilote du Vaisseau volant, und ſeit dem 24. September iſt auf eben dieſem Theater Guillot Physicien, ou la chûte du globe volant, ſchon über vierzehnmal, und ſeit dem 30ſten im Ambigu Comique die Comédie-Parade, Gilles et Crispin Mécaniciens, ou l'Aërostatimanie, ebenfalls mehrmals aufgeführt worden; und wiewohl das Lächerliche gewiſſermaßen beide Parteien trifft, ſo ſcheint doch offenbar genug, daß es hauptſächlich auf die Nachahmer und Nebenbuhler der Herren Montgolfier abgeſehen iſt.

Nichts war natürlicher, als daß gleich beim erſten Lärm, den der ſteigende Globus machte, die Hoffnung, das ſchon ſo lange mit ſo vielem Geräuſch angekündigte Luftſchiff des Herrn Blanchard auf eine andere Manier endlich realiſirt zu ſehen, bei vielen wieder neu belebt wurde. Von Dichtern verſteht ſich das von ſelbſt. Der vorbelobte Herr Gudin de la Brenellerie ſah in der erſten Entzückung, worein ihn der Verſuch des Herrn Charles ſetzte, ſchon das ganze Element der Luft ſeiner Nation unterthan. Außer ſich von dieſem ſtolzen Gedanken, ruft er aus:

D'un nouvel Océan Argonautes nouveaux,
De Colomb et de Cook surpassez les travaux!
Suivez ce Montgolfier, qui d'une main certaine
A de la pesanteur enfin brisé la chaine.
Partez, volez, cherchez dans les plaines d'Azur
Un air moins variable, un horizon plus pur
Glissez d'un vol léger sur les glaces Australes,
Jouez-vous au milieu des flammes Boréales etc.

Am Schluſſe ſeines Gedichtes ruft er die Herren Charles und Robert auf, zu eilen, um das große Werk zu vollenden, und ihr Luftſchiff mit Rudern oder Segeln auszurüſten.

„Fürchtet, ſagt er, daß irgend ein verwegener Engländer euch die Erfindung ſtehle;“ — und er meint: „dieſes Volk, das ſich den Vorzug das Meer zu beherrſchen entriſſen ſehe, werde nun bald alles verſuchen, um Herr von der Luft zu werden.“ Wie geſagt, von der raſchen Einbildungskraft eines Franzöſiſchen Dichters war nicht weniger zu erwarten. Aber auch die proſaiſchen Köpfe flogen in Gedanken mit; und ſchon am 5. September verſicherte einer von ihnen im Journal von Paris: er ſey ſo überzeugt, daß es nun zur völligen Erfindung der Luftſchifffahrt nur noch einen Schritt brauche; daß er ſich hiermit erboten haben wolle, die erſte Maſchine dieſer Art, die der vereinigte Fleiß der Herren Phyſiker und Mechaniker (jedoch auf ihre eigene Koſten) zu Stande gebracht haben würde, in Perſon zu beſteigen, ohne eine andere Belohnung zu verlangen, als die Ehre der erſte Luftſchiffer geweſen zu ſeyn. — Eine Ehre, die dieſem wackern Manne gleichwohl den 19. September von einem bloßen Hammel geraubt wurde; vermuthlich zu ſeinem deſto größern Mißvergnügen, da der glückliche Hammel, wie verlautet, eine Art von Penſion von Sr. Majeſtät erhalten haben ſoll, die er jedoch mehr durch ſeine Geduld und Gleichgültigkeit als durch die Größe ſeines Muthes verdient zu haben ſcheint.

Das Publicum konnte das Anerbieten des Ungenannten für Scherz aufnehmen. Aber Herr Blanchard, der im verwichenen Jahre ſo viel Aufſehens mit ſeinem verunglückten Luftſchiffe gemacht hatte, nahm es für Ernſt, und bat ſich in einer Antwort vom 6. September von dem Ungenannten die Erlaubniß aus, ihm die Ehre, der erſte Luftſegler zu ſeyn, ſtreitig zu machen. „In wenigen Tagen werde ich, ſagt Herr Blanchard, im Stande ſeyn, eine aëroſtatiſche Maſchine zu zeigen, welche auf und niederſteigen, und jede

beliebige Horizontallinie halten wird. Ich selbst werde darin seyn, und ich habe Vertrauen genug zu meinem Verfahren, um mir vor dem Loos eines neuen Ikarus nicht bange seyn zu lassen."

Das wäre doch etwas — wofern das tiefe Stillschweigen, das Herr Blanchard seit dieser Zeit beobachtet, nicht vermuthen ließe, daß ihm diese neue Gasconnade nur von irgend einem losen Vogel angedichtet worden sey; vielleicht von eben dem, der einige Zeit darauf, unter dem Namen Perseus, in einem drolligen Briefe an die Herren Luftschiffer den Vorschlag that, dem neuerfundenen Luftschiffe die Form des Flügelpferdes der Dichter zu geben.

Die Herren Montgolfier selbst und ihre Freunde in der königlichen Akademie scheinen zur Zeit noch weit entfernt zu seyn, so hochfliegende Hoffnungen erwecken zu wollen. Man spricht zwar von nützlicher Anwendung ihrer Maschine: aber man schränkt sie noch mit großer Bescheidenheit auf leichtere Erhebung großer Massen, und höchstens auf atmosphärische Beobachtungen ein, zu deren Behuf Herr von Parcieux bereits den 10. September Berechnungen gemacht hatte, wovon das Resultat war: daß ein Globus von 24 Fuß im Durchmesser, mit 75 Pfund Gas geladen, sich 5000 Klafter hoch erheben müßte — eine Berechnung, die dem Experiment vom 19. September eben nicht sehr günstig zu seyn scheint.

Wie dem auch seyn mag, wer kann sagen, wie weit Genie, Wissenschaft und Kunst vereinigt irgend eine Erfindung, die sich auf neu entdeckte Naturkräfte gründet, treiben können? Diese Erfindung ist noch ein neugebornes Kind, sagte der große Franklin; je nachdem es erzogen wird, kann viel oder wenig daraus werden. — Das Verständigste, was zur Zeit noch geurtheilt werden kann!

Sehen die Franzöſiſchen Phyſiker und Mechaniker ſich im Stande, wichtigere Dinge damit auszurichten, als die Müßiggänger und Badauds von Paris mit einer neuen Art von fliegenden Hirſchen zu beluſtigen, ſo werden ſie wohl thun, nicht eher mit neuen Verſuchen öffentlich hervorzurücken, bis ſie ihrer Sache recht gewiß ſind. Denn die Schwärmerei der Pariſer für einen und denſelben Gegenſtand, wie wundervoll er auch ſeyn mag, kann es doch nicht viel über vier oder ſechs Wochen aushalten; und was die Zeit nicht thut, das thun die Gilles und Criſpins auf den Boulevards. Allbereits iſt ſchon ein ziemlicher Theil der brennbaren Luft, womit dieſe ohnehin ſo leichten Köpfe ſeit dem 27. Auguſt geladen waren, wieder verflogen, und ein leichtfertiger Brief, der am 3. October im Journal de Paris erſchien, ſcheint von böſer Vorbedeutung für die Aëroſtatomanie zu ſeyn. Ein ſich ſo nennender Sieur Borné, in der neuen Straße St. Marceau, berichtet darin, mit einem großen Anſchein von Beſtürzung, das Unglück, das ſeinem mit beſagter Krankheit befallenen Oheim, dem Phyſiker, zugeſtoßen ſey. „Der Oheim hatte, gleich allen Herren vom Metier, ſeit der Erfindung der aëroſtatiſchen Kugeln ſich, aller Vorſtellung ſeines Neffen und ſeiner Gouvernante ungeachtet, mit nichts anderm beſchäftigt. Freitags den 26. September war er früher als gewöhnlich aufgeſtanden, um einige Flaſchen brennbarer Luft zu einem Ball von ſeiner Erfindung zu verfertigen. Es zeigte ſich aus dem Erfolg, daß er ein paar Klyſtierſpritzen, womit das Haus verſehen war, gebraucht hatte, um die brennbare Luft deſto bequemer in den Ball zu bringen. Zum Unglück mußte er, da er noch im Laden begriffen war, einen Beſuch von einem Herrn Confrater bekommen, der mit ihm frühſtücken wollte. Während daß ſie Kaffee mit Milch zuſammentranken, geriethen

ſie in einen wiſſenſchaftlichen Streit, wobei es bald ſo hitzig zuging, daß der Neffe und Hannchen Mühe hatten die Herren auseinander zu bringen. Aber das Uebel war geſchehen, und der Zorn bekam dem Onkel zu ſeinem Milchkaffee ſo übel, daß er von einer heftigen Kolik und endlich gar von einer Ohnmacht befallen wurde. Hannchen und der Neffe, ganz außer ſich über einen ſo unerwarteten Zufall, tragen ihn auf ſein Bette, frottiren ihn mit erwärmten Handtüchern, reiben ihm Schlagwaſſer in die Schläfe ein, und da ihnen von ungefähr die beiden mit brennbarer Luft angefüllten Spritzen in die Augen fallen, greifen ſie in der Angſt zu, und eilen den alten Herrn in die erforderliche Poſitur zu legen, um das in Koliken gewöhnliche Mittel empfangen zu können. Die erſte war ziemlich gut von ſtatten gegangen, und ließ von der zweiten den beſten Erfolg hoffen: aber kaum war ſie halb leer, ſo entwiſchte ihnen der arme Onkel, deſſen Bauch zuſehends aufſchwoll, unter den Händen, erhob ſich bis an die Decke, machte ein paar Touren im Zimmer, und flog endlich wie ein Vogel zu einem unglücklicherweiſe offnen Fenſter hinaus, während daß Hannchen vor Schrecken in Ohnmacht, und der Neffe, mit dem einen Schuh des Onkels (den er beim Fuß noch hatte zurückziehen wollen) in der Hand, rücklings zu Boden fiel. Sobald Hannchen wieder zu ſich ſelbſt kam, ließen ſie beide was ſie konnten, den davon fliegenden Onkel wo möglich einzuholen; aber vergebens! Seine Nachtmütze, die ſie auf der Normandiſchen Straße fanden, war alles, was ſie, nachdem ſie ſich den ganzen Tag außer Athem gelaufen hatten, zurück nach Hauſe brachten. Doch erfuhren ſie Tages darauf, daß ſeine Perücke zu Rouen aufgeleſen worden ſey. Nun folgt eine Beſchreibung ſeiner Perſon und ſeines Anzugs, mit unterdienſtlicher Bitte an alle mitleidigen Herzen, ihnen

den Onkel, falls er etwa jemanden in die Hände fallen ſollte, ſo wie er ſey, mit der erſten Gelegenheit zurückzuſchicken," u. ſ. w.

So platt dieſes Perſiflage iſt, ſo macht es doch zu lachen, und ſcheint zu beweiſen, daß die oben gedachten Pantomimen und Poſſenſpiele zu wirken anfangen.

Die Pariſer aber könnten es kaum übel nehmen, wenn man nach allen dieſen Begebenheiten verſucht wäre, das Compliment bei ihnen anzubringen, das der alte Oberprieſter zu Heliopolis dem Solon zu Handen ſeiner ſämmtlichen Landsleute machte: „ihr Griechen ſeyd und bleibt doch ewig — Kindsköpfe!"

Die Aëronauten.

Im Januar 1784.

Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus — — —
Horat.

I.

Die Erfindung der Herren Montgolfier und Charles, die seit mehrern Monaten die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt, hat binnen wenigen Wochen bereits Fortschritte gethan, welche die stärksten Hyperbeln und kühnsten Weissagungen des begeisterten Propengalen Guidin de la Brenellerie zu rechtfertigen scheinen.

Der Titel Aëropetomanie, den wir den ersten Versuchen der noch in der Wiege liegenden Luftschifferkunst beilegten, wiewohl er damals durch die Art, wie sich die Pariser Welt bei einer Erfindung von dieser Wichtigkeit benahm, veranlaßt und gewissermaßen gerechtfertigt wurde, war doch insofern nicht zum glücklichsten gewählt, als er eine an sich sehr ernsthafte Sache lächerlich, und den Verfasser des Aufsatzes verdächtig zu machen schien, als ob er den ungläubigen Herren nachhinke, die ihre voreilige Behauptung, „daß die ganze Sache bloßer Spaß und Französische Steckenreiterei sey," jetzt gern zurücknehmen möchten, und durch Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten, vor aller Welt mit Schamröthe überdeckt worden sind. Er hat sich zwar an mehr als Einer Stelle gegen diesen Verdacht zu verwahren gesucht, und zu einer Zeit, wo berühmte Naturforscher (vielleicht eben darum, weil Vielwissen zuweilen bläht) mit Verachtung von

den Montgolfieriſchen Verſuchen ſprachen, im Vertrauen auf den bloßen ſchlichten Menſchenverſtand ſich nicht geſcheut, die Sache für wichtiger zu halten, als das Franzöſiſche Publicum ſelbſt ſie anfangs zu halten ſchien. Allein dieß macht den Gebrauch des komiſchen Salzes, womit jener Aufſatz faſt zu ſtark gewürzt war, nur deſto tadelhafter. Indeſſen trifft dieſer Tadel den Verfaſſer nicht allein: er gilt (wenn wir es ſagen dürfen) allen den Deutſchen Patrioten überhaupt, denen man mit Verkleinerung und Verſpottung der Franzoſen immer willkommen iſt, wie unbillig auch oft beides ſeyn mag. Denn, im Grunde, und wenn wir — wo nicht edelmüthig genug ſind, unſern alten Brüdern und Landsleuten jenſeits des Rheins ihr Recht widerfahren zu laſſen, wenigſtens nur weiſe genug wären, uns nicht dem Verdacht auszuſetzen, als ob wir bloß darum die Grimaſſe der Verachtung gegen ſie machten, weil es uns unangenehm ſey ihre Vorzüge zu fühlen: ſo müßten wir bekennen, daß das Franzöſiſche Publicum von der Lebhaftigkeit und Wärme, womit es gleich anfangs Theil an der Sache nahm, ja ſelbſt von den ſchwärmendſten Wirkungen dieſer Theilnehmung, die uns von ferne ſo poſſierlich vorkamen, mehr Ehre hat, als wir von der kalten Gleichgültigkeit, womit wir an ihrem Platze ſie vermuthlich aufgenommen hätten. Wohl dem Volke, das ein ſo lebhaftes Gefühl für Nationalruhm hat, und mit ſolchem Feuer ſich beeifert, jedes wahre Talent zu ehren und aufzumuntern, jede Unternehmung, ſobald ſie die Aufmerkſamkeit der Sachverſtändigen erregt, auch dann ſchon zu befördern, wenn ihr Nutzen noch zweifelhaft, und ſogar der Erfolg noch ungewiß iſt! Schwärmerei für alles Schöne und Große iſt ein Nationalcharakterzug, der vielmehr beneidet als verſpottet zu werden verdient.

Doch, wie es auch vor drei Monaten — da man zu Paris ſelbſt bei der Châte du Globe volant und andern dergleichen Albernheiten, womit die Schaubühne auf den Boulevards die Zurüſtungen zum glänzendſten Triumphe der Philoſophie bewillkommte, noch lachte und händeklatſchte — wie ſchicklich oder unſchicklich es damals ſeyn mochte, von den erſten Verſuchen der Luftſchifffahrt in einem etwas jovialiſchen Tone zu ſprechen: dieß iſt gewiß, daß die Sache inzwiſchen einen Fortgang genommen hat, der eine merkliche Veränderung der Tonart erfordert. Der Onkel, der bei den Grands Danseurs du Roi mit einem Klyſtier von brennbarer Luft im Leibe zum Fenſter hinausflog, war ein ſehr luſtiger Anblick für die Badauds de Paris: aber Herr Charles, der ſich in ſeinem aëroſtatiſchen Wagen über 1500 Klafter hoch erhob, und, nach einer zweiſtündigen Luftreiſe, neun Stunden von dem Orte wo er eingeſtiegen war, ſich wieder herabließ — iſt ein ſehr ernſthafter Gegenſtand für das ganze Menſchengeſchlecht. Und da dieſer Erfolg nicht das Werk eines geglückten Zufalls, ſondern ſcharfſinnig beobachteter, verbundener und genau berechneter Naturwirkungen war: ſo kann man wohl ohne Vergrößerung behaupten, daß der menſchliche Verſtand ſeit Jahrtauſenden nichts erfunden und zu Stande gebracht habe, das von dieſer Erfindung nicht verdunkelt würde. Man kann ſich nun die weitern Erfolge und die künftige Vervollkommnung derſelben mit einer Art von Gewißheit vorausverſprechen. Die Wunder, die uns der um ſo viel erleichterte Fortſchritt von einer Entdeckung zur andern erwarten heißt, ſind eben ſo unabſehbar, als die Vortheile, die ſich davon über die künftigen Jahrhunderte ausbreiten werden; ja vielleicht ſteht die Epoche dieſer Erfindung mit einer großen phyſiſchen Revolution, wozu die Natur immer nähere Anſtalten zu machen

ſcheint, in einer jetzt noch unbeſtimmbaren Beziehung, welche ſie unſern ſpätern Nachkommen unendlich wichtig machen wird.

II.

Meine Erzählung blieb bei dem Schauſpiele ſtehen, welches Herr Montgolfier und ſeine Freunde dem Hofe und den Einwohnern von Verſailles am 19. September vorigen Jahres mit einer 60 Fuß hohen und mit 60,000 Kubikfuß Gas angefüllten Kugel gab, die einen Hammel, einen Hahn und eine Ente 200 Klafter hoch in die Höhe führte, und, nach einem horizontalen Lauf von 27 Secunden, eine halbe Stunde weit von dem Orte des Aufſteigens, wieder etwas unſanft niederſetzte; ein Experiment, das der Erwartung nicht entſprochen hatte, die man ſich, nach den mächtigen Zurüſtungen und dem voreiligen Triumphgeſchrei der Gegenpartei des Herrn Charles, davon zu machen berechtigt war.

Dieſe ſchien damals dem letztgenannten Naturforſcher — einem Manne, der ſich in der Folge in einem ſehr glänzenden Lichte gezeigt hat — beinahe ein Verbrechen daraus zu machen, daß er, auf die erſte Nachricht von dem Experimente der Herren Montgolfier zu Annonay, der Sache nachgedacht, und aus eignen Kräften eine aërostatiſche Maſchine erfunden hatte, welche ſowohl in der Theorie als in der Ausführung, vornehmlich in der Luftart womit ſie geladen wurde, und in der Wirkung welche ſie that, von der Montgolfieriſchen ganz verſchieden war. Man affectirte dieſen ſehr weſentlichen Unterſchied nicht zu ſehen, und erlaubte ſich ſogar unedle Mittel, den vortrefflichen Mann von Verfolgung ſeines Zwecks abzu-

ſchrecken, der damals ſchon auf dasjenige gerichtet war, was er am erſten December (1783) mit einem ſo rühmlichen Erfolge bewerkſtelligte. Es iſt bloße Billigkeit, in Ermanglung näherer Nachrichten, zur Ehre des Herrn Montgolfier zu glauben, er habe an allen dieſen Bemühungen, ſeinen wackern Rivalen zu unterdrücken, keinen Antheil gehabt. Indeſſen verdient doch aus einem (entweder von ihm ſelbſt oder einem ſeiner Freunde) in Nr. 268 des Journal de Paris vom Jahr 1783 eingerückten Schreiben die künſtliche Wendung bemerkt zu werden, die man darin nimmt, um die Vorzüge der Erfindung und Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkleinern, und beſonders die ausdrückliche Behauptung: „daß dieſe erhabene Entdeckung (des Herrn Montgolfier nämlich) nie anders einer nützlichen Anwendung fähig ſeyn werde, als vermittelſt des Montgolfieriſchen Gas (aus verbranntem feuchtem Stroh oder Wolle), und daß die Verfahrungsart des Herrn Charles, ihrer Koſtbarkeit wegen, weiter nichts als einen von den Verſuchen hervorbringen könne, die man gewiß nicht zum zweitenmal mache," u. dergl.

Herr Charles beantwortete dieſe Erklärung ſeiner Gegenpartei ganz kaltblütig mit dem Verſprechen, daß er das thun würde, was jene für unmöglich erklärte; und er hielt Wort.

Herr Montgolfier, der ſich indeſſen an dem Unternehmer und Vorſteher des unter dem Schutze des Grafen von Provence vor einiger Zeit zu Paris errichteten Muſeums, Herrn Pilatre de Rozier, einen geſchickten und unternehmenden Bundesgenoſſen erworben und überhaupt in der Akademie einen ſtarken Anhang hatte, blieb inzwiſchen bei den Zurüſtungen der Herren Charles und Robert nicht müßig. Der größte Theil des Octobers wurde im Hauſe und Garten des Herrn Reveillon mit Verſuchen zugebracht, welche zur Abſicht hatten,

„die Theorie seiner Entdeckung zu befestigen und zu berichtigen," und wovon man alle bloß vorwitzigen Zuschauer so viel möglich ausschloß, weil diese Versuche (wie Herr Reveillon öffentlich erklärte) nur Naturforscher von Profession interessiren könnten.

Das Resultat war eine neue aërostatische Maschine, 70 Fuß hoch und 46 Fuß im Durchmesser, welche 60,000 Kubikfuß Luft enthielt, und mit Einschluß der Galerie 1600 Pfund wog. Sie wurde von Herrn Faujas de St. Fond am 20. October mit vielem Pomp angekündigt, und dabei nicht vergessen: „daß Herr Montgolfier sie auf eigne Kosten und zu seiner eignen Belehrung habe verfertigen lassen." Dieser schielende Seitenblick auf Herrn Charles, der auch an einer neuen Maschine, aber „auf Subscription, und um der Nation kostbarere und wichtigere Experimente vorzuweisen," arbeiten ließ, veranlaßt uns, unsre Leser noch auf ein paar Umstände aufmerksam zu machen, die demjenigen, der in der Geschichte dieser Begebenheiten etwas klärer zu sehen wünscht, nicht ganz gleichgültig seyn dürfen; denn der neulich erschienene Bericht des Herrn Faujas ist weder unparteiisch, noch kann er es seyn. Die Gegenpartei des Herrn Charles hat freilich seit dem ersten December eine andere Stellung genommen und eine andere Sprache zu reden angefangen: aber vor dieser Epoche war es mehr darum zu thun, ihn auszulöschen, als den Ruhm der aërostatischen Erfindung mit ihm zu theilen.

Der eine dieser Umstände also ist: daß um diese Zeit die Bildnisse „der Herren Stephan und Joseph Montgolfier Gebrüder, als Erfinder der aërostatischen Kugel," von de Launay dem jüngern nach Houdons Modell gestochen, mit folgender Unterschrift erschienen:

Montgolfier, que l'Europe entiere
No saurait assez révérer,
A des airs franchi la carrière,
Quand l'oeil de ses rivaux cherche à le mesurer.

Dieſer abermalige ſatyriſche Zug (deſſen Spitze aber durch den Erfolg gegen denjenigen gekehrt wurde, der damit hatte verwunden wollen) konnte doch wohl niemand anderm gelten, als dem Herrn Charles und ſeinen Freunden, und ſcheint uns ein deſto vollgültigeres Zeugniß von den damaligen Geſinnungen der andern Partei zu ſeyn, da man dieſe dadurch zugleich mit den Bildniſſen der Herren Montgolfier zu verewigen ſuchte.

Der andre Umſtand iſt, daß die Schnurre mit dem Onkel, den ein Klyſtier von brennbarer Luft durchs Fenſter davon führte, in eben dieſe Zwiſchenzeit fiel, und aller Wahrſcheinlichkeit nach ebenfalls darauf abgeſehen war, den Herrn Charles lächerlich zu machen. Die brennbare Luft und das Davonfliegen beweiſen es deutlich genug, und um ſo mehr, da man ſich von Montgolfieriſcher Seite öffentlich und ernſthaft gegen die brennbare Luft, deren ſich Herr Charles bediente, erklärt und dabei hinlänglich zu verſtehen gegeben hatte: daß man mit keinen ſo hohen Ideen, als eigentliche aëronautiſche Verſuche wären, ſchwanger gehe, ſondern den Nutzen der ſublimen Erfindung des Herrn Montgolfier bloß in die Möglichkeit ſetze, große Laſten dadurch emporzuziehen, oder auch allenfalls ſich zu Anſtellung phyſikaliſcher Beobachtungen in die Luft zu erheben und eine Zeitlang darin zu erhalten. Dieſes letztere war nun der hauptſächlichſte Gegenſtand, auf welchen die Verſuche des Herrn Montgolfier mit ſeiner neuen Maſchine gerichtet waren. Da man aber von der Abſicht des Herrn Charles mit ſeiner den 19. November angekündigten Maſchine

ſo viel gewiß wußte, daß er ſich damit in die Luft erheben würde: ſo eilte man, ihm darin wenigſtens zuvorzukommen; und Herr Faujas gab zu eben der Zeit, da er verſicherte, daß Herr Montgolfier ſeine neuen Verſuche bloß zu ſeiner eignen Belehrung mache, dem Publicum Nachricht: daß Herr Pilatre de Rozier, „von edelm und großmüthigem Enthuſiasmus für dieſe Entdeckung durchdrungen," binnen den 15. und 20. October, zu ſechs verſchiedenenmalen, theils allein, theils in Geſellſchaft des Herrn Giroud de la Villette und des Herrn Marquis d'Arlandes, ſich auf einer mit Stricken befeſtigten Maſchine, erſt 80, hernach 200, hernach 250, und endlich gar 324 Schuh hoch in die Luft erhoben, und das erſtemal 4 Minuten 25 Secunden, das andremal wegen widrigen Windes nicht ſo lange, das drittemal 6 Minuten ohne Glutpfanne, das viertemal mit der Glutpfanne 8½ Minuten, das fünftemal 9 bis 10, und das letztemal 8½ Minuten, ſich im Gleichgewicht erhalten habe.

Auf den erſten Anblick ſcheint dieß eben nicht viel mehr, als was der Hammel und ſeine gefiederten Reiſegefährten den 19ten September bereits geleiſtet hatten, zu ſeyn, und weiter nichts zu beweiſen, als daß die mit Gas angefüllte Kugel eben ſo gut mit einem Naturforſcher und einem Major von der Infanterie als mit einem Schöps und einer Ente in die Höhe gehen könne. Allein die ziemlich lange Zeit, worin Herr Pilatre die Maſchine in einer Höhe von mehr als 200 Fuß vermittelſt der Glutpfanne, durch welche ſie von Zeit zu Zeit wieder friſchen Gas empfing, im Gleichgewicht erhalten hatte, bewies doch, daß man in der Kunſt ſie zu behandeln und nach Willkür zu regieren, ſchon merkliche Schritte vorwärts gethan habe.

Herr Pilatre hatte bei dieſen verſchiedenen Verſuchen

eine Gegenwart des Geiſtes und eine Geſchicklichkeit in den Handgriffen, welche die Montgolfieriſche Maſchine erfordert, gezeigt, die ihn zu der Ehre berechtigten, dem öffentlichen Verſuche vorzuſtehen, der am 21ſten November, acht Minuten nach Mittag, auf dem Hofe des Schloſſes La Muette (wo der Dauphin erzogen wird) angeſtellt wurde. Der Himmel war um dieſe Zeit hier und da mit Wolken bedeckt, und der Wind blies von Nordweſt. In acht Minuten nach dem erſten gegebenen Zeichen war die Maſchine in reiſefertigem Stande; der Herr Marquis d'Arlandes und Herr Pilatre de Rozier beſtiegen die für ſie zubereitete Galerie; die Maſchine erhob ſich ein wenig, wurde aber vom Winde auf eine Allee des Gartens getrieben; und, weil die Stricke, woran ſie befeſtigt war, bei dieſem Zufalle zu ſtark wirkten, ſo bekam ſie einige große Riſſe, und mußte zurückgebracht und ausgebeſſert werden. Um 1 Uhr 54 Minuten war alles wieder in Ordnung. Die Maſchine erhob ſich von neuem mit den nämlichen Perſonen, und dießmal auf eine ſehr majeſtätiſche Art; ſie verlor ſich bald aus den Augen der Zuſchauer, die ihr mit ängſtlicher Bewunderung nachſahen, ſtieg bis zu einer Höhe von wenigſtens 3000 Fuß, ging über die Seine, und konnte, da ſie zwiſchen der Ecole Militaire und dem Hôtel des Invalides durchging, von ganz Paris geſehen werden. Die beiden Luftſchiffer, „vergnügt mit dieſem Verſuch und geſonnen nicht weiter zu gehen," machten Anſtalt zum Herabſteigen. Wie ſie aber gewahr wurden, daß der Wind ſie auf die Häuſer der Rue de Sève in der Vorſtadt St. Germain treibe: entwickelten ſie mit aller möglichen Kaltblütigkeit friſchen Gas, entgingen dadurch der Gefahr, und ſtiegen wieder höher; ließen ſich aber doch bald darauf jenſeits des neuen Walles im freien Felde nieder, „wiewohl ſie noch zwei Drittel von ihrem

Vorrathe (um Gas zu machen) in ihrer Galerie hatten, und alſo, wenn ſie gewollt hätten, noch eine dreimal ſo weite Reiſe hätten machen können. Die Länge ihrer Fahrt betrug 4 bis 5000 Klaftern, die Zeit, die ſie dazu gebrauchten, 20 bis 25 Minuten, und das Gewicht, das die Maſchine, welche 60,000 Kubikfuß enthielt, in die Höhe zog, war zwiſchen 1600 und 1700 Pfund."

Das hierüber förmlich aufgenommene Protokoll wurde am beſagten Tage zu La Muette, Abends um 5 Uhr, von den Herzogen von Polignac und von Guines, den Grafen von Polaſtron und von Vaudreuil, dem Herrn von Hunaud, dem berühmten Benjamin Franklin, und noch dreien Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften, nämlich den Herren Faujas de St. Fond, Delisle und Leroy, unterſchrieben.

Acht Tage hernach trat der Herr Marquis d'Arlandes im Journal von Paris mit einer ſehr umſtändlichen und, wenn die Gelegenheit weniger außerordentlich geweſen wäre, allerdings faſt kleinlichen Reiſebeſchreibung dieſes erſten Verſuchs, mittelſt der aëroſtatiſchen Kugel in den Lüften herum zu irren, hervor. Ohne eine ſehr genaue Kenntniß der ganzen Maſchine, und der Art, wie man mit ihrer Ladung und mit Erneuerung des Gas (deren ſie, wenn ſie wieder ſteigen ſoll, von Zeit zu Zeit bedarf) verfährt, iſt ſehr vieles in dieſer Erzählung unverſtändlich: aber was jedermann verſtehen kann, iſt, 1) daß der Herr Marquis dem Herrn Pilatre de Rozier zwar ganz artige Complimente macht, aber vornehmlich ſich ſelbſt über den Muth, die heroiſche Kaltblütigkeit, den richtigen Blick und die Geſchicklichkeit im Manövriren, ſo er bei dieſer Unternehmung bewieſen, die vollſtändigſte Gerechtigkeit widerfahren läßt; 2) daß die Montgolfieriſche

Maſchine, oder vielmehr der Gas, deſſen Herr Montgolfier ſich bedient ſie zu erheben und in der Luft zu erhalten, Unbequemlichkeiten und ſelbſt Gefahren unterworfen iſt, bei welchen er, ſeines geringen Preiſes ungeachtet, zum aëronautiſchen Gebrauch wenig geſchickt zu ſeyn ſcheint; 3) daß eine längere Fortſetzung dieſer Luftfahrt bei weitem nicht ſo ſehr in der Willkür der beiden Herren ſtand als das Protokoll beſagt, ſondern im Gegentheil, daß ſie ſich durch den delabrirten Zuſtand der Maſchine genöthigt ſahen, ſich wieder herabzulaſſen; und endlich 4) daß der Herr Marquis (wie er verſichert) dieſes Experiment zu Muette eigentlich, nach ſeinem erſten Anerbieten, ganz allein hätte machen ſollen; daß aber die Klugheit des Herrn Montgolfier für gut befunden, ihm einen Reiſegefährten zuzugeben; daß er ihm den Herrn Pilatre de Rozier dazu vorgeſchlagen, welchen der Herr Marquis denn auch wegen ſeiner in den Experimenten bei Herrn Reveillon bewieſenen Geſchicklichkeit „mit Empressement“ angenommen; und daß alſo er, der Herr Marquis, derjenige ſey, der vom Herrn Montgolfier auserſehen worden dieſes Experiment zu dirigiren. »Il est permis, ſetzt er hinzu, d'être glorieux de ce choix, et peu naturel d'imaginer, que je puisse céder à un autre (nämlich dem Herrn Pilatre) le droit acquis de publier ses succès.«

Unſre Leſer mögen ſelbſt urtheilen, ob dem guten Herrn Marquis bei allem dieſem etwas Menſchliches begegnet ſey, und in wiefern er etwa dem Herrn Faujas de St. Fond, der mit aller Gewalt den Taft zu der erſten Maſchine der Herren Charles und Robert eingekauft haben wollte, Paroli gemacht haben möchte? Wie es damit auch war, ſo mußte es allerdings einem Galanthomme, der ſo viel Recht hatte über die Wahl des Herrn Montgolfier glorios zu ſeyn, ſehr

auf die Bruſt fallen, bald darauf im Journal von Paris einen Brief eben dieſes Herrn Stephan Montgolfier an den Herrn Marquis von S** (unterm 6ten December datirt) zu leſen, der ſich gleich damit anfängt: „man könne ganz gewiß nicht ohne Ungerechtigkeit dem Herrn Pilatre de Rozier den Titel des erſten Luft-Argonauten verſagen.“ Apollo aus dem Munde ſeiner Prieſterin auf dem heiligen Dreifuß, zur Zeit da man noch an ſeine Gottheit glaubte, hätte wahrlich keinen gültigern Ausſpruch in dieſer Sache thun können als Herr Montgolfier; und ſeine Erzählung ſetzt, mit der möglichſten Schonung des Herrn Marquis d'Arlandes, die Vermuthung, die wir bei unſern Leſern vorausſetzten, außer allem Zweifel. Herr Pilatre (ſagt er), als er hörte, daß die Akademie der Wiſſenſchaften das Experiment von Annonay wiederholt zu ſehen wünſche, bat ſogleich, daß ihm erlaubt werden möchte mit der Maſchine in die Höhe zu gehen. Die Akademie lobte ſeinen Eifer, hielt aber nicht für rathſam ihm ihre Einwilligung zu geben. Er faßte alſo den Entſchluß, ſich zu Ausführung ſeines Vorhabens eine eigne Maſchine machen zu laſſen, und ſtand nicht eher davon ab, bis ihm Herr Montgolfier verſprach, daß er ihm bei den Experimenten, die bei Herrn Reveillon gemacht werden ſollten, freie Hand laſſen wollte, Verſuche mit der angebundnen Maſchine zu machen, um die beſte Art, ſie nach Gefallen ſteigen und ſinken zu laſſen, ſelbſt ſtudiren zu können. Herr Pilatre that dieſes mit dem ſchon oben aus dem Schreiben des Herrn Faujas angeführten Erfolge, und der Herr Marquis d'Arlandes vertrat bei dieſer Gelegenheit einmal die ehrenvolle Stelle eines — Gegengewichts. Herr Pilatre ward nun immer begieriger, es auch mit freier Maſchine zu verſuchen; aber Herr Montgolfier war damals anders beſchäftigt. Allem Anſehen nach

hatte es auch dem Herrn Marquis in dem Korbe, worin er das Gegengewicht machte, so wohl gefallen, daß er auf Mittel und Wege bedacht war, sich dieses Vergnügen noch einmal und auf eine gloriösere Art zu verschaffen. Genug, Herr Montgolfier erhält den 17ten November einen Brief von Herrn de la Greze, Secretär der königlichen Kinder, des Inhalts: der Hof Seiner Königlichen Hoheit des Dauphins wünschte auf nächsten Donnerstag ein Experiment zu Muette zu sehen. Nichts war dazu in Bereitschaft. Aber zum Ersatz war Herr von Arlandes bei der Hand, der seine Dienste zu den Zubereitungen anbot, und sich dafür die Ehre ausbat, mit der Maschine emporzusteigen. Natürlicherweise mußte Montgolfier (welcher Willens gewesen war, seinen Freund Pilatre in eigner Person zu begleiten) nun so höflich seyn, diese Ehre dem Herrn Marquis abzutreten; er ging aber auch sogleich zum Herrn von Rozier, ihm von diesem allem Nachricht zu geben, und ihm zu sagen: „er rechne noch immer auf seine Einsicht und seinen Eifer in Rücksicht auf die Regierung der Maschine.“ Sie machten noch einige Versuche mit brennendem Oel, dessen Gebrauch Herr Joseph Montgolfier vortheilhaft befunden hatte: „während daß der Herr Marquis von Arlandes zu Muette die Oberaufsicht über die Erbauung der Estrade führte, von welcher er und Herr Pilatre als neue Argonauten (wie Herr Montgolfier sagt) sich in die Luft erhoben.

Ich bin nicht ohne Ursache bei dieser an sich selbst vielleicht geringfügigen Episode etwas umständlich gewesen. Wir sehen nur von ferne zu; und natürlicher Weise war mir und einem jeden, der mit keinem der Herren, die wir bisher auf dem Schauplatze gesehen haben, in nähern Verhältnissen steht, beim ersten Anblick der eine so gleichgültig als der andre.

Aber es iſt unmöglich lange ein ganz unparteiiſcher Zuſchauer zu bleiben; und, wo alles übrige gleich iſt, nehmen wir, durch einen unfreiwilligen Inſtinct unſrer Natur, die Partei derjenigen, die uns die edelſten ſcheinen; zumal wenn wir ſie in Gefahr ſehen, Opfer von andrer Leute Ungerechtigkeit, Eitelkeit und Eiferſucht zu werden. Wenn man den immer einfachen, geraden, und ohne Seitenblicke bloß auf die Sache ſelbſt gerichteten Gang des Herrn Charles und ſeiner Freunde mit den Wendungen, Kunſtgriffen, Cabalen und dem ganzen Spiele der kleingeiſtiſchen Leidenſchaften, die unter ihrer Gegenpartei zum Theil in recht lächerlichen Wirkungen nach und nach zum Vorſchein gekommen ſind, vergleicht: ſo wird man, denke ich, Stoff genug zu praktiſchen Betrachtungen, und genugſame Urſache finden, eine gewiſſe Vorneigung für die erſtern nicht verläugnen zu dürfen.

Indeſſen bin ich verſichert, daß es unbillig wäre, Männer wie Montgolfier und Pilatre de Rozier wegen der Thorheiten ihrer Anhänger zur Verantwortung ziehen zu wollen. Ein Naturforſcher, der durch Zufall und Nachdenken auf irgend eine wichtige Entdeckung geräth, denkt anfangs wohl an nichts weniger als eine Partei zu machen. Die Partei macht ſich von ſelbſt, und wird ohne ſein Zuthun immer größer und ungleichartiger, je mehr der gute Erfolg des Erfinders Leute herbeilockt, denen es gar wohl behagt, ſich von ſeinen Strahlen vergolden zu laſſen, und, indem ſie ſich überall an ihn anklammern, von ihm zum Tempel des Ruhms mit emporgeſchleppt zu werden. Je weniger dieſe Leute für die Sache ſelbſt thun können, je mehr Bewegungen geben ſie ſich, um auf eine in die Augen fallende Art zu den Beiwerken und zu dem Mechaniſchen der Ausführung etwas beizutragen. Den Taft zu einer aëroſtatiſchen Kugel eingekauft, den Oberbefehlshaber

bei Erbauung einer Estrade vorgestellt, oder einen Arm voll Stroh auf die Glutpfanne geworfen zu haben, ist in den Augen solcher Sterblichen eine merkwürdige That. Und das ist noch immer das Unschuldigste, was sie thun. Denn man kann sich darauf verlassen, daß alle das Geklatsch, Cabalkren, Verhetzen und Hin- und Hertragen dessen was dieser oder jener gesagt haben soll, und die endlich daraus entstehenden Mißverständnisse, Verkältungen und Irrungen unter Männern, die sonst Freunde, oder wenigstens edelmüthige Nebenbuhler gewesen wären, bloß dem allzu dienstfertigen Eifer solcher geschäftigen Personen zuzuschreiben ist. Ein Mann von Verdiensten, der sich unvermerkt und wider seinen Dank und Willen an der Spitze einer solchen Partei sieht, hat es in den mancherlei Verhältnissen des Lebens nicht immer in seiner Gewalt, die unbescheidene Thätigkeit seiner Freunde im Zügel zu halten; und gemeiniglich ist er es, der am Ende für Thorheiten, an denen er keinen Theil hat, bezahlen muß. Je größer das Gedränge der dunkeln Körper, die etwas von seinen Strahlen auffangen möchten, um ihn her ist, je gewisser kann er seyn, selbst von ihnen verfinstert zu werden.

III.

Doch ich halte mich zu lange bei einem Gesichtspunkte auf, der über die Frage, welche von beiden Parteien in der Hauptsache bisher am meisten geleistet habe, nichts entscheidet.

Diese Frage scheint durch das Experiment vom ersten December vorigen Jahres, wodurch die Herren Charles und Robert sich einen so wohl verdienten Ruhm erworben haben,

auf die überzeugendste Art entschieden worden zu seyn. Die Maschine, welche sie dazu hatten verfertigen lassen, bestand aus einem beinahe eiförmigen Globus von 26 Fuß im Durchmesser, an welchem eine Art von Mittelding zwischen Wagen und Gondel, von sehr zierlicher Form, mit Seilen befestigt hing. Das Experiment wurde in den Tuilerien Nachmittags um 1 Uhr 40 Minuten bei einem unbeschreiblichen Zusammenfluß von Zuschauern beider Parteien angestellt. Herr Montgolfier selbst war dazu eingeladen, und man erwies ihm die Auszeichnung, einen kleinen Globus von fünf Fuß acht Zoll im Durchmesser, der zu Erforschung der Richtung des Windes voranfliegen sollte, in die Höhe zu lassen. Das Publicum (sagt Herr Charles in seinem Bericht an die Akademie der Wissenschaften) verstand diese simple Allegorie, wodurch ich zu erkennen geben wollte, daß er das Glück gehabt habe die Bahn zu brechen. Die kleine Kugel stieg in gerader Linie auf, und wurde nach fünf Minuten nur noch wie ein Stern gesehen.

Die Herren Charles und Robert der jüngere, ungeduldig ihr zu folgen, bestiegen nun den Wagen, der ein wahrer Triumphwagen für sie werden sollte; und erhoben sich, nachdem sie die Maschine um 19 Pfund Ballast leichter gemacht, bei einer durch mancherlei Leidenschaften unter den Zuschauern verursachten Stille, mit einer Unerschrockenheit und Gewißheit ihrer Sache, die mit dem Ausdruck des Zweifels und der Furcht auf den erblassenden Gesichtern der Zuschauer einen sonderbaren Contrast machen mußte. Aber in wenig Augenblicken wurden alle andern Leidenschaften von dem allgemeinen Entzücken verschlungen, welches ein Schauspiel gewähren mußte, dessen bloße Möglichkeit zu behaupten vor sechs Monaten noch etwas Lächerliches gewesen wäre, und das man

auch jetzt, da man es ſah, kaum ſeinen eignen Augen glaubte. Das Händeklatſchen, Zujauchzen und Glückwünſchen wurde nun allgemein; und man bemerkte als etwas Außerordentliches, daß ſogar die Garde-Schweizer vor Vergnügen ihre Säbel in die Höhe warfen.

Wie dem Herrn Charles dabei zu Muthe war, wollen wir von ihm ſelbſt hören; denn es iſt keiner ſeiner ſchlechteſten Vorzüge, daß er auch ſehr gut ſchreibt. — „Niemals (ſagt er in der Rede, womit er ſeine Wintervorleſungen über die Phyſik eröffnete) wird etwas dem Augenblick von Freudigkeit gleich ſeyn, der ſich meiner ganzen Exiſtenz bemächtigte, als ich fühlte, daß ich der Erde entfloh. Es war nicht Vergnügen, es war Wonnegefühl. Glücklich entgangen den abſcheulichen Qualen der Verfolgung und Verleumdung, fühlte ich, daß ich alles beantwortete, indem ich mich über alles erhob. Dieſer moraliſchen Empfindung folgte bald eine andere noch lebhaftere, die Bewunderung des majeſtätiſchen Schauſpiels, das ſich uns darſtellte. Auf welche Seite wir herabſchauten, war nichts als Kopf an Kopf; über uns ein Himmel ohne Wolke; in der Ferne die reizendſte Ausſicht von der Welt. O mein Freund, ſagte ich zu Herrn Robert, wie glücklich ſind wir! Ich weiß nicht, in welcher Dispoſition wir die Erde zurücklaſſen; aber wie ſehr iſt der Himmel auf unſrer Seite! Welche Heiterkeit! Was für eine entzückende Scene! Warum kann ich nicht den letzten von allen unſern Verkleinern hier haben und ihm ſagen: da, ſieh, Unglücklicher, was man verliert, wenn man den Fortgang der Wiſſenſchaften aufhält!“ —

Zufolge einer Abrede, die ſie mit ihren ſtationenweiſe zum Beobachten vertheilten Freunden genommen hatten,

hörten sie auf zu steigen, da der Barometer auf 26 Zoll gefallen war, also in einer Höhe von ungefähr 300 Klaftern; und von dieser Zeit an richteten sie ihren horizontalen Lauf südostwärts (nach der Direction des Windes) so ein, daß sie sich immer in einer Höhe von 26 Zoll bis 26 Zoll 8 Linien erhielten, bis sie 56 Minuten nach ihrem ersten Aufsteigen den Kanonenschuß hörten, der das Signal war, daß sie aus den Augen ihrer Beobachter zu Paris verschwunden seyen. — „Wir freuten uns daß wir ihnen entwischt waren, sagt Herr Charles. Da wir nun nicht mehr so genau als bisher an unsern horizontalen Lauf gebunden waren: so überließen wir uns völliger den mannichfaltigen Schauspielen, die sich uns in den unabsehbaren Gefilden, über welchen wir hinschwebten, darstellten. Von diesem Augenblick an hörten wir nicht auf uns mit ihren Bewohnern zu unterhalten, die wir von allen Enden herbeilaufen sahen. Wir hörten ihr Freudengeschrei, ihre Wünsche und Besorgnisse für uns, mit Einem Worte, den Allarm der Bewunderung. Wir riefen Vive le Roi! und die ganze Gegend antwortete unserm Ruf. Wir hörten ganz deutlich: lieben Herren, fürchten Sie sich denn nicht? Sind Sie auch wohl? — Gott! wie das schön ist! Adieu, lieben Freunde, Gott steh' Ihnen bei! — Ich war von dieser wahren und herzlichen Theilnehmung bis zu Thränen gerührt. Zu verschiedenenmalen ließen wir uns weit genug herab, um auf die Fragen, die man an uns that, von wannen und um welche Zeit wir abgereist seyen, deutlicher gehört zu werden; dann riefen wir ihnen Lebewohl, und stiegen wieder höher u. s. w.

Um halb vier Uhr langten sie endlich in der Gegend von Nesle an; und weil Herr Charles noch eine zweite Reise zu machen gedachte, so ward er mit seinem Gefährten einig, ihn

hier abzusetzen. Indem kamen die Herzoge von Chartres und Fitzjames und Herr Farrer, ein Engländer, bei dessen Jagdhaus sie sich eben zufälligerweise befanden, in vollem Gallop herangesprengt. Diese Herren halfen den Bericht, den Herr Charles in dem aërostatischen Wagen aufsetzte, unterschreiben; und der heldenmüthige Philosoph erhob sich ein Viertel nach vier Uhr nochmals, allein, aus der Wiese von Nesle in die Luft. Da die Maschine jetzt um 125 Pfund leichter war, so stieg sie mit einer solchen Geschwindigkeit empor, daß er sich in zehn Minuten in einer Höhe befand, wo der Barometer, der an der Erde auf 28 Zoll 4 Linien gestanden, auf 18 Zoll 10 Linien gefallen war, welches, nach de Luc's Regel für dergleichen Berechnungen, eine Höhe von 1324 Klafter ausmacht. Der Thermometer, der an der Erde 7½ Grad über dem Gefrierpunkt stand, fiel in dieser Zeit 5 Grad unter denselben, so daß Herr Charles binnen zehn Minuten aus der Witterung des Frühlings sich mitten in den Winter versetzt fühlte. Die einbrechende Nacht, die Kälte, und ein dem Herzog von Chartres gegebenes Versprechen, bewogen ihn nach funfundreißig Minuten bei La Tour du Lay, anderthalb Stunden weit von dem Orte, von wannen er abgereist war, wieder herabzusteigen, und mit Herrn Farrer, der ihn dort einholte, nach dem Landhause desselben zurückzukehren.

Ein gewisser Herr Pivan de la Foreſt, königlicher Procurator zu Pontoise, der den Flug der Herren Charles und Robert auf dem Kirchthurme von St. Maclou daselbst anderthalb Stunden lang mit einem Dollondischen Fernglase beobachtete, spricht davon, in einem, noch am selbigen Abend an den Redacteur des Journal von Paris abgelassenen Schreiben, mit einem Vergnügen, das bei einem Astronomen, der die Bahn des neuentdeckten Uranus beobachtet, nicht lebhafter

seyn kann. Ich gestehe, daß ich kein Augenzeuge zu seyn brauche, um mich ganz an seinen Platz zu setzen.

In einer Art von Luftfahrzeug, dessen bloße Möglichkeit behaupten zu hören nur sechs Monate zuvor jeden großen und kleinen Naturforscher lächeln gemacht hätte — durch ein Mittel, dessen Anwendung zu diesem Zwecke Herr Cavallo selbst (der erste, der im Jahre 1781 Seifenblasen mit brennbarer Luft gefüllt steigen sah), nach allerlei fruchtlosen Versuchen, gänzlich aufgegeben hatte — zwei neue Prometheen, denen im Vertrauen zu der Richtigkeit ihrer Beobachtungen und Combinationen, bei einer Unternehmung, wovor jedem in den Geheimnissen der Natur Uneingeweihten die Sinne vergehen, nicht einmal einfällt, daß sie ihr Leben dabei wagen, mit der Geschwindigkeit einer vom Winde getriebenen Wolke hoch in den Lüften daher schwimmen zu sehen — ein so großes, so wunderbares, so schauerliches, so einziges Schauspiel, muß in seiner ersten Neuheit, da es alle Springfedern der Einbildungskraft und des Herzens zugleich spielen macht, und alle Arten von Leidenschaften, die das Gefühl des Erhabnen in der Seele entzünden kann, in eine einzige nie zuvor gekannte Empfindung zusammenschmilzt, einen Grad von Entzücken hervorbringen, der nur durch das Wonnegefühl desjenigen übertroffen werden konnte, der den Muth hatte einen solchen Versuch selbst zu machen, nachdem er die Talente und Kenntnisse gehabt hatte, die Mittel dazu zu erfinden.

Ich verlasse mich hoffentlich nicht zu viel auf die Meinung, auch der kälteste meiner Leser müsse bei dem Gedanken einer solchen Scene warm genug werden, um alles dieß so gut zu fühlen als ob er — ein Dichter wäre; und man werde mir also nicht verdenken, daß ich ein Schauspiel, das für mich, und (wie mich däucht) für jeden Menschen der etwas

mehr Seele als eine Auster hat, so interessant ist, noch nicht verlassen kann. Da dieß alles eine wirklich geschehene Sache ist, so bleibt da auch für die glücklichste Imagination nichts zu vergrößern noch zu verschönern übrig. Die Sache selbst ist das Größte, was Menschenwitz und Menschenkunst jemals seit Erfindung der Wässerschifffahrt hervorgebracht haben: sie übertrifft sogar diese an Unbegreiflichkeit, für jeden wenigstens, der beide als bloßer Naturmensch betrachtet; und es gibt also kein Bild, wodurch die Darstellung dieser außerordentlichsten aller Begebenheiten nicht vielmehr verkleinert als vergrößert würde.

Wie aber in dem ganzen Umfang der Dinge für den Menschen doch nichts interessanter ist als — der Mensch, und an der größten That, die ein Mensch thun, oder dem Erstaunlichsten, was ihm begegnen kann, immer das Gefühl, womit er es thut, und die Art, wie er sich dabei benimmt, für uns das Wichtigste ist: so ist auch in der Begebenheit vom ersten December nichts schöner, als das Wenige, das dem Herrn Charles von dem, was in ihm selbst dabei vorging, in der ersten Wärme des Gefühls gleichsam entschlüpft ist. Denn ein Mann, der sich der Welt in einem solchen Lichte gezeigt hat wie er, kann kein Großsprecher seyn, und bedarf es auch nicht zu seyn. Auch ist (für ein lauteres Auge wenigstens) in seiner Erzählung kein Wort, das einen solchen Argwohn erwecken könnte. Er spricht zwar in dem Tone eines Philosophen dem auch Pindars Grazien hold sind, und dem es natürlich ist sich gut auszudrücken, aber zugleich mit der naiven Einfalt der unmittelbar erfahrnen Wahrheit. Ein Mann von Geist und Gefühl in seiner Lage konnte nicht weniger sagen.

Als Herr Charles nach einer beinahe zweistündigen Luftfahrt

mit seinem Reisegefährten auf der Wiese bei Nesle anlandete, ließ er sogleich die Pfarrer und Gerichtspersonen des Ortes herbeirufen, um das kurze Protokoll, das er inzwischen aufsetzte, zu unterzeichnen. Indem sprengte eine Gruppe von Reitern in vollem Lauf daher. Es war der Herzog von Chartres, mit dem Herzog von Fitz-James und dem Engländer Farrer, die ihnen von Paris aus gefolgt waren. Von mehr als hundert Personen, die das Nämliche versucht hatten, waren diese die einzigen die ihnen nachkamen; die andern hatten entweder ihre Pferde zu Schanden geritten, oder es in Zeiten aufgegeben. Herr Charles erzählte dem Herzog kürzlich einige Umstände ihrer Reise. Aber das ist noch nicht alles, Monseigneur, setzte er lächelnd hinzu; ich bin im Begriffe wieder abzugehen. — „Wie? wieder abzugehen?“ — Wie Eure Hoheit sehen werden. Was noch mehr ist, wann wollen Sie daß ich wieder da sey? — „In einer halben Stunde.“ — Gut, es bleibt dabei, in einer halben Stunde bin ich wieder zu Ihren Befehlen. Herr Robert stieg aus. Der Luftwagen wurde dadurch um 130 Pfund leichter, und 30 Bauern hatten ihre ganze Kraft und Schwere nöthig ihn auf dem Boden zu erhalten. Herr Charles, der nur noch 3 bis 4 Pfund Ballast hatte, verlangte etwas Erde die ihm dafür dienen sollte. Man lief nach einem Grabscheit, es blieb aber zu lange aus. Er verlangte Steine, aber es waren keine auf der Wiese. Die Sonne war am Untergehen. Herr Charles überrechnete schnell die möglichste Höhe, wohin ihn die specifische Leichtigkeit von 130 Pfund, die er erhalten hatte, führen könnte, und entschloß sich ohne weiteres abzureisen. Er stieg ein; auf ein verabredetes Zeichen ließen die Bauern alle zugleich von der Maschine ab, und sie schwang sich wie ein Vogel auf. — „In zehn Minuten (sagt Herr

Charles) war ich über 1500 Klaftern hoch. Ich konnte auf der Erde nichts mehr unterscheiden, und sah die Natur nur noch in ihren großen Massen. Gleich Anfangs meiner Abfahrt hatte ich mich gegen die Gefahren der Explosion des Globus sicher gestellt, und jetzt schickte ich mich an, die Beobachtungen zu machen, die ich mir vorgesetzt hatte. Zuerst, um den Barometer und Thermometer, die am Ende des Wagens befestigt waren, zu beobachten, ohne den Schwerpunkt der Maschine zu verrücken, setzte ich mich in der Mitte auf ein Knie, den einen Fuß und den Leib vorwärts; meine Uhr und ein Papier in der linken Hand, meine Feder und die Luftklappe in der Rechten. Ich versah mich dessen was geschehen würde. Der Globus, der bei meiner Abreise ziemlich schlapp war, schwoll unvermerkt wieder auf. In kurzem strömte die brennbare Luft sehr stark zu der untern Oeffnung hinaus. Jetzt zog ich von Zeit zu Zeit an der Luftklappe, um ihr zwei Ausgänge zu gleicher Zeit zu verschaffen; und so fuhr ich, indem ich Luft verlor, noch immer fort zu steigen. Sie drang pfeifend heraus, und wurde sichtbar, wie ein warmer Dunst der in einen weit kältern Luftkreis übergeht. Die Ursache dieses Phänomens ist sehr simpel. Auf der Erde stand der Thermometer auf 7 Grad über dem Gefrierpunkt; in zehn Minuten Aufsteigen war er schon 3 Grad unter ihn gefallen. Man begreift, daß die eingeschlossene brennbare Luft nicht Zeit genug gehabt hatte, in dasjenige Gleichgewicht, das die Temperatur der äußern Luft erforderte, zu kommen. Da sie viel weniger Zeit gebraucht, um sich mit der äußern Luft in das Gleichgewicht der Elasticität als in das Gleichgewicht der Wärme zu setzen: so mußte sie nothwendig in größerer Menge herausdringen, als die bloße größere Subtilität der äußern Luft durch ihren mindern Druck zuwege

gebracht hätte. Was mich betrifft, ſo ging ich binnen zehn Minuten aus der Milde des Frühlings in den Froſt des Winters über. Die Kälte war lebhaft und trocken, aber nicht unerträglich. Jetzt fragte ich ganz ruhig alle meine Empfindungen; ich hörte mich, ſo zu ſagen, leben (je m'écoutais vivre) und ich kann verſichern, daß ich im erſten Augenblicke bei dieſem plötzlichen Uebergang zu einem ſo viel höhern Grade von Ausdehnung und Kälte nichts Unangenehmes fühlte."

Wie der Barometer zu fallen aufhörte, bemerkte Herr Charles mit der größten Genauigkeit 18 Zoll 10 Linien. Vermöge einer von dem Herrn Meunier der Franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, deren Correſpondent er iſt, mitgetheilten Ausrechnung, befand Herr Charles ſich damals in einer Höhe von wenigſtens 1700 Klaftern. In wenig Minuten wirkte die Kälte ſo ſtark auf ſeine Finger, daß er die Feder kaum länger halten konnte. Er hatte ſie auch nicht mehr nöthig; denn, anſtatt höher zu ſteigen, hatte die Maſchine nur bloß eine horizontale Bewegung. — „Ich richtete mich jetzt mitten in dem Wagen auf (ſind ſeine eignen Worte), und überließ mich dem Schauſpiele, welches mir die Unermeßlichkeit des Horizonts darſtellte. Bei meiner Abreiſe von der Wieſe war die Sonne für die Einwohner der Thäler untergegangen; aber bald ging ſie für mich allein wieder auf, und begann noch einmal den Globus und den Wagen mit ihren Strahlen zu vergolden. Ich war nun der einzige beleuchtete Körper im ganzen Geſichtskreiſe, und ich ſah die ganze übrige Natur in Schatten getaucht. Bald verſchwand auch die Sonne ſelber, und ich hatte das Vergnügen ſie zweimal in Einem Tage untergehen zu ſehen. Ich betrachtete etliche Augenblicke den Luftraum und die Dünſte, die aus den Thälern

und Flüssen emporstiegen. Die Wolken schienen aus der Erde herauszudampfen, und, mit Beibehaltung ihrer gewöhnlichen Gestalt, sich über einander herzuwälzen. Nur war ihre Farbe graulich und eintönig, wie es bei dem wenigen durch die Atmosphäre zerstreuten Lichte nicht anders seyn konnte. Der Mond allein beleuchtete sie. Bei seinem Lichte bemerkte ich, daß ich zweimal umlegte, und von wahren Luftströmen wieder zurück getrieben wurde. Zu verschiednenmalen kam ich sehr merklich von meiner ersten Richtung ab. Eine Erscheinung, die mich sehr angenehm überraschte, war: daß die Wimpel meiner Flagge der Richtung des Windes folgten, und von diesem Augenblicke faßte ich (vielleicht zu voreilig) die Hoffnung, daß es möglich seyn könnte, die Richtung der aërostatischen Maschine in seine Gewalt zu bekommen. — Mitten in dem unbeschreiblichen Entzücken der Contemplation, worin ich in diesen Augenblicken schwebte, wurde ich durch einen ganz außerordentlichen Schmerz im Innern des rechten Ohres und in den Drüsen der Kinnbacken zu mir selbst gebracht. Ich schrieb diese Empfindung ebensowohl der Ausdehnung der in dem zellförmigen Gewebe des Organismus enthaltnen Luft als der Kälte der äußern Luft zu. Ich war nur in der Weste und mit bloßem Haupt. Ich bedeckte mich mit einer wollenen Mütze die zu meinen Füßen lag; aber der Schmerz verlor sich nicht eher, als bis ich der Erde wieder nahe kam. Es waren ungefähr 7 bis 8 Minuten seitdem ich nicht mehr stieg; im Gegentheil machte die Verdickung der brennbaren Luft die noch im Globus war, daß ich zu sinken anfing. Ich erinnerte mich meines dem Herzog von Chartres gegebenen Wortes, und beschleunigte mein Herabsteigen, indem ich von Zeit zu Zeit die obere Luftklappe zog. In kurzem zeigte mir der beinahe halb leere Globus nur noch die Gestalt einer Halbkugel.

Ich wurde am Walde von La Tour du Lay einer unbebauten Strecke Landes gewahr, die mir zum Anlanden bequem schien. In einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Klaftern warf ich eilends noch zwei bis drei Pfund Ballast aus, die ich sorgfältig aufgespart hatte; die Maschine blieb einen Augenblick stehen, und ließ sich sodann ganz sanft auf dem nämlichen Platze nieder, den ich mir ausersehen hatte. Ich war über eine Meile von dem Orte des Aufsteigens entfernt: weil ich aber in meinem Laufe öfters bald wieder rückwärts bald auf die Seite getrieben wurde, so möchte meine ganze Luftfahrt in gerader Linie wohl drei Stunden betragen haben. Es waren nun 35 Minuten seit meiner Abreise; und so zuverlässig sind die Combinationen unsrer aërostatischen Maschine, daß ich 130 Pfund specifischer Leichtigkeit nach Belieben verlieren konnte, deren Sparung (welche ebenfalls in meiner Willkür stand) mich wenigstens noch 24 Stunden in der Luft erhalten hätte."

IV.

Da eine genaue Darstellung der Verfahrungsart des Herrn Charles nicht hierher gehört, so begnüge ich mich bloß, ihre Verschiedenheit von der Montgolfierischen, so viel aus den bisherigen Berichten erhellet, kürzlich anzuzeigen.

Die specifische Leichtigkeit der brennbaren Luft, deren sich Herr Charles am ersten December zur Ladung seines Balls bediente, verhielt sich zur atmosphärischen am Gewichte wie 1 zu 5½. — Dieses Verhältniß bleibt in allen Graden der Ausdehnung beider Luftarten: und da vermöge desselben das Verfahren im Auf- und Absteigen sich auf Combinationen,

die einer hinlänglich genauen Berechnung fähig sind, gründet, so ist nicht nur die vollkommne Sicherheit des Herrn Charles und seines Reisegefährten in einem Elemente, welches vor ihnen nur von geflügelten Wesen mit solcher Zuversicht befahren wurde, begreiflich, sondern man kann es dem ersten auch wohl glauben, daß er unter andern Umständen, vermittelst gehöriger Sparung der 130 Pfund specifischer Leichtigkeit, die er bei seinem zweiten Aufsteigen durch Zurückbleiben des Herrn Robert gewonnen hatte, sich eben so gut 24 Stunden als 35 Minuten lang in der Luft hätte erhalten können.

Alles dieß findet sich ganz anders, wenn die Maschine nach der Montgolfierischen Weise behandelt wird. Der aus brennendem feuchtem Stroh und Wolle gezogene Dampf ist, wie die Versuche des berühmten Genfischen Philosophen, Herrn von Saussures, beweisen, so weit entfernt specifisch leichter zu seyn als die atmosphärische Luft, daß er vielmehr bei gleicher Temperatur um ein Beträchtliches schwerer ist. Das, was also den Montgolfierischen Ball steigen macht, ist bloß das Feuer, das diesen Rauch in die möglichste Verdünnung setzt. Da er aber, sobald dieses aufhörte, sich wieder verdichten und seine erhaltne specifische Leichtigkeit verlieren würde: so muß er durch ein beständig genährtes Feuer in der Rarefaction erhalten werden, die mit Hülfe des Stoßes der Flamme und des Zugs der äußern Luft, den die Wärme der Maschine längs ihrer Seitenwände verursacht, das Steigen derselben ganz allein bewirken und sie eine Zeit lang in der Luft erhalten kann. Wie gefährlich es aber seyn müsse, dreihundert Klafter hoch in freier Luft, in einer aus lauter sehr leicht feuerfangenden Materien zusammengepappten Maschine, ein beständiges Feuer zu unterhalten; wie schwer oder vielleicht gar unmöglich es sey, nie über den Grad von Hitze und

Ausdehnung, den sie ertragen kann, hinauszukommen; und wie leicht also die Maschine, zumal auf einer beträchtlichen Luftreise, bei einer so unsichern Verfahrungsart beschädigt werden, oder auch (besonders wenn sie sehr groß ist, und eine Last von vielen Centnern mit sich schleppen soll, folglich desto stärker geheizt werden muß) gar in Brand gerathen könne: alles dieß fällt einem jeden von selbst in die Augen; und es würde, ohne die moralischen Ursachen welche dabei im Spiele sind, unbegreiflich seyn, wie man, sogar nach den Versuchen vom 21sten November und ersten December, noch eigensinnig genug seyn könne, die entschiednen Vorzüge der Verfahrungsart des Herrn Charles zu verkennen, um gegen Vernunft und Erfahrung Recht behalten zu wollen.

Die Maschine des letztern hingegen, und die Art wie er sie behandelt, ist eben so einfach als sicher. Eine bestimmte Quantität brennbarer Luft, womit der Ball gefüllt ist, ein gewisses Quantum Ballast, vermittelst dessen man sich nach Erforderniß der Umstände in der gehörigen specifischen Leichtigkeit erhalten kann, und ein paar Luftklappen, um dem zu sehr dilatirten Gas den nöthigen Ausgang zu verschaffen, ist alles, was erfordert wird, den in seiner Neuheit so erstaunlichen, und in seinen Ursachen so simpeln und unfehlbaren Effect hervorzubringen. Die Maschine konnte nicht eher steigen, bis sie leichter war als das Volumen von Luft, dessen Platz sie einnahm; daher mußte sie im Momente der Abreise um einige Pfund Ballast erleichtert werden. Sie stieg nun, so wie der Druck der atmosphärischen Luft abnahm, und der im Ball eingeschlossene Gas in Ausdehnung seiner Federkraft weniger Widerstand erfuhr; und sie hörte nicht eher auf zu steigen, bis in einer Höhe von 334 bis 335 Klaftern (nach einer auf die barometrischen Beobachtungen der Luftfahrer

gegründeten Ausrechnung des Herrn Meunier) mit der äußern Luft sich wieder beinahe im Gleichgewichte befand. Ich sage beinahe: weil die Kunst, in der Luft gleichsam vor Anker zu liegen und eine Zeit lang in völligem Gleichgewichte Station zu halten, eine Sache ist, die nur durch oft wiederholte Versuche und eine Menge Beobachtungen, deren Resultate die Regeln des Verfahrens geben müssen, gefunden werden kann. Die Maschine erlitt inzwischen einen doppelten Verlust an Gas: einmal, weil der Ueberzug von Taft ungeachtet des elastischen Harzes womit er gummirt ist, nicht Dichtigkeit genug hat, das unmerkliche Verfliegen dieses äußerst flüchtigen Wesens zu verhindern; und dann, weil er durch die Sonnenstrahlen, die den Ball eine Stunde lang beschienen und erwärmten, so stark ausgedehnt wurde, daß er sich vermuthlich mit Gewalt einen Ausgang verschafft hätte, wenn die Einrichtung der Maschine und die Aufmerksamkeit des Herrn Charles diesem Zufalle nicht zuvorgekommen wären. Eine solche gewaltsame Explosion des sich zu sehr ausdehnenden Gases (welche die Folge von verschiedenen Ursachen seyn kann) scheint die einzige, oder doch die größte Gefahr zu seyn, der diese Art in der Luft zu reisen ausgesetzt ist. Aber eben deßwegen hatte man sie vorhergesehen, und, außer der Oeffnung des sogenannten Appendix (wodurch der Gas in den Ball gebracht wird), die demselbigen gleichsam zu beliebigem Ausgang überlassen blieb, noch oben und unten eine Luftklappe angebracht, wodurch man im Nothfalle so viel Gas auf einmal herauslassen konnte, daß keine der Maschine selbst verderbliche Explosion zu befürchten war. Dieser starke Verlust an brennbarer Luft zog unmittelbar eine Verminderung an specifischer Leichtigkeit der Maschine nach sich, welche aber sogleich wieder hergestellt wurde, indem man sie nach Befinden wieder un-

ein gewisses Quantum Ballast erleichterte. Oft wiederholte Versuche und darüber gemachte Ausrechnungen werden auch hierin alles nach Maß, Zahl und Gewichte bestimmen lehren: genug, daß Herr Charles, schon bei seinem zweiten Experimente im Großen, durch dieses so einfache Mittel im Stande war, seinen Aufenthalt in der Luft nach Gutbefinden zu verlängern, und aus einer entsetzlichen Höhe so langsam und sanft, als er nur wünschen konnte, wieder auf die Erde herabzuschweben.

Uebrigens bleibt es unleugbar, daß dieser doppelte Verlust an der Materie, die das Primum Mobile der Aëronautik ist, ein großes Gebrechen und wichtig genug ist, daß man auf Mittel und Wege denke, demselben abzuhelfen. Ob der Verlust, den die Ausströmungen des zu sehr dilatirten Gases verursachen, dadurch mit Erfolg verhütet werden könne, daß man sie (wie einige vorgeschlagen haben) im Ausströmen in dazu schickliche Gefässe auffasse — wird die Erfahrung zeigen müssen. Inzwischen hat ein gewisser Herr Lapostolle von Amiens Hoffnung gemacht, demjenigen Verluste, den das unmerkliche Verfliegen desselben durch den Ueberzug verursacht, durch Erfindung einer dem Gas schlechterdings undurchdringlichen und zugleich viel wohlfeilern Hülle, vielleicht in kurzem abhelfen zu können. Dieser Herr Lapostolle erweckt ein um so größeres Zutrauen zu dem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen für die Vervollkommnung der aërostatischen Maschine, da er sich, in Verbindung mit einigen andern Liebhabern der Naturwissenschaft zu Amiens, bereits durch Bekanntmachung einer äußerst wohlfeilen Art von brennbarer Luft, die aus Steinkohlen gezogen wird, um die Aëronautik verdient gemacht hat. Die Operation geschieht mittelst eines starken Feuers, wodurch sich der in den Steinkohlen enthaltne

äußerst flüchtige brennbare Gas mit solcher Geschwindigkeit entwickelt, daß es vieler Vorsicht bedarf, wenn man ihn in den Ball hineinbringen will. Hauptsächlich kommt es darauf an, diesen Gas in der Zubereitung von einer andern Flüssigkeit abzuscheiden, welche zugleich mit ihm übergeht, und in einem in Dunst aufgelösten Steinöle besteht. Dieser Dunst ist anfänglich (so lange nämlich die Naphta mit ihrem auflösenden flüchtigen Princip vereinigt bleibt) eben so brennbar als der eigentliche Gas: wenn er aber in den Ball hineingebracht wird und sich darin verdickt, setzt sich das Steinöl an die innern Wände des Balles an, und das davon abgetrennte flüchtige Wesen verändert die brennbare Luft in atmosphärische. Damit dieses nun nicht geschehen könne, muß man das luftähnliche Flüssige, welches durch die Wirkung des Feuers aus den Steinkohlen gezogen wird, ehe man es in den Ball hineinbringt, durch Wasser gehen lassen; als welches in eben dem Augenblicke, da es das Steinöl von seinem Auflöser frei macht, sich des letztern dergestalt bemächtigt, daß der brennbare Gas ganz rein und unvermischt in den Ball übergeben kann.

Solchemnach wäre das Mittel, mit sehr geringem Aufwand von Kosten und Zeit sich eine so große Menge brennbaren Gases, als man jemals nöthig haben könnte, zu verschaffen, bereits erfunden; und nach den Aeußerungen des Herrn Lapostolle zu schließen, wird man auf die Erfindung einer demselben undurchdringbaren Leinewand zum Ueberzug nicht lange mehr warten müssen.

Es bliebe also nur noch übrig, ein Mittel zu finden, die aërostatische Maschine in horizontaler Richtung nach Belieben zu lenken. Ohne Zweifel ist über diesen wichtigen Punkt von dem Genie und der Wissenschaft des Herrn Charles, dessen

Ruhm vorzüglich dabei intereſſirt iſt, das Meiſte zu erwarten. Inzwiſchen hat ein gewiſſer Herr Vallet, Theilhaber der zu Javel errichteten Manufactur mineraliſcher Säuren, ſchon zu Anfange dieſes Jahres drei Verſuche bekannt gemacht, die er zu beſagtem Zwecke mit gewiſſen elaſtiſchen Flügeln von ſeiner Erfindung angeſtellt zu haben verſichert. Da es ihm aber nicht beliebt hat, das Publicum in den Stand zu ſetzen, ſich von der Beſchaffenheit dieſer elaſtiſchen Flügel einen deutlichen Begriff zu machen: ſo wird man den Bericht erwarten müſſen, den er von dem Erfolge ſeines Vorhabens, eben dieſe Verſuche an einer großen aëroſtatiſchen Maſchine zu machen, mitzutheilen verſprochen hat.

V.

Das Schickſal des ungeheuern Lyoner Luftſchiffes, welches die Herren Montgolfier, Pilatre de Rozier und einige andere im Triumph nach Paris führen ſollte, iſt nunmehr auf eine Art entſchieden, die uns von der philoſophiſchen Vorausſehungsgabe der Herren Unternehmer eben nicht die größte Meinung gibt. Es iſt bisher immer das Unglück dieſer Partei geweſen, große Erwartungen zu erwecken, und weniger zu leiſten als man zu erwarten berechtigt war. Sie behelfen ſich alsdann mit der Verſicherung, ſie hätten nicht mehr leiſten wollen: aber dieſesmal haben ſie ſich dieſe Ausflucht ſelbſt verſperrt. Sie haben das, was ſie leiſten wollten, nicht bewerkſtelliget; und es wird ſchwer ſeyn, ſie von dem Vorwurfe, übel combinirt zu haben, freizuſprechen.

Die neue Maſchine wurde mit großem Prunk als das ſuperbeſte Luftſchiff, das jemals geſehen worden, angekündigt.

Sie hatte 100 Fuß im Durchmesser, und enthielt 545,000 Kubikfuß. Hundert und funfzig Werkleute arbeiteten über Hals und Kopf daran. Es bekam, dem königlichen Intendanten von Lyon zu Ehren, den Namen le Flesselles, und der unermüdliche Pilatre de Rozier (wie er in einem Schreiben von Lyon vom 2. Januar heißt) war von den Subscribenten zum Capitän desselben ernannt. Er sollte acht Personen, die ihm Vollmacht über ihre Existenz gegeben hatten, und überdieß noch 140 bis 150 Centner Waaren mit einnehmen, um diese Luftfahrt auch zugleich zu einem Handlungsobject zu machen. Die Abreise wurde zuerst auf den 10. Januar festgesetzt, und, als dieser kam, auf den 15. verschoben. Die Liste der Liebhaber, welche das Abenteuer mit bestehen wollten, wurde täglich größer; und nichts war mit der Bewegung, worin ganz Lyon in diesen Tagen war, zu vergleichen, als — diejenige, in welche die große Nase, die sich Don Diego auf dem Vorgebirge der Nasen angeschafft hatte, die guten Straßburger in der Fabella des berühmten Hasen Slawkenbergius setzte. Zu Paris war die Erwartung nicht viel geringer; aber man behielt doch kaltes Blut genug um sich selbst zu fragen, ob das, was zu Lyon versprochen wurde, auch unter die möglichen Dinge gehöre? Man zweifelte, man verglich, man berechnete; und je mehr man die Sache überlegte, je unwahrscheinlicher fand man die Hoffnung, den Herrn Pilatre de Rozier und seine braven Cameraden in den Lüften von Lyon anlangen zu sehen. Ein Ungenannter machte den 16. Januar seine Zweifel in dem Journale bekannt, aus welchem ich alle Urkunden und Belege dieses historischen Versuches ziehe." „Man sagt uns (spricht er), die Maschine werde, wenn der Wind gut sey, auf der Höhe von Paris anlangen, welches in gerader Linie vielleicht nicht mehr als

80 Meilen (gemeine Französische nämlich) Entfernung beträgt. Rechnet man, daß die Maschine in einer Stunde fünf zurück lege, so brauchte sie doch immer 16 Stunden zu der ganzen Reise; und gerade dieß, daß sie so lange in der Luft ausdauern könne, ist was mir unmöglich scheint. Denn weil der Ball sich durch Rauch in der Höhe erhalten soll, und der Rauch seine größte specifische Leichtigkeit nur durch die größte Hitze erlangen kann — (eine Hitze, die in dem ersten Globus, der in die Luft ging, so groß gewesen seyn soll, daß der daran befestigte Thermometer 5 Grad über den Punkt des kochenden Wassers gestiegen) so ist nothwendig zu besorgen, daß bei dieser Voraussetzung die Maschine zu Grunde gehen müsse. Wollte man hingegen, um dieses Unheil zu vermeiden, den Rauch nicht immer in dem gleichen Grade von Hitze erhalten: so kann ich nichts andres voraussehen, als daß er sich gar bald verdicken und bei Annäherung an die kalte Oberfläche des Balls in Wasser verwandeln wird."

In Gemäßheit dieses Raisonnements bot der Ungenannte eine Wette von 25 Louis aus, welche er bei dem Herausgeber des Journals von Paris niederlegte: „daß die Lyoner Maschine, weit entfernt sich 16 Stunden in der Luft zu halten, nicht einmal vier Stunden darin ausdauern werde; vorausgesetzt, daß man die Rarefaction der Luft in dem Balle durch kein anderes Mittel als durch Rauch und Feuer bewirke."

So mäßig auch die ausgebotne Wette war, so war doch (wie es scheint) seit den Einsichten, die man durch die beiden großen Experimente des Herrn Montgolfier bekommen hatte, der Glaube an seine Verfahrungsart so schwach geworden, daß sich in ganz Paris niemand fand, der 25 Louis an eine Wette wagen wollte, gegen welche die Herren Montgolfier und Pilatre

nicht weniger als Ruhm und Leben gesetzt zu haben scheinen konnten.

Inzwischen kam der zur Abreise unfehlbar anberaumte 15. Januar: aber die Reise wurde (wir wissen nicht warum) abermals auf den 16. aufgeschoben. Man begnügte sich den Ball anzufüllen, und — vielleicht (denn auch hierüber drückt sich der Lyoner Correspondent nicht deutlich aus) an Stricken steigen zu lassen. Alles was er davon sagt, ist: „die ganze Maschine gab durch ihr durchaus gleiches Aufschwellen das prächtigste Schauspiel, und es ist schwer, sich ein so immenses und imposantes Object vorzustellen.“ Indessen hatten die Zuschauer dießmal keine Schuld daran daß die Sache nicht vor sich ging: denn ungeachtet ihr Zusammenlauf ebenfalls ungeheuer (immense) war, so lief doch alles in der besten Ordnung und Ruhe ab, die man nur wünschen konnte.

Die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, war indessen zu Paris zwischen Furcht und Hoffnung bis zur Ungeduld gestiegen, als endlich den 23. Januar folgende Hiobspost anlangte.

Lyon, den 17. Januar 1784.

„Ungeachtet die vorgestrige Nacht sehr regnig und die aërostatische Maschine sehr durchnäßt war: so war man doch gestern an dem Augenblick, eines himmlischen Schauspiels zu genießen, und die Zurüstung dazu war superb; als das Feuer, weil es zu stark gemacht worden war, den obern Theil der Maschine ergriff und in Flammen setzte. Dieser Zufall brachte eine große Consternation hervor. Man beschäftigt sich gegenwärtig, den Schaden wieder auszubessern: aber es ist wenig Hoffnung da, daß man von der aërostatischen Maschine von Lyon andre Nachrichten zu geben haben werde.“

Das klingt nun freilich gar troſtlos! Aber ſo ſchreibt man auch nur in der Niedergeſchlagenheit des erſten Augenblicks der getäuſchten Hoffnung. Die Herren Unternehmer ließen den Muth nicht ſo ſchnell ſinken; und die gute Faſſung, worin ſie ſich erhielten, richtete auch bald wieder die Subſcribenten und das Publicum auf. Man ſehe aus folgendem Schreiben, was für eine glückliche Wendung die Geſchmeidigkeit des Franzöſiſchen Geiſtes zu nehmen wußte, um die Sache in das mildeſte Licht zu ſtellen, und einen Vorfall, der geſtalten Umſtänden nach äußerſt niederſchlagend war, in einen Anlaß — wo nicht zu einem Triumphe, doch wenigſtens zu einer Ovation zu verwandeln.

Lyon, den 19. Januar 1784.

„Die aëroſtatiſche Maſchine von 100 Fuß Durchmeſſer, welche durch die vorgehenden Experimente, durch Froſt, Regen und Schnee, und ſelbſt durch das Feuer, das einen Theil davon ergriffen hatte, ſehr fatigirt war, iſt mit unbeſchreiblichem Eifer wieder hergeſtellt worden. Alles hat ſich demnach dieſen Morgen zu einem großen Experiment angeſchickt. Die Maſchine wurde glücklich gefüllt; aber in dem Augenblicke, da man erwartete daß die Abreiſe vor ſich gehen ſollte, wendete Herr Pilatre de Rozier auf eine ſehr dringende Art ein: daß die Anzahl der Herren, welche mitreiſen wollten, viel zu beträchtlich ſey, und daß nicht mehr als drei zugleich abgehen könnten. Da aber dieſe Liebhaber, animés de la même ardeur, ſehr lebhaft auf ihrem Vorſatz beſtanden, und keiner von ſeinem Poſten weichen wollte, ſo vereinigten ſie ſich endlich, es auf den Rath oder Befehl des Herrn Intendanten ankommen zu laſſen. Dieſer that den Ausſpruch: daß es unendlich beſſer ſey, alle die illüſtern Voyageurs, welche ſich

angäben, zu befriedigen, indem man etwas von der vorgehabten Himmelfahrt und Reiſe aufopferte.“ Dieſer Entſcheidung zufolge wurden die Stricke auf der Stelle abgehauen; die Maſchine erhob ſich 500 Klaftern hoch, und ließ ſich wieder gar ſanft auf einer nicht weit von dem Orte des Aufſteigens entfernten Wieſe nieder. Alles ging ohne den geringſten unangenehmen Zufall vorbei. »Le spectacle était superbe, et a fait l'admiration de plus de cent mille ames réunies.« Die auf der Galerie befindlichen Perſonen waren: Herr Montgolfier der ältere; Herr Pilatre de Rozier; der Prinz Karl, älteſter Sohn des Fürſten von Ligne; der Herr Graf von la Porte d'Anglefort; Oberſtlieutenant von der Infanterie und Ritter des heil. Ludewigs; der Herr Graf von Laurencin, Ritter des heil. Ludewigs; der Herr Graf von Dampiere, Officier von der Franzöſiſchen Garde; und Herr Fontaine aus Lyon, als treufleißiger Mitarbeiter.“

Und ſo lief denn die große und aëroſtatiſche Reiſe von Lyon nach Paris, in dem ungeheuern Luftſchiffe der Fleſſelles, darauf hinaus: daß ſechs illüſtre Perſonen und ein Coopérateur très zélé ſich 500 Klafter hoch ſchaukeln ließen, um ſo bald als möglich in einer benachbarten Wieſe wieder herabzuſteigen, und 100,000 neugierigen Seelen eine kleine Augenluſt zu machen! — Und das große Experiment, wozu ſo große Anſtalten gemacht, und wovon eine ſo große Erwartung erweckt worden war, beſtand in nicht mehr noch weniger, als daß die Herren Unternehmer den 16. Januar 1784 mit einer Maſchine von 100 Fuß Durchmeſſer, proportion gardée, das Nämliche leiſteten, was ſie den 21. November 1783 mit einer Maſchine von 60 Fuß geleiſtet hatten! — Freilich machte es ein ſuperbes Schauſpiel, und es iſt allerdings keine Kleinigkeit, hunderttauſend Seelen auf einmal Freude zu machen;

aber, alles unparteiiſch überlegt, kann man ſich doch kaum erwehren, den guten Herrn Montgolfier und ſeinen Freund Pilatre zu beklagen, daß ſie ſich dazu bequemen mußten, den unendlichen Ruhm, den ihnen die erſte Luftreiſe von Lyon nach Paris gebracht haben würde, der Meinung des Herrn von Fleſſelles, daß an der Befriedigung der vier hochgebornen Herren, welche zu Hauſe hätten bleiben müſſen, unendlich mehr gelegen ſey," aufzuopfern.

So weit hatte ich geſchrieben, als ich einen Beſuch von einem meiner Freunde erhielt, welcher, da er mich mit der Feder in der Hand überraſchte, einige Neugierde zeigte, zu wiſſen, womit ich eben beſchäftigt wäre. Ich las ihm die ganze Facti Speciem vor. Er fand die Geſchichte deliciös (denn ich muß nicht vergeſſen zu ſagen, daß er wenigſtens ein eben ſo warmer Verehrer der Franzöſiſchen Nation und Sprache iſt als ich), aber, wie ich zu meinem Mitleiden mit den Herren Pilatre und Montgolfier kam, ſchüttelte er den Kopf, und meinte: daß ich dieß auf eine andre Gelegenheit für ſie aufſparen könnte. Wenn es wahr iſt, ſagte er, daß die Herren ſich noch nicht geben, ſondern die Reiſe, die ihnen mit der Rauchmaſchine von 100 Fuß ſo übel gelungen iſt, nun in einer neuen von 70 probiren wollen: ſo beſorge ich, wir werden nur zu bald Gelegenheit bekommen, den Eigenſinn dieſer wackern Männer zu beklagen, welche ſich's nun einmal (wie es ſcheint) in den Kopf geſetzt haben, neben ihrer Glutpfanne entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Aber dermalen, Freund, geben Sie Ihr Mitleiden ganz umſonſt aus. In gutem Ernſte, lieber Herr, ſehen Sie denn nicht, daß das alles eine prämeditirte Sache war, und daß der Herr Capitän ſich darauf verließ, daß Herr Fleſſelles den Ausſpruch thun würde, den er that? Oder konnte dieſer etwa, ſo wie die

Umſtände (Dank ſey es den Herren Unternehmern!) lagen, die ihm vorgelegte Frage anders entſcheiden? — Ueberleſen Sie die Facti Speciem nur noch einmal — mit einiger Vorſichtigkeit gegen die feinen Sprachwendungen, worin unſre lieben Weſtfranken ſo große Meiſter ſind, wenn es darauf ankommt, die blinde Seite einer Begebenheit, wo ihre Gloriole mit im Spiele iſt, zu verheimlichen. Natürlicher Weiſe muß man den beſagten Herren zutrauen, daß die Erfahrung vom 16. Januar ihnen die Augen genugſam öffnete, um die Hoffnung aufzugeben, die verſprochene Luftreiſe nach Paris mittelſt ihrer ungeheuern Maſchine zu bewerkſtelligen. Aber noch natürlicher war es, daß ſie ſich gegen das Publicum nichts davon merken ließen. Sie ließen dasſelbe auf dem Glauben, daß die Entzündung der Maſchine ein bloßer unglücklicher Zufall geweſen ſey, der ſie nicht abhalten könne, ihr großes Vorhaben, ſobald die Maſchine wieder ausgebeſſert ſeyn werde, ins Werk zu ſetzen. Man braucht nur den Umſtand, daß dieſe Ausbeſſerung avec un zèle et une promptitude inconcevable in ſo kurzer Zeit bewirkt wurde, mit der Conſternation zu vergleichen, in welche das Publicum Tages zuvor, als das ungeheure Ding in Brand gerieth, geſetzt worden war, um zu begreifen, daß die Herren Unternehmer es gewiß nicht an ſich fehlen ließen, den Glauben der beſtürzten Menge zu ſtärken und den geſunknen Muth wieder aufzurichten. Der Erfolg ſetzt dieß außer allem Zweifel. Am 19. war die Maſchine wieder hergeſtellt, und das Publicum, vermöge der gemachten Anſtalten, wieder in allgemeiner Erwartung daß die Reiſe vor ſich gehen werde. Der Prinz von Ligne und ſeine drei edeln Freunde, welche von der Partie ſeyn ſollten, fanden ſich richtig ein, und beſtiegen die Galerie bona fide, voll frohen Muthes, ein Abenteuer zu beſtehen, das für junge Kriegsmänner

von einer Nation und einem Stande, welche der Geist der alten Ritterschaft nie verlassen wird, einen unsäglichen Reiz haben mußte. Herr Pilatre, als der erwählte Capitän des Luftschiffes, ließ sie in Gegenwart von mehr als 100,000 Zuschauern ruhig einsteigen, und erst, nachdem sie ihre Plätze genommen hatten, trat er auf, und declarirte, »d'une manière très pressante:« daß sein Schiff (das nämliche, welches nach der öffentlichen Ankündigung im Journal von Paris wenigstens dreißig Personen sollte tragen können) unmöglich mehr als drei einzunehmen im Stande sey. Vier mußten also wieder aussteigen. Nun war aber Herr Pilatre, als Capitän, unentbehrlich; und dem Herrn Montgolfier zuzumuthen, daß er einem andern Platz mache, wäre wenigstens sehr unhöflich gewesen. Gesetzt aber, er hätte sich freiwillig aufgeopfert, so blieben (wenn man auch den Coopérateur zélé zurück lassen wollte) immer noch zwei von den vier Herren übrig, welche wieder hätte aussteigen müssen. Natürlicher Weise konnte keiner von ihnen so gefällig seyn, dem andern seinen Platz bei einer solchen Gelegenheit und vor einer solchen Menge Zeugen abzutreten. Wo es um eine gewagte und (wenigstens in den Augen des größten Haufens) höchst gefährliche Unternehmung zu thun ist, würde eine solche Höflichkeit immer etwas Schielendes haben, und den wahren Beweggrund des Nachgebens zweideutig machen. Kurz, es war nun augenscheinlich ein Ehrenpunkt, seinen Posten nicht zu verlassen; und so sah auch Herr von Fleffelles die Sache an. Sie litt gar keine andere Entscheidung, als diejenige, die er gab. Die Schuld, daß die Erwartung des Publicums in Absicht der Reise nach Paris getäuscht wurde, lag also weder an den vier illustres voyageurs, noch an dem Herrn Intendanten. Aber (fuhr mein Freund fort) Sie werden sagen: wie konnte es Herr Pilatre anders

machen? Die Erfahrung bewies ja auf der Stelle, daß es unmöglich gewesen wäre die sieben Personen nur bis nach Ville-Franche, geschweige nach Paris zu bringen. — Gut! Aber warum sagte Herr Pilatre nicht in Zeiten, was er doch nothwendig wissen mußte? Warum erst, da die vornehmen Herren schon eingestiegen waren? Und (was hier sehr wesentlich ist) was hinderte ihn, nachdem nun die Erfahrung seine Behauptung hinlänglich gerechtfertigt hatte, und das Reisen oder Zurückbleiben der vier Herren kein Ehrenpunkt mehr war, was hinderte ihn nun, die Reise nach Paris mit den Herren Montgolfier und Fontaine fortzusetzen? War die Maschine etwa durch die kleine Spazierfahrt von wenigen Minuten auch schon so fatigirt, daß man ihr nicht weiter trauen durfte? Man müßte sehr eingenommen seyn um nicht zu sehen — — Ja, sä, fiel ich meinem unbarmherzigen Freund ins Wort, das müßte man auch seyn, um nicht zu sehen, daß man einem Philosophen, zumal dem Vorsteher eines Museums zu Paris, eben so wenig zumuthen kann sein System Lügen zu strafen, als einem Officier seinen Posten zu verlassen. Lassen Sie mich immer die Herren Montgolfier und Pilatre bedauern! So glänzend auch der Ruhm ist, den sie sich bereits erworben haben, so bin ich doch gewiß, daß keiner von ihren Rivalen sich am 17. Januar an ihrem Platze hätte sehen mögen.

VI.

Die Erfindung der Herren Montgolfier bemächtigte sich der lebhaften Einbildungskraft ihrer Landsleute in einem so

hohen Grade, daß ſie beinahe alle andern Gegenſtände der öffentlichen Aufmerkſamkeit verdrängte. Weder der Meßmeriſche Magnetismus, noch der Wundermann Plethon mit ſeiner Gabe, Quellen viele Lachter tief unter der Erde heraus zu fühlen, konnten es gegen die aëroſtatiſchen Kugeln aushalten; ſogar Figaro verlor das unſägliche Intereſſe, das er den Pariſern einzuflößen gewußt hatte. Die neu erfundene Kunſt, die Luft ſchiffbar zu machen, und die neuen Verſuche, welche unaufhörlich von allen Enden angekündigt wurden, und wozu man ſich des Beitrags der Liebhaber durch Unterzeichnungen zu verſichern ſuchte, waren der Gegenſtand aller Geſpräche; und während die Naturforſcher ſich ein ernſthaftes Geſchäft daraus machten, die Aëronautik zu einer immer größeren Vollkommenheit zu erheben, diente ſie den müßigen und begüterten Claſſen zu einer Art von Zeitvertreib, der außer dem Reize des Neuen und Wunderbaren noch den beſondern Vorzug hatte, daß er manchem dunklen Erdenſohn eine unverhoffte und vielleicht einzige Gelegenheit gab, die Welt mit ſeinem Daſeyn und Namen bekannt zu machen, und entweder ſeine Kenntniſſe, oder doch wenigſtens den heroiſchen Muth, womit er ſein Leben an dieſe kleine Befriedigung ſeiner Eitelkeit ſetzte, vor den Augen ſeiner Nation zur Schau auszuſtellen. Herr de la Lande zählte in dem Zeitraum vom erſten December 1783 bis zum 19. September 1784 vierundzwanzig öffentliche aëronautiſche Experimente, welche mit vielem Prunk, theils nach der Montgolfieriſchen Verfahrungsart, theils mittelſt der brennbaren Luft angeſtellt wurden.

Der ſchlechte Erfolg der großen Lyoner Montgolfiere von 100 Fuß Durchmeſſer verdoppelte, ohne die Freunde des Herrn Montgolfier abzuſchrecken, nicht nur den Eifer der

Gebrüder Robert, ſondern erweckte noch beiden Parteien an dem auch in Deutſchland durch ſeine dieſſeits des Rheins angeſtellten einträglichen Luftfahrten berühmt gewordenen Blanchard einen bedeutenden Nebenbuhler. Dieſer empiriſche Mechaniker, der mit einem erfinderiſchen Genie eine unermüdliche Hartnäckigkeit in Verfolgung und Ausführung ſeiner Ideen verband, hatte mehrere Jahre vor der Erſcheinung des erſten Aërostats viele Zeit, Mühe und Koſten auf Erfindung einer Art mechaniſcher Flügel gewandt, womit er, wie ein neuer Dädalus oder Ikaromenippus, ſich in die Luft erheben, und dieſes ſeitdem noch von keinem Sterblichen uſurpirte Element nach beliebiger Richtung durchſchneiden wollte. Ungeachtet des wenigen Erfolgs der großen Erwartungen, die er durch häufige Bekanntmachungen im Publicum erregt hatte, war er noch immer mit Eifer beſchäftigt, die Schwierigkeiten zu beſiegen, die ſich ſeiner Unternehmung von allen Seiten entgegen thürmten, als die Erfindung des Herrn Montgolfier und der glänzende Erfolg der von den Herren Charles und Robert am erſten December 1783 unternommenen Luftreiſe ihm auf einmal einen Weg zeigte, ſeine, wie er nun ſelbſt einzuſehen anfing, durch bloß mechaniſche Mittel ewig unausführbare Idee durch Verbindung derſelben mit phyſiſchen auf eine Art ins Werk zu ſetzen, wodurch er die Ehre der Erfindung, wenigſtens mit Montgolfier zu theilen hoffte. Er ermangelte nicht das Publicum ſogleich von ſeinem Vorhaben zu benachrichtigen, welches auf nichts Geringeres ging, „als an der Luft, die ſich bisher ſo ſpröd und ungefällig gegen ihn gezeigt hatte, eine vollſtändige Rache zu nehmen, und, wenn er ſich nun einmal mit Hülfe des Ballons in die Atmoſphäre erhoben habe, nun auch ſeinerſeits den Meiſter über ſie zu ſpielen, und die Kunſt dieſer

wunderbaren Schifffahrt vielleicht um einige Grade vorwärts zu bringen."

Herr Blanchard machte seinen ersten Versuch am 2. März 1784. Das Experiment sollte eben eine Viertelstunde nach Mittag im Marsfelde vor den Augen einer unendlichen Menge vor sich gehen, als ein junger Mensch (den damals niemand kannte, und, der jetzt als Oberfeldherr der Kriegsvölker der Französischen Republik in Italien seiner damaligen Etourderie Ehre macht) mit bloßem Degen in die Gondel (welche nur für Herrn Blanchard und einen zu dieser Luftreise erbetenen gelehrten Religiosen Raum hatte) gesprungen kam, und, ungeachtet des Unwillens und Aufstandes, den er gegen sich erregte, mit der äußersten Hartnäckigkeit darauf bestand die Reise mitzumachen. Unglücklicherweise gingen unter dem Getümmel, welches durch diese seltsame Scene erregt wurde, die künstlichen Flügel in Stücken, die einen wesentlichen Theil der Mittel ausmachten, wodurch Herr Blanchard seinem Lauf in der Luft Richtung zu geben gedachte, und es blieb ihm nur noch das Steuerruder übrig, welches zu diesem Zweck nicht hinlänglich war. Nun erhob sich zwar Herr Blanchard demungeachtet, um die Erwartung des Publicums nicht ganz zu täuschen, mit der ihm eigenen Unerschrockenheit allein in die Luft: da er aber genöthigt war, sich der Gewalt der Luftströme oder Zugwinde, in die er gerieth, zu überlassen; so mußte er für dießmal zufrieden seyn, sich gegen fünf Viertelstunden in der Atmosphäre zu erhalten, und wenigstens die Erfahrung (wie er glaubte) gemacht zu haben, daß er, auch ohne seine Flügel, durch den bloßen Gebrauch seines Steuerruders nicht nur die Gewalt der Luftströme zu mäßigen, sondern ihnen sogar (wie einige Zuschauer bemerkt haben wollten) zuweilen entgegen zu steuern vermögend ge-

weſen ſey, was von ſeinen Vorgängern noch keinem gelungen war.

Nachdem ſich Herr Blanchard wieder ein paar tüchtige Flügel zugelegt hatte, unternahm er mit dem nämlichen Luftballon, den 23. Mai Abends um 7 Uhr, von Rouen aus, ſeine zweite Luftreiſe. Es fehlte ihm nicht an Zuſchauern: aber niemand wollte bemerkt haben, daß er die Evolutionen, die er angekündigt hatte, wirklich gemacht, oder eine andere Richtung als die, wozu ihn der Wind nöthigte, gehalten habe; wiewohl dießmal ſein ganzer Apparat in beſtem Stande und kein junger Bonaparte, da war, dem die Schuld hätte gegeben werden können. Indeſſen fehlte es dem Luftſchiffer doch nicht an Ausreden; denn dießmal waren zwar die Flügel gut, die Winde hingegen ſo brutal, und das Steuerruder aus Eilfertigkeit ſo ſchlecht gemacht, daß es 15 Minuten nach dem Aufſteigen ſchon zerbrochen war. Herr Blanchard begnügte ſich alſo abermals zu zeigen, daß er mit Hülfe ſeiner Flügel nach Gefallen auf und niederſteigen könne.

Selbſt wenig mit dieſem zweiten Verſuch zufrieden, machte er den 18. Julius in Geſellſchaft eines Herrn Boby eine dritte Luftreiſe, welche er in einem an den Redacteur des Journal de Paris eingeſchickten Bericht mit vieler Zufriedenheit mit ſich ſelbſt ausführlich beſchreibt. Das Auffallendſte dabei iſt die Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart, womit er in einem Elemente, deſſen Uebermacht er, aller ſeiner Bravaden ungeachtet, auch bei dieſer Gelegenheit zu erkennen genöthigt war, eben ſo gelaſſen und furchtlos arbeitete, als nur immer ein geübter Schiffer auf einem wohlbekannten Meere. Er verſichert, auch auf dieſer Reiſe nicht ohne Erfolg mit den Winden gekämpft zu haben, und durch die bloße Art, wie er ſeine vier Flügel gedreht und in Bewegung

geſetzt, nach Belieben auf und nieder geſtiegen zu ſeyn. Da er indeſſen doch ſelbſt geſteht, daß er eine willkürlich genommene Richtung nur ſo lange habe halten können als der Wind es ihm geſtattet, und da er uns ohne Zweifel kein Geheimniß daraus gemacht hätte, wenn die Ebne von Puiſanval, wo er 15 Meilen von Rouen (dem Ort der Abfahrt) wieder ans Land ſtieg, das Ziel geweſen wäre, nach welchem er gleich anfangs ſeinen Lauf geſteuert hätte: ſo ſcheint die Aëronautik auch durch dieſe dritte Reiſe des Herrn Blanchard keinen merklichen Schritt vorwärts gethan zu haben.

Hingegen hatte Herr Pilatre de Rozier bald nach der mißlungenen Luftreiſe von Lyon nach Paris ein neues Project entworfen, wodurch er alles, was mit dem Luftballon bisher geleiſtet worden war, auszulöſchen hoffte. Er wollte mit einem Palaſt von 160 Fuß in der Breite, der ein prächtiges Feuerwerk mit farbigen Transparents darſtellen ſollte, bei Nacht in die Höhe ſteigen, und, nachdem dieſes Feuerwerk abgebrannt wäre, des folgenden Tages ſich in ſeinem Palaſt wieder in die Luft erheben, ſich drei Tage und drei Nächte ununterbrochen in der Atmoſphäre aufhalten, in dieſer Zeit wenigſtens 150 Meilen durchlaufen, und ſodann wieder herabſteigen, um bei ſeiner dritten Auffahrt nach England überzuſchiffen. Er glaubte alle zu einem ſo großen Abenteuer erforderlichen phyſiſchen Mittel ſo wohl gewählt und combinirt zu haben, daß er an dem Erfolg nicht zweifelte: indeſſen kam das Project ohne ſeine Schuld nicht zur Ausführung, und er mußte ſich begnügen, am 23. Junius zur Beluſtigung des Hofes in einer ungeheuern Montgolfiere, die der Königin zu Ehren den Namen Marie Antoinette bekam, in Geſellſchaft des Profeſſors der Chymie Prouts eine Luftſpazierfahrt von Verſailles nach Chantilly zu machen; woſelbſt ſie ſich, nachdem

sie binnen 47 Minuten ihren ganzen Vorrath von Brennmaterialien aufgebraucht, übrigens ohne alle widrigen Zufälle, wieder abzusteigen genöthiget sahen.

Ungleich glänzender war die dritte Luftreise der Gebrüder Robert, welche sich am 19. September aus dem »Garten« der Tuileries erhoben, und nach einer Fahrt von 6 Stunden 40 Minuten zu Beuvry, eine Viertelstunde von Bethune in Flandern, 50 Französische Meilen von Paris, vor dem Schlosse des Prinzen Chistelles-Richebourg wieder abstiegen. Sie bedienten sich bei diesem wiederholten Versuch eines, mit brennbarer Luft angefüllten Aërostats von cylindrischer Form, 32 Fuß im Durchmesser, 52 Fuß lang, und in zwei Halbkugeln von 26 Fuß im Durchmesser auslaufend; und ihre Hauptabsicht war, die Wirkung der mechanischen Kräfte genauer zu erforschen, von welchen sie zu Regierung ihres luftigen Fahrzeugs Gebrauch machen wollten.

Der Bericht, welchen sie selbst in einem eigenen »Mémoire sur les expériences aérostatiques par Messieurs Robert, frères,« über diese Reise abgestattet haben, enthält viel Merkwürdiges, und scheint zum Behuf des großen Problems, dessen Auflösung die Aëronautik zu einer der wichtigsten Erfindungen des menschlichen Geistes machen wird (nämlich zur Kunst, die Luftschiffe durch alle Hindernisse, welche die verschiedenen Atmosphärischen Erscheinungen, besonders die Luftströme und Winde, entgegensetzen, nach jeder beliebigen Richtung vertical und horizontal zu regieren) einen nicht unbeträchtlichen Beitrag geliefert zu haben.

Bei allem dem blieb diese Aufgabe, aller bisherigen Versuche und Bestrebungen ungeachtet, noch sehr weit von ihrer Auflösung entfernt, da sowohl die möglichste Vervollkommnung der Aërostaten, als die übrigen Bedingungen, unter

welchen die Kunst, sie unter allen gegebenen Umständen zu regieren, möglich ist, eine Menge Untersuchungen, Erfahrungen, Combinationen und Berechnungen voraussetzte, welche nur von den vereinigten Kräften der geschicktesten Naturforscher, Mathematiker und Chemiker zu erwarten sind.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daß die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris, sobald die Versuche der Herren Charles und Robert bewiesen hatten, daß die Sache etwas mehr als Lufttänzerei und Augenweide für die müßigen Pariser sey, einsehen mußte, daß es (auch ohne den besondern königlichen Befehl, den sie hierzu erhielt) Pflicht für sie sey, sich mit einem Gegenstande von dieser Wichtigkeit aufs ernstlichste zu beschäftigen. Sie unterzog sich dieser Pflicht durch die Niedersetzung eines Ausschusses, welchem sie auftrug, die ganze Sache, so weit man bisher damit gekommen war, und was noch zu thun übrig sey, aufs genaueste zu untersuchen, und, da die bloße Empirie hier noch weniger als bei irgend einer andern Kunst zureichte, hauptsächlich den theoretischen Theil der Aëronautik so zu bearbeiten, daß der praktische den möglichsten Grad von leichter Ausführbarkeit, Sicherheit im Verfahren und Nützlichkeit in der Anwendung, sowohl zum Behuf der Wissenschaften als zum Gebrauch des gemeinen Lebens, erhalten möchte. Der Bericht, welchen Herr Meunier der Akademie am 13. November 1784 darüber erstattete, gab die beste Hoffnung, daß auch die horizontale Direction, das Einzige, aber auch das Wichtigste, was noch zu erfinden war, auf dem von der Akademie eingeschlagenen Wege würde gefunden werden.

Während daß mehrere Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sich solchergestalt beschäftigten, die Theorie der neuen Kunst zur Vollkommenheit zu fördern, machte der

genialische Luftschiffer Blanchard Anstalt, seine vierte Reise zur Belustigung der Engländer auf Englischem Boden zu unternehmen. Sie ging auch am 16. October 10 Minuten nach Mittag, von Chelsea aus, glücklich von Statten. Herr Blanchard stieg in Gesellschaft eines Herrn Sheldon auf, setzte seinen Gefährten um halb 1 Uhr zu Sunbury, vierzehn Englische Meilen von London, wieder ab, erhob sich dann von neuem allein, und kam, nachdem er über drei Stunden in der Luft, und einen ziemlichen Theil dieser Zeit bald auf, bald über den Wolken herumgeschwebt hatte, um halb fünf Uhr zu Rumsey, 78 Englische Meilen von London, wohlbehalten wieder auf festen Boden. Die Beschreibung, die er von dieser Luftfahrt macht, läßt sich in der ihm eigenen breiten Manier ganz angenehm lesen, beweist aber zugleich, daß er, seiner Flügel, seines Steuerruders und seines Windrads (moulinet) ungeachtet, sich noch nicht rühmen konnte, das widerspänstige Element, das ihm schon seit mehrern Jahren so viele Streiche gespielt, zu Paaren getrieben zu haben. Doch diesem stolzen Gedanken schien er um diese Zeit entsagt, und dafür die klügere Partei ergriffen zu haben, sich aus seinem Talente, die aërostatische Maschine mit Hülfe seiner Vorrichtungen und eines günstigen Windes zu handhaben, eine Art von Geschäfte zu machen, das ihm neben einer gewissen momentanen Celebrität eine sehr angenehme Existenz und beträchtliche Einkünfte verschaffen konnte. Gewiß ist, daß von allen Luftfahrern dieser Zeit keiner sich die Vortheile, die ein unternehmender Kopf von gewissen ziemlich allgemeinen unschuldigen Schwachheiten der menschlichen Natur ziehen kann, besser zu Nutze zu machen wußte, als Herr Blanchard. Daher war ihm denn auch so viel daran gelegen, der Erste zu seyn, der das kühne Abenteuer gewagt, durch die Luft

über den Canal La Manche zu ſetzen, und ſeinem enthuſiaſtiſchen Nebenbuhler um dieſe Ehre, dem Herrn Pilatre de Rozier, es koſte was es wolle, zuvorzukommen. Mit Recht ſagt König Salomon, oder der weiſe Mann, der ſich den Namen dieſes berühmten Sultans zugeeignet hat: „Es liegt alles an der Zeit und am Glück.“ Herr Pilatre hatte ſchon ſeit geraumer Zeit zu Boulogne Anſtalten gemacht, in einer Montgölfiere nach England überzuſchiffen: aber ohne ſeine Schuld warf ſich ihm ein Hinderniß nach dem andern in den Weg; und ſo mußte er den Schmerz erleben, daß ihm ein kleiner Empiriker den ewigen Ruhm, der erſte, der dieß große Abenteuer beſtanden, geweſen zu ſeyn, vor dem Munde weghaſchte. Genug, Herr Blanchard brachte es am 7. Januar 1785 glücklich zu Stande, und flog in ſeinem Luftſchiffe mit günſtigem Winde binnen zwei Stunden 45 Minuten von Dover nach Calais, ſeiner Sache ſo gewiß und ſo wohlgemuth, als ob er von Paris nach Fontainebleau geflogen wäre. Auch hatte er, als er das vermeinte große Wageſtück unternahm, den guten Verſtand, einzuſehen, daß es im Grunde für ihn ziemlich einerlei ſey, ob Waſſer oder feſtes Land unter ihm liege, d. i. ob er, im unglücklichen Falle, ertrinke oder zerſchmettert werde. Aber in den Augen der unendlichen Menge von Zuſchauern, die dieſes nie geſehene Wunder aus England und Frankreich herbeigezogen hatte, und welche die Sache bloß nach dem ſinnlichen Eindrucke, den ſie dabei erfuhren, beurtheilten, war der Unterſchied ſehr groß. Daher die unſägliche Schwärmerei, womit dieſer heroiſchen That dieſſeits und jenſeits des Canals zugejubelt wurde, der Triumph, womit die Municipalität von Calais den glücklichen Abenteurer einholte, und das Patent des Bürgerrechts dieſer berühmten Stadt, das ihm, nach einem prächtigen Gaſtmahl

auf dem Rathhause, von dem Bürgermeister in einer goldnen Büchse überreicht wurde.

Alles das mußte der unglückliche Pilatre de Rozier mit ansehen, ohne daß ihm etwas andres übrig blieb, als dem Publicum mittelst eines von sieben angesehenen und des Seewesens kundigen Personen zu Boulogne unterschriebenen Attestats zu beweisen, daß die Schuld, warum ihm Herr Blanchard zuvorgekommen, nicht an ihm, sondern an Nebel, Regen, Schnee, Stürmen und hauptsächlich an dem Winde gelegen, welcher eben darum, weil er Herrn Blanchards Fahrt von Dover nach Calais günstig gewesen, es dem Herrn Pilatre unmöglich gemacht habe, von Boulogne nach Dover zu reisen.

In der That ist es bemerkenswürdig, mit welchem leidenschaftlichen, hartnäckigen Eifer dieser schwärmerische junge Mann die unaufhörlich unter seinen Tritten hervorwachsenden Hindernisse bekämpfte, durch welche sein guter Genius das unglückliche Schicksal, dem er unwissend entgegeneilte, zu entfernen suchte. Schon am 27. Januar 1785 sollte endlich die schon so lange angekündigte Unternehmung vor sich gehen, zu deren Anschauen ganz Boulogne mit Fremden angefüllt war. Sie konnte an diesem Tage nicht statt haben. Man setzte sie auf den 30sten an, und sie wurde abermals zu Wasser. Aber Herr Pilatre de Rozier ließ sich weder abschrecken noch ermüden; und in der That war die Sache zu weit gekommen, als daß er sie mit Sicherheit oder Ehre hätte aufgeben können. Die Monate Februar und März gingen darüber hin, und nachdem auch ein fünfter Versuch, zu welchem am 12. März alle Anstalten gemacht waren, durch den Nordwind vereitelt worden, verzog sich die Sache bis zum 14. Junius, da Herr Pilatre sich abermals entschloß seinen Ballon

füllen zu laſſen, um mit Anbruch des folgenden Tages abzufahren. Die Zurüſtungen nahmen aber mehr Zeit weg als er ſich vorgeſtellt; es fand ſich, daß der Ballon einige Löcher bekommen hatte, welche zugeflickt werden mußten; es fehlte bald an dieſem, bald an jenem, und am 15ten Vormittags um 10 Uhr war der Ball erſt zum dritten Theil gefüllt. Der Wind änderte ſich inzwiſchen, und wurde nicht eher als bis in der Nacht günſtig. Nun ließ Herr Pilatre den Ball vollends füllen, und nachdem er ſich, da der Wind am 16ten Morgens um 4 Uhr abermals umzuſetzen drohte, durch drei kleine Luftbälle, die er nach und nach als Wegweiſer ſteigen ließ, des günſtigen Moments endlich verſichert zu haben glaubte, beſtieg er um 7 Uhr mit einem jungen Kunſtverwandten, Namens Romain, die Galerie der Montgolfiere, und die Maſchine erhob ſich nach und nach bis zu einer Höhe von ungefähr 200 Fuß. Freude und Sicherheit (ſagt der Herr Marquis de la Maiſonfort, ein Augenzeuge und Freund des Herrn Pilatre) malte ſich auf dem Geſichte der beiden Luftfahrer, während eine düſtre Unruhe und eine Art von dumpfem Staunen die ſämmtlichen Zuſchauer ergriffen zu haben und für die Schönheit des Schauſpiels gefühllos zu machen ſchien. In der vorbeſagten Höhe ſchien ein Südoſtwind die Maſchine zu treiben, und ſie befand ſich in kurzem über dem Meere. Jetzt wurde ſie drei Minuten lang von verſchiedenen Luftſtrömen hin und her bewegt, bis endlich der Südoſtwind die Oberhand behielt, und die Montgolfiere nach der Franzöſiſchen Küſte zurücktrieb. Was die Zuſchauer nunmehr von dem unglücklichen Ausgang wahrnehmen konnten, wird in einem Briefe aus Boulogne von einem Augenzeugen folgendermaßen erzählt. „Nachdem der Ballon ſehr hoch geſtiegen war, ſank er wieder langſam und nach und nach 3 bis 4

Minuten lang, ungefähr bis zum vierten Theil seiner Höhe herab; darauf sah man ein wenig Rauch, und fast im nämlichen Augenblick eine sehr helle Flamme am obersten Theile der Calotte des Ballons, der die Gestalt eines sich öffnenden Fächers bekam. Dieses Feuer dauerte höchstens 15 Secunden, und nun fiel die Montgolfiere und die Galerie anfangs ziemlich langsam, aber in wenig Augenblicken mit der größten Schnelligkeit. Die beiden Unglücklichen stürzten mit der Galerie aus einer Höhe von mehr als 1600 Fuß zur Erde, und wurden aufs gräßlichste zerschmettert gefunden. Pilatre de Rozier blieb auf der Stelle todt, Romain gab noch einige schwache Lebenszeichen, aber ohne reden zu können, und verschied nach zehn Minuten."

Daß diese melancholische Katastrophe von verschiedenen Zuschauern auf eine ziemlich verschiedene Art erzählt wurde, kann bei einem Falle, wo eine genaue und von allen Arten der Täuschung gänzlich freie Beobachtung kaum möglich ist, niemanden befremden. Indessen scheint sich doch auch hier der Parteigeist ein wenig eingemischt zu haben, und mehrere Umstände wurden von verschiedenen Personen, je nachdem sie entweder der Montgolfierischen oder Robertischen Verfahrungsart günstiger waren, auf diese oder jene Art angegeben. Der Umstand aber, worin die meisten Augenzeugen übereinstimmten, war die Flamme, die den obern Theil des Ballons ergriff und in einem Augenblick verzehrte, welche doch schwerlich eine andere Ursache haben konnte, als daß die aus einem Risse, den der Ballon zufällig bekommen hatte, mit Gewalt herausströmende brennbare Luft von dem in der Montgolfiere unterhaltenen Feuer entzündet worden seyn mußte. Uebrigens kann man dem Marquis de la Maisonfort, der das ganze Unglück auf den delabrirten Zustand

des Luftballons ſchiebt, gern ſo viel zugeſtehen, daß es wahrſcheinlich nicht geſchehen wäre, wenn der letztere nicht durch die mehrere Monate lang ausgehaltenen Strapazen ſo übel, zugerichtet geweſen wäre, daß es immer unbegreiflich bleiben wird, wie Pilatre de Rozier ſein und ſeines Freundes Leben einer ſo unzuverläſſigen Maſchine anvertrauen konnte.

Wenn man die Augen von dieſem traurigen Falle wegwendet, um ſie wieder auf die verſchiedenen neuen Luftreiſen zu heften, welche Herr Blanchard, nach ſeinem erſten Flug über den Canal, theils vor, theils nach dem Unglück des armen Pilatre, immer mit dem glücklichſten Erfolg anſtellte: ſo kann man nicht umhin ſich ſelbſt zu geſtehen, daß er ſeine vielfältigen Triumphe weder dem blinden Glücke, noch allein ſeinem ſonderbaren Talent und einer ſeltnen Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart, ſondern unſtreitig auch ſeiner Art zu verfahren, und verſchiedenen Vorrichtungen und mechaniſchen Hülfsmitteln von ſeiner Erfindung zu danken hat; und daß ſein unglücklicher Nebenbuhler wahrſcheinlich noch leben würde, wenn er, anſtatt mit eigenſinniger Beharrlichkeit ſeiner einmal erwählten Verfahrungsart getreu zu bleiben, diejenige angenommen hätte, welcher Erfahrung und Theorie den unläugbaren Vorzug einer ungleich größern Sicherheit gab.

VII.

Das Unglück des allgemein geſchätzten und bedauerten Pilatre de Rozier machte einen Eindruck auf das Publicum, der den Fortgang der neu erfundenen Kunſt auf einmal zu hemmen, und ſie bei einem Volke, das ſo leicht von einem Aeußerſten zum andern überſpringt, um allen Credit zu

bringen drohte, wenn nicht einige Naturforscher und Mechaniker sich beeifert hätten, die natürlichen Folgen jenes Eindrucks noch eine Zeit lang aufzuhalten.

Der große Haufen wird immer bloß vom Strome des Augenblicks fortgerissen: und wie oft ein einziger glücklicher Erfolg sein Herz so mächtig schwellt, daß ihm nun nichts mehr unmöglich, das Schwerste federleicht und das Gefährlichste Kinderspiel scheint; so braucht es hingegen auch nur einen einzigen nicht vermutheten Unfall, um seinen Muth auf einmal zu Boden zu werfen, und ihm unübersteigliche Berge zu zeigen, wo er kurz zuvor nur Maulwurfshügel sah. „Man erinnere sich (sagt ein Ungenannter im 179sten Blatte des Journal de Paris von 1785) des Augenblicks, wo man den ersten Luftballon sich mitten im Marsfeld erheben und in den Wolken verlieren sah, während ganz Paris das neue Experiment als ein die Naturgesetze unterbrechendes Wunderwerk anstaunte. Die Einbildungskraft selbst wagte es nicht, sich einen mit diesem Ballon aufsteigenden Menschen zu denken. — In diesem Augenblick stellt sich ein junger Mann mit einer einnehmenden, den glücklichsten Charakter ankündenden Bildung dar, der von allen, die ihn kannten, geliebt wurde, und allem Ansehen nach nichts als Ursachen sein Leben zu lieben haben konnte, und erbietet sich einen Versuch zu machen, welchen kein Mensch nur in Gedanken zu wagen das Herz hatte. Man konnte sich kaum erwehren, ihn für wahnsinnig zu halten; aber als er von der Höhe des Himmels, wo man ihn über Paris hinschweben sah, wieder zur Erde herabgestiegen war, fehlte wenig daß man ihn nicht für ein Wesen einer höhern Gattung ansah. Kaum war das Wunder vier- oder fünfmal wiederholt worden, so fing man schon an, sich nichts mehr daraus zu machen. Man sprach davon wie von einem

Kinderspiele, wozu man nicht einmal Herz zu haben brauchte. Nun, da das schreckliche Ende des Unglücklichen, der den ersten Versuch mit einem so glänzenden Erfolge gemacht hatte, die ersten Bangigkeiten wieder erneuert, hört man überall sagen, es wäre am besten, diese Versuche, die für den ersten, der sie gewagt, so übel ausgefallen, gänzlich aufzugeben; und man ist nicht weit davon entfernt, eben den Mann wieder als einen Unsinnigen zu verdammen, den man kurz vorher als einen Helden bewunderte. Indessen sollte man doch nicht übersehen, daß unter mehr als hundert ähnlichen Versuchen nur dieser einzige (und, was am wenigsten zu vergessen ist, aus Schuld des Unternehmers selbst) einen unglücklichen Ausgang genommen hat. Die Gefahr muß so groß nicht seyn, da die widrigen Zufälle schon in den ersten Versuchen so selten gewesen sind. Wie viele tausend Opfer kostet die Schifffahrt noch immer der Menschheit! und doch ist die Schifffahrt eine nützliche Kunst. Freilich wird die Montgolfierische Erfindung diese Benennung nicht eher verdienen, bis die Kunst die aërostatische Maschine zu dirigiren gefunden seyn wird. Aber wenn auch diese Kunst noch ein Problem ist, wer kann sagen, es sey unauflöslich, oder die Unmöglichkeit sey bereits ausgemacht? Selbst das Ansehen der gelehrtesten Männer entscheidet hier nichts. Die Wissenschaft vergleicht und verbindet nur bekannte Kräfte, und ihre Resultate können nicht weiter gehen; das Genie und der Zufall entdecken neue Kräfte und erweitern die Gränzen des Möglichen. Eine einzige Bemerkung des Genie's, eine einzige Entdeckung, die der Zufall herbeiführt, können mehr als tausend Erfahrungen werth seyn, um uns auf den rechten Weg zu bringen, den wir beim Lampenschein der Wissenschaft in den finstern und krummen Irrgängen der Natur lange vergebens gesucht hatten."

Während einige philoſophiſche Köpfe durch Vorſtellungen dieſer Art die Hoffnung zu nähren ſuchten, daß die Aëronautik mit der Zeit noch zum Rang einer gemeinnützigen und auf zuverläſſigen Principien feſtſtehenden Wiſſenſchaft erhoben werden könne, beeiferten ſich die Herren Alban und Vallet nebſt einigen andern, durch neue aëroſtatiſche Verſuche und Schauſpiele die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Vor allen blieb Herr Blanchard geſchäftig, die Proben ſeiner Kunſt außerhalb Frankreichs zu vervielfältigen: aber die Art, wie er die Sache behandelte, und der Ton, worin er ſeine Thaten dem Publicum verkündigte, näherte ſich immer mehr der Manier gewiſſer andrer Künſtler, die ihr Weſen zur Beluſtigung der Zuſchauer ebenfalls in der Luft treiben wie er. Indeſſen fehlte wenig, daß er bei einer ſeiner luftigen Promenaden (wie er ſie nennt) am 21ſten November 1785 das Schickſal des Pilatre de Rozier gehabt hätte; und wiewohl er der Sache eine für ſeine Eitelkeit ſchmeichelhaftere Wendung zu geben ſucht, ſo ſcheint doch dießmal ein bloßer glücklicher Zufall ſein Retter geweſen zu ſeyn. Er hatte ſich (ſagt er in einem Briefe an die Herausgeber des Journal de Paris) 32,000 Fuß hoch in die Luft erhoben, und, was er ſelbſt beinahe unglaublich findet, drei Minuten lang in einer Temperatur ausgehalten, worin nach der bisherigen Meinung der Naturforſcher keines Menſchen Lunge auch nur eine einzige Minute ausdauern könnte. »Ensuite, (fährt er fort) ayant mis mon ballon en pièces par le pôle inférieur, je suis descendu en parachyte du haut des nuées, et mon ballon est allé se précipiter dans la mer. Mon seul but dans cette expérience était d'échapper aux dangers qui me menaçaient sur la terre par la tempête, et sur la mer qui m'environnait de toutes parts. Il ne m'est arrivé d'autre accident que celui

de renverser le toit d'une chaumière, de déraciner de petits arbres, d'en casser de grands, et d'arracher des buissons. Mon ballon et ma nacelle sont aussi en pièces: je suis resté seul entier de mon équipage; et semblable au capitaine qui perd son vaisseau, je suis tout prêt d'en remonter un autre, que je fais construire dans ce moment à Lille.« — Ich gestehe, daß ich nicht Oedipus genug bin, um mir aus dieser räthselhaften Darstellung einen deutlichen Begriff von dem halsbrechenden Abenteuer zu machen, welches Herr Blanchard in einem so jovialischen Ton erzählt. Was darüber in den Flandrischen öffentlichen Blättern gesagt wurde, gibt zwar etwas mehr Licht, scheint aber nur die Unbegreiflichkeit der Sache zu vermehren. Herr Blanchard versicherte nämlich zu Gent öffentlich: „er wäre in der größten Gefahr gewesen. Sein Ballon, der bei seinem Aufsteigen nicht ganz voll gewesen, sey (vermuthlich in der Höhe von 32,000 Fuß) so außerordentlich aufgeschwollen, daß er den Augenblick vor sich gesehen habe, wo er zerplatzen müßte. Wiewohl er das Ventil aufgemacht, habe sich doch das Volumen der Luft nicht vermindert; er hätte also keinen andern Ausweg gehabt, als mit der Spitze seiner Fahne Risse in den untern Theil des Ballons zu machen. Aber da habe sich eine andere Gefahr gezeigt; er sey nämlich mit einer solchen Rapidität herabgestiegen, daß er sich in einem Augenblick ganz nahe an der Erde gesehen habe. Nun sey sein letztes Hülfsmittel gewesen, nachdem er allen seinen Ballast über Bord geworfen, die Stricke seines Nachens abzuhauen, sich an sie anzuhängen, und sich somit seines Ballons statt eines Parachyte zu bedienen. So sey er denn in der Nähe von Delft glücklich auf die Erde gefallen, ohne die geringste Beschädigung an seiner Person erlitten zu haben.“ — Man muß gestehen, daß Herr Blanchard unter einem ungewöhnlichen

glücklichen Zeichen geboren ſeyn mußte: aber noch unendlichemal erſtaunlicher iſt die unbegreifliche Behendigkeit, womit er, ohne von einer ſo großen und nahen Gefahr betäubt oder aus der Faſſung geſetzt zu werden, in einem Augenblick (und mehr Zeit konnte er auch in der That nicht haben) alle dieſe Operationen, die zu ſeiner Rettung nöthig waren, machen konnte. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß auch der Umſtand, daß er mit ſeinem zerriſſenen Ballon und ſeinem Nachen ſo ſtark auffiel, daß er das Dach einer Strohhütte einwarf, große Bäume zerbrach, kleine entwurzelte und Büſche ausriß, und doch trotz allem dieſem entſetzlichen Fracas an ſeinem eignen Leibe nicht einmal eine Beule davontrug — eine Sache iſt, die man nicht alle Tage ſieht, und die ihm ſelbſt, bei einer Wiederholung dieſes ſonderbaren Experiments, ſchwerlich wieder ſo gut gelingen würde.

Zusatz.

Im Februar 1797.

Die Luftballons und die Luftschifferei kamen bereits im Jahr 1786 unvermerkt aus der Mode; die Pariser hatten sich lange genug damit amusirt; andere Zeitvertreibe, die Folie Journée, die Folie par amour und eine Menge anderer Folies traten an ihren Platz; im Jahre 1787 und 88 auch andere Sorgen. Die Folgen einer unklugen, übel zusammenhangenden und verschwenderischen Staatsverwaltung, und die Beschwerden über alte Mißbräuche, welche, gleich unheilbaren Schäden, am Leben des Staats nagten, konnten durch alle bisher versuchten Palliative und empyrischen Curen nicht länger weder verborgen noch aufgehalten werden. Das leichtsinnigste aller Völker in der Welt fuhr endlich aus seinem langen Taumel auf, und wurde durch die Maßregeln selbst, die der gefürchteten Katastrophe vorbeugen sollten, in die Revolution, die endlich im Sommer des Jahres 1789 wie ein schnell um sich fressendes Feuer ausbrach, mit Gewalt hineingestoßen. Die nothwendigen und zufälligen Folgen der allgemeinen Umwälzung der Dinge verschlangen alles geringere Interesse: und so war nichts natürlicher, als daß in den ersten fünf Jahren der Revolution von der Aëronautik

im Publicum eben so wenig mehr die Rede war, als von der Kunst auf dem Wasser zu gehen, wovon einige Jahre zuvor ein gewisser Flammänder, Namens van Rudder, vor den Augen von ganz Paris, gegen Billets zu drei Livres und zu einem Livre zehn Sous, die Probe zu machen versprach, und sie auch am 4ten December 1785, wiewohl auf eine so mühsame und plumpe Art, bewerkstelligte, daß niemand Lust hatte eine Wiederholung dieses Kunststücks zu sehen.

Wiewohl nun über jenen großen Nationalangelegenheiten die Luftschifferkunst in gänzliche Vergessenheit gerathen war, so scheint sie doch selbst in dieser stürmischen Zeit noch immer einen oder mehrere geschickte Männer in der Stille beschäftigt zu haben, und auf einen höhern Grad von Brauchbarkeit gebracht worden zu seyn: als Europa auf einmal durch den nützlichen und in mehr als Einem Fall entscheidenden Gebrauch überrascht wurde, den die Vorsteher der neuen Französischen Republik in den Feldzügen der Jahre 1794, 95 und 96 von der aërostatischen Maschine zu machen die Klugheit hatten. „Die Französische Republik (sagt Herr Doctor Posselt im achten Stück seiner Politischen Annalen vom Jahrgange 1796) hat jetzt eine zweifache Marine: eine, die gewöhnliche für das Meer, die andere, bisher von ihr allein genützte, für die Luft. Jeder Armee folgen zwei Luftschiffe (deren Bestimmung ist, die Lage und Bewegungen der Feinde von oben herab auszukundschaften). Die bei der Sambre- und Maasarmee sind, le Celeste und l'Entreprenant, mit welchem der Divisionsgeneral Morlot und der Generaladjutant Etienne in der Schlacht bei Fleurus in die Höhe gestiegen. Die bei der Rhein- und Moselarmee sind der Hercules, ein ganz kugelförmiger Aërostat von 30 Schuh im Durchmesser, der größte

unter den vieren, der in dem Feldzuge von 1796 zum erstenmale gebraucht wurde, und der Intrépide, der schon bei Mannheim gedient hatte. Zu jedem dieser Luftschiffe gehört eine Anzahl sogenannter Aëroſtiers, die unter den Befehlen eines Officiers auf der Erde die Signale aufnehmen und befolgen, welche der in die Höhe gegangene Officier mittelſt der verſchiedenen Flaggen gibt, die er in der Gondel, worin er und gewöhnlich noch ein Ingenieur-Officier ſitzt, aufſteckt. Beide Officiers, der in der Luft, und der, welcher dem Manövre auf der Erde vorſteht, haben ein übereinſtimmendes Signalbuch bei ſich, worin die verſchiedenen Flaggen mit ihren Bedeutungen bemerkt ſind. Um aber zu verhindern, daß der Feind dieſe aëronautiſche Chiffre nicht ſo leicht errathen könne, wird ſie öfters abgeändert. Die größte Höhe, zu welcher ein ſolcher Luftball ſich erhebt, iſt zu 400 bis 500 Klaftern, die zum Beobachten bequemſte aber zu 130 bis 150. Die Vorzüge dieſer republicaniſchen Luftbälle liegen theils in einem eigens dazu erfundenen Seidenſtoffe zum Ueberzug, welcher Leichtigkeit und Feſtigkeit im höchſten Grade in ſich vereiniget, theils in dem Geheimniß einer Füllung, die eben ſo wohlfeil als lange dauernd iſt. Nach der Verſicherung des Hauptmanns Delaunoy, der den Hercules commandirt, würde es, um dieſen Ball nach Blanchards Art (mit brennbarer Luft) zu füllen, mehrere hunderttauſend Livres in baarem Gelde gekoſtet haben, da er (Delaunoy) hingegen nicht mehr als ſiebentauſend Livres in Mandaten dazu erhielt, die er nicht einmal ganz aufzuwenden brauchte. Ueberdieß hat dieſe Art von Füllung noch den Vorzug, daß ſie ſich mehrere Monate lang in dem Ballon erhält, ohne ſich aufzuzehren oder dem Ueberzug Schaden zu thun."

Ob man (wie der angeführte Annaliſt hinzuſetzt) in

Frankreich wirklich ſchon mit dem Gedanken von Luftſchiffen umgehe, die nicht nur ein paar Männer zu Beobachtungen, ſondern, eine weit ſtärkere Zahl, zu Unternehmungen, tragen, und dadurch die vorerwähnten Vorſchläge des Herrn Carnus wenigſtens bis auf einen gewiſſen Punkt zur Ausführung bringen ſollen? was der Erfolg davon ſeyn werde? und ob die mit ſo vielem Geräuſch angekündigte Landung in Irland oder Großbritannien, welche der gegen Ende des vorigen Jahres in dieſer Abſicht von Breſt ausgelaufenen Seeflotte ſo übel mißlang, einer Luftflotte vielleicht beſſer gelingen dürfte? — wird die Zeit lehren. Gewiß iſt, daß der ausſchließliche Beſitz einer ſolchen Luftmarine die Franzöſiſche Republik dem ganzen Erdboden ſo gefährlich machen würde, daß dieſer einzige Grund die ſämmtlichen übrigen Mächte in die unumgängliche Nothwendigkeit ſetzen müßte, alle ihre Kräfte zu gänzlicher Zerſtörung derſelben zu vereinigen.

Timokles.

Ein Gespräch

über scheinbare und wahre Schönheit.

1754.

Vorbericht.

Dieſes Geſpräch wurde im Jahr 1754 zum Gebrauch einer liebenswürdigen jungen Freundin des Verfaſſers aufgeſetzt, und erſchien ein Jahr darauf mit einigen Veränderungen zum erſtenmal im Angenehmen mit dem Nützlichen. Der Sokrates, der hier redend eingeführt wird, iſt freilich von dem Sokrates, wie ihn der Verfaſſer ſich jetzt vorſtellt, wenigſtens eben ſo verſchieden, als auch dieſer es vielleicht von dem wirklichen Sokrates iſt. Da man aber für gut fand, dieſes kleine Stück, ſeiner Mängel ungeachtet, bloß darum, weil es der erſte Verſuch des Verfaſſers in der dialogiſtiſchen Kunſt war, in die gegenwärtige Sammlung aufzunehmen, ſo war es zweckmäßig (einige Kleinigkeiten in der Sprache ausgenommen)

nichts daran zu ändern, um es Liebhabern ſolcher Ausmeſſungen leichter zu machen, die Fortſchritte, die er binnen vierzig Jahren in dieſer Kunſt gemacht haben mag, durch den Punkt, wovon er ausging, genauer zu beſtimmen. Seit einem Paar Jahrzehnten iſt der Weg freilich nach und nach gebahnter worden.

Timokleens Vater war ein naher Verwandter und vertrauter Freund des Sokrates. Dieser konnte daher wohl die Gelegenheit haben, dieses Mädchen in ihrem Putzzimmer zu sehen, welches, nach Griechischen Sitten, einem Fremden nicht angegangen wäre. Sokrates traf sie wirklich einmal, wie die Geschichte sagt, an ihrem Putztische an, da die Sklavin, welche ihr aufwartete, eben mit ihrem Kopfschmuck, zu einem Feste, wobei sie mit andern jungen Mädchen öffentlich tanzen sollte, fertig war. Ihre Locken waren auf das zierlichste gerollt, in allerhand Figuren, Schnecken und Rosen gewunden, und mit Perlen und Blumen künstlich durchflochten. Man weiß, daß der Geschmack der Griechen im Putz der Weibspersonen so fein war, als in allen andern Sachen; sie raffinirten über den Kopfschmuck eben so sehr, aber vielleicht nur nach richtigern Verhältnissen, als die heutigen Pariserinnen.

Nachdem Sokrates Timokleen, welche damals in der Blüthe der Jugend und Schönheit stand, eine kleine Weile mit dem weisen Lächeln, welches ihm eigen war, angesehen hatte (so wie etwan ein ätherischer Geist auf die Schwachheiten der Menschen herunterlächeln würde), sagte er zu ihr: es scheint, o Timoklea, daß du es an dir nicht fehlen lassen willst, dem Fest der Diana Ehre zu machen, und deine Mitbürger zu vergnügen; denn du bist so schön geputzt, daß du die Nymphen der Göttin selbst überglänzen könntest.

Du bist mir zu einer recht gelegnen Zeit gekommen, versetzte das Mädchen. Ich will dich etwas fragen, Sokrates, und ich hoffe, daß du mir ganz gewiß die rechte Antwort geben wirst; denn ich weiß, daß du noch nie was anders als die Wahrheit gesagt hast. Ich traue diesem Spiegel nicht; und dieser Sklavin noch viel weniger. Sage mir doch ob ich schön bin oder nicht? Gefalle ich dir? Du weißt, bei was für einer Gelegenheit ich mich sehen lassen muß.

Wenn ich dich recht verstanden habe, versetzte Sokrates, so ist es einem, der nicht blind ist, leicht, auf die Frage zu antworten. Deine Farbe ist sehr lebhaft, deine Augen haben ein sanftes lächelndes Himmelblau, deine Wangen sind wenigstens so schön als des Mädchens, welches Anakreon seinem Maler vorzeichnet, und du bist so schön geputzt, als eine Persianerin. Ist das nicht genug?

Timoklea erröthete ein wenig bei dieser Beschreibung, und antwortete mit einer etwas zerstreuten Miene: mein Vater hat oft gesagt, daß du nicht schmeicheln könnest; ich glaube also dem Sokrates, auch sogar, wenn er mir sagt, daß ich schön sey; und ich werde es in der That auch nöthig haben, denn meine Gespielinnen sind alle so reizend wie Grazien; ich möchte einen so lieblichen Kranz nicht gerne verunstalten.

Sey deßwegen ohne Sorge, sagte Sokrates, du bist so schön, als man für den ersten Anblick seyn kann. Aber erlaube mir nun, daß ich, zur Belohnung für das Vergnügen, welches ich dir durch diese Versicherung mache, auch dir eine kleine Frage vorlege.

Timoklea. Ganz gern.

Sokrates. Warum stehet diese Rose vor deiner Stirn? Vermuthlich hast du der lachenden Göttin ein Gelübde gethan,

daß du ihrer Blume bei einer so festlichen Gelegenheit eine außerordentliche Ehre erweisen wolleſt?

Timoklea. Wie kommſt du doch auf einen so seltsamen Einfall? Es ist ja ganz natürlich, daß ſie mit zu dem übrigen Kopfſchmuck gehört.

Sokrates. Diese Rose ist also da, dich zu verschönern?

Timoklea. Wozu sonſt?

Sokrates. Was meinſt du wohl, Timoklea, wenn ein Pfau ſich einfallen ließe, er ſey, so wie ihn die Natur gemacht hat, nicht schön genug, und er wollte ſich mit fremden Federn verbeſſern, würde er Federn von einem schönern Vogel nehmen, oder würde er ſie einem Sperling oder Raben entwenden?

Timoklea. Ohne Zweifel würde er ſie von einem schönern nehmen.

Sokrates. Er geſtünde also dadurch, daß der Vogel, mit deſſen Federn er ſich putzte, schöner ſey als er ſelbſt?

Timoklea. So ſcheint es.

Sokrates. Du hältſt also ebenfalls die Roſe für schöner als dich ſelbſt, weil du glaubſt, daß deine Schönheit ohne ſie mangelhaft ſeyn würde?

Timoklea. Du haſt mich erwiſcht, Sokrates, ich hätte dir oben anders antworten ſollen. Ich hätte ſollen ſagen: die Roſe ſteht nur da, damit die Zuſchauer ſie mit meinen Wangen vergleichen, und den Ausſchlag zu meinem Vortheil geben.

Sokrates. Du biſt ſehr verwegen, Mädchen! Du hätteſt keine Blume wählen können, die dir den Sieg leichter ſtreitig machen könnte. Ich will dir indeſſen gerne zugeben,

daß die Farbe deiner Wangen für einen Jüngling, oder auch für uns Alte, etwas Angenehmeres habe, als die Farbe der Rose: denn so stolz wirst du doch nicht seyn, und verlangen, daß deine Farbe an sich selbst schöner sey als der Rose. Da würdest du alle Schmetterlinge und Rosenkäfer gegen dich haben: und der Beifall eines Käfers ist für die Rose so gültig, als für dich das Lob eines Jünglings. Es kommt sehr viel auf die Augen und die Gemüthsverfassung des Sehers gegen dich an. Sephise wird dich gewiß nicht des zehnten Theils so schön finden, als Charephon. Dieser siehet dich mit Begierde, und jene halb mit Triumph, und fast mehr als halb mit Furchtsamkeit an. — Aber antworte mir jetzt nur auf dieses: glaubst du nicht, daß die Rose so schön ist, als sie seyn kann? Du kannst nur diese hier zur Probe nehmen. Ich halte es für unmöglich, daß sie Zeuris mit aller seiner Kunst, so schön wie sie ist, abmale. Wie voll, wie frisch, wie glühend ist sie! Welch eine zierliche Figur der Blätter! Welche zarte Schattirung der Farbe! Wie lieblich spielen diese kleinen blauen Adern aus der durchsichtigen Röthe! Gewiß, sie ist eines von den schönsten Geschöpfen, welches Gott vielleicht nach irgend einem himmlischen Modell gebildet, und unsrer Erde geschenkt hat. — Gesetzt nun, es gäbe irgend eine schönere Blume als die Rose ist, sie wäre aber aus der Art geschlagen, oder in ihrer Entwicklung vom Reif versengt, oder von Raupen zerfressen: so würdest du nicht sagen können, daß dieselbe Blume, in einer solchen verderbten Beschaffenheit, so schön sey als diese Rose in ihrer blühenden Pracht.

Timoklea. Nein, diejenige ist ohne Zweifel schöner, welche gerade das ist, was sie seyn soll. Aber was willst du damit sagen?

Sokrates. Ich will damit sagen, daß Cephise nicht so schön ist, als diese Blume. Ihre Leibesbildung ist zwar so symmetrisch, als sie nur immer ein Alkamenes aussinnen mag; ihre Wangen sind wie Rosen unter Lilien; sie gleicht in gewissen Augenblicken einer vollkommen schönen Bildsäule. Aber wenn sie bei der Erzählung einer tugendhaften That eben so gleichgültig bleibt als diese Bildsäule; wenn sie, statt einer klugen Antwort, nur perlenfarbene Zähne weis't; wenn sie die Stirn in Falten ziehet, sobald sie ein anderes Mädchen loben hört; wenn sie in Gegenwart eines klugen Menschen eine halbe Stunde lang mit ihrer Wachtel schwatzt, oder tausend wunderliche Figuren und Minauderien macht, um unsre jungen Sybariten zu fangen, dann kann ich in der That nicht glauben, daß Cephise so schön sey, als sie seyn könnte.

Timoklea. Wenn Cephise so ist, so ist sie wahrlich dem Bilde sehr unähnlich, welches mir in einem unsrer Poeten ungemein gefallen hat. Ich erinnere mich so oft daran, daß es mir sogar zuweilen im Traum vorkommt. „Die liebenswürdige Pasithea gefällt allen, die sie sehen; aber ein Weiser, der sie sieht, muß sie lieben. Ihre Augen lächeln wie ein heiterer Abendhimmel, und die Sittsamkeit wohnt auf ihren unverstellten Wangen. Wenn sie spricht, so ist der Inhalt ihrer Worte so harmonisch als ihre Stimme: ihre Empfindungen sind aufrichtig, gütig, und unschuldig wie ihre Blicke. In ihren Gebärden ist Anstand, ihre Kleidung ist einfältig und zierlich. Sie liebt ihre Schwester so zärtlich, als ob sie nicht schöner wäre; und ihre liebste Bemühung ist, einer Mutter zu gefallen, nach deren Erinnerungen und tugendhaften Sitten sie sich zu bilden trachtet. Wenn die Grazien, welche die Tugend begleiten, eine irdische Gestalt annehmen wollten, so würden sie die deine annehmen, o Pasithea; beim ersten

Anblick ist man geneigt dich für liebenswürdig zu halten; je mehr man dich kennt, desto gewisser wird man, daß du es bist.“ Die Stelle ist lang, aber findest du nicht, Sokrates, daß sie so schön sey, als ich sie empfinde?

Sokrates. Du hast sie in der That mit einer Miene voll Empfindung hergesagt. Aber kennest du diese schöne Pasithea? Wohnt sie in deiner Nachbarschaft? ist sie deine Freundin?

Timoklea. Leider, nichts von dem allen. Ich habe sie nie anders als im Poeten gekannt.

Sokrates. Das ist mir leid. Mich dünkt ein Mädchen habe nicht eher das geringste Recht, sich für schön zu halten, bis sie dieser Pasithea recht ähnlich ist, sie mag nun seyn, wo sie will. Aber weil du doch in ihr bloßes Bildniß schon so verliebt bist, so wirst du dich ohne Zweifel auch bemüht haben, ihr gleich zu werden, so daß du es entweder jetzo schon bist, oder es doch nächstens völlig werden wirst. Was meinest du dazu, Timoklea?

Timoklea. Ich meine — daß es sehr schwer sey, von sich selbst zu reden; und wie viel schwerer muß es einem Mädchen von meinem Alter seyn, von welchem man nicht wohl erwarten darf, daß es sich selbst kenne. Wenn ich aber ja eine genauere Antwort geben soll, so finde ich mich dem Bilde dieser Pasithea in manchen Stücken nicht unähnlich (die blauen Augen nicht mitgerechnet). Wenn ich mich aber deßwegen für schön genug halten wollte, so würde mir etwas in meinem Busen widersprechen, welches sich gar oft hören läßt, wenn mich der Spiegel oder meine Sklavinnen eitel machen wollen.

Sokrates. Du glaubest also, daß du nöthig habest, dich schöner zu machen, wenn du nicht leiden willst, eben sowohl

als Cephise, von der Rose an deiner Stirne beschämt zu werden.

Timoklea. Ja freilich.

Sokrates. Und zu deiner Verschönerung wirst du andere Mittel nöthig haben, als Kräuseleisen und Perlenschnüre und Arabische Salben. Denn an diesen kann der Fehler in der That nicht liegen.

Timoklea. O wie würdest du mich verbinden, guter Sokrates, wenn du mich diese Kunst schöner zu werden lehren wolltest, welche gewiß niemand besser kennt, als du. Du würdest die lernensbegierigste Schülerin an mir haben. Von meinen ersten Empfindungen an habe ich die zärtlichste Neigung gegen das Schöne und Anständige gehegt; sie ist mit den Jahren gewachsen, aber ich fürchte daß man mich das, was das Schönste und Vortrefflichste ist, noch nicht, oder nur sehr wenig kennen gelehrt hat.

Sokrates. Wir werden schwerlich noch Zeit haben, unsre Unterredung fortzusetzen: du wirst nun bald vor dem Tempel seyn müssen.

Timoklea. Sey unbesorgt, Sokrates. Es sind noch zwei Stunden, bis das Opfer angehen wird; und alsdann werden mich etliche meiner Freundinnen abholen. Bis dahin werde ich noch vieles von dir hören können!

Sokrates. Aber würdest du diese kurze Zeit nicht besser vor dem Spiegel anwenden können, als mit mir? Bist du auch gewiß, daß jede Schleife, jede Locke an dem rechten Platz und in der besten Lage ist? Und wenn auch hierin im geringsten nichts fehlt, so wird es doch ein großes Vergnügen seyn, alle diese Reizungen vor dem Spiegel zu mustern, und sich als die Besitzerin derselben zu denken. Dieses Vergnügen muß in der That ungemein groß seyn; denn ich höre, daß viele

Mädchen in Athen halbe Tage in dieser entzückenden Beschauung zubringen; ja, daß einige sogar mit der Morgenröthe aufstehen, um diese Wollust desto länger zu genießen, von welcher sie urtheilen, daß sie den Schlaf überwiege. Müßte ich mir nicht ein Gewissen machen, dich von so süßen Selbstbetrachtungen abzuhalten?

Sokrates sagte dieß mit einem ironischen Lächeln, welches dem guten Mädchen ein wenig weh that. Sie erheiterte sich aber augenblicklich wieder, und indem sie ihn mit Blicken, in welchen die Aufrichtigkeit ihrer Worte ausgedrückt war, ansah, sagte sie:

Ob mir gleich mein Geständniß vielleicht keine Ehre macht, so läugne ich doch nicht, daß ich mit Vergnügen in den Spiegel sehe. Aber du darfst mir glauben, Sokrates, daß das Vergnügen, das ich in deiner Gesellschaft finde, von einer viel edlern Art, viel sanfter und reiner, als jenes ist, welches ich nie ohne Vermischung mit Eitelkeit, Eifersucht, oder Begierde zu schimmern und bewundert zu werden, empfunden habe. Das Vergnügen, das ich genieße, wenn ich dich reden höre, scheint meiner Seele viel eigener und natürlicher. Ein jeder Gedanke, den du in mir erweckst, macht mir eine so große Freude als ob ich etwas sehr Kostbares gefunden hätte. Ich glaube gewiß, daß ich von dir lernen kann, wie man es machen muß, um wahrhaftig schön und trefflich zu seyn; und wie könnte ich mich betrügen, da ich dich für so menschenfreundlich halte, daß du dich die Mühe nicht dauern lassen wirst, die du deßwegen an mich wenden müßtest?

Sokrates. Diese Gesinnungen nehmen mich ganz ein, liebe Timoklea. Deine Miene hat mich nicht getäuscht, da sie mir gleich anfangs eine liebenswürdige Seele auszudrücken schien: du bist es in der That würdig, weit über die gedan-

kenlosen rosenwangigen Mädchen hinweggesetzt zu werden. Ich sehe dich zwar schon auf einem so guten Wege, daß du, auch ohne fremde Hülfe, bloß durch dein gutes Naturell zu keiner geringen Vortrefflichkeit würdest haben kommen können. Indessen würde ich mich doch freuen, wenn ich dir behülflich seyn könnte, früher und leichter so schön und gut zu werden, als es nöthig ist, um einer wahrhaftigen Glückseligkeit fähig, und der Liebe aller Tugendhaften würdig zu seyn. Die Weisheit ist nicht schwer. Alles hängt bloß davon ab, daß man eine kleine Reihe von Wahrheiten deutlich einsehen lerne, und von ihrem unschätzbaren Werth, von ihrer göttlichen Schönheit so eingenommen werde, daß man sie zu beständigen Regeln seines Lebens mache. Das Meiste hierbei thut ein gefühlvolles und redliches Herz; dieses kommt dem Verstand allezeit zu Hülfe; und wie die Exempel nicht selten sind, daß jemand durch die Liebe mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit zur Vollkommenheit in einer Wissenschaft oder Kunst gestiegen ist: so ist kein Zweifel, daß man in der Bestrebung nach Weisheit und Tugend viel weiter kommen wird, wenn die Seele schon mit edeln Begierden nach dem Schönen und Vortrefflichen angefüllt ist. Damit aber unsere Unterredung zu ihrem Zweck komme, so erlaube mir dich zu fragen, o Timoklea, wo nach deiner Meinung eigentlich die Quelle der Schönheit zu suchen sey?

Timoklea. Ich verstehe deine Frage noch nicht genugsam, um darauf antworten zu können.

Sokrates. Ohne Zweifel ist dir das Wort Schönheit undeutlich. Ich nehme es jetzt in keinem andern als dem gemeinen Sinn, worin es von jedermann genommen wird, wenn man sagt eine schöne Person, ein schönes Gesicht, eine schöne Blume u. s. w. Meine Frage aber will ich dir durch

ein Gleichniß verständlicher machen: wenn du in einem Brunnen das Bild einer Nymphe oder sonst eines schönen Dings erblicktest, so würde dir augenblicklich einfallen, daß dieses nur ein Schattenbild von einem wirklichen Wesen sey, und du würdest dich nach dem gegenüberstehenden Urbild umsehen. Oder wenn ich beim Anbruch des Tags die dünnen Wolken, die um den Horizont schweben, mit so angenehmen und immer höhern Farben beworfen sehe, so schließe ich daraus auf die Ankunft der Sonne, von welcher ich weiß, daß diese Farben ausfließen; da die Wolken an sich selbst, wie das Wasser, aus welchem sie entstehen, nur dunkle Körper sind. Die Sonne ist also eigentlich die Quelle der Schönheit, dieser vielfarbigen Morgenwolken; und nun frage ich, in dem gleichen Verstande der Worte, was die Quelle der Schönheit des Leibes sey?

Timoklea. Ich glaubte nicht, daß es mit der Schönheit die gleiche Bewandtniß habe, wie mit dem Schatten im Wasser, und dem Urbilde desselben. Ich hielt sie für etwas, das für sich selbst besteht; aber es scheint, daß du es anders findest, und ich werde mich gern unterrichten lassen.

Sokrates. Die wahre Beschaffenheit der Sache ist leicht herauszubringen. Du kennest ohne Zweifel die Tochter des Kallinous, welche noch kürzlich für eine der schönsten Personen in Athen gehalten wurde. Jetzt unterscheidet sie sich zu einer Zeit, da sie in der Blüthe der Jugend stehen sollte, durch eingefallene Augen, eine bleiche Farbe, und so verdrießliche Gesichtszüge, daß man sich fürchtet, ihr unter die Augen zu sehen. Man sagt, Parrhasius habe sie jüngst zum Muster genommen, da er die Mißgunst in sichtbarer Gestalt zeigen wollte. Und wo mag diese Veränderung hergekommen seyn? Sie ist nie krank gewesen. Aber sie ist seit einem Jahr in das Spielen so vernarrt worden, daß sie mit etlichen sogenannten

Freundinnen von gleicher Art, Tag und Nacht damit vertreibt. Beim Spiel hat sie so viel Gelegenheit zu widrigen und unedeln Leidenschaften gehabt, daß ihre Gesichtszüge endlich ganz verkehrte Falten bekommen haben. Eine herrschende schlimme Leidenschaft, es sey nun Neid oder Eifersucht, oder lasterhafte Liebe, kann in kurzer Zeit aus einer Grazie ein Schreckbild machen. Du siehest also, daß auch die äußerliche Schönheit vielmehr von der Seele abhängt, als man insgemein aus Mangel der Ueberlegung meint.

Timoklea. Demungeachtet sind doch viele Leute, welche sowohl sich selbst für schön halten, als von andern dafür gehalten werden, von denen man schwerlich wird sagen können, daß sie ihre Schönheit der Seele zu danken haben; es müßte denn seyn, daß ihre Seele geben könnte, was sie selbst nicht hat.

Sokrates. Diese Personen, welche du meinst, sind ohne Zweifel von der Gattung, die wir in der philosophischen Sprache Halbmenschen oder Amphibia nennen; zweideutige Compositionen aus streitenden Eigenschaften, gut und böse, schön und häßlich, je nachdem es die Leidenschaften mit sich bringen, deren Sklaven sie sind. Diese Leute können sich unter den Tugendhaften und den Bösen, unter den Weisen und den Narren gleich wohl gefallen, nach Art des Bibers oder Krokodils, die auf dem Lande und im Wasser leben können. Du wirst bei keinem Mädchen von dieser Gattung auch nur eine mittelmäßig beständige Schönheit finden. Ich kenne ein solches Geschöpf, welches ich eher ein Meteor oder einen Chamäleon, als eine Weibsperson nennen möchte. In einer einzigen Stunde habe ich sie zwölferlei Personen spielen sehen. Bald lächelt sie, bald zürnt sie; jetzt sieht sie ganz schwermüthig aus, und augenblicklich darauf tanzt sie wie ausgelassen in der Stube herum.

Man sollte denken, daß sie recht darauf raffinirs, aus den abgeschmacktesten Fratzengesichtern süße Mienen und bezaubernde Reizungen herauszuziehen; denn sie sucht eine Geschicklichkeit darin, auf eine fürchterliche Art zu lächeln oder eine angefangene widerwärtige Miene in eine annehmliche zu endigen. Je nachdem man eine solche Creatur in einer Laune antrifft, nachdem wird man sie häßlich oder schön finden; und also ist sie eigentlich kein Beispiel gegen meinen aus der Erfahrung gezogenen Satz, daß die Quelle der Schönheit in der Seele zu suchen sey.

Timoklea. Ich wünschte doch, daß du deine Gedanken ein wenig genauer auseinander setztest. Denn obgleich die Seele einen größen Einfluß in die Schönheit des Leibes hat, so scheint es mir doch, daß diese letzte in vielen Stücken von jener unabhängig sey.

Sokrates. Ich hoffe, deinem Begehren durch folgende Vorstellung zu entsprechen. Unser Leib sowohl als unsere Seele sind von Natur so gebildet, daß sie nicht anders als schön seyn können, wenn sie sich in dem natürlichen Zustande befinden, in welchem alle Geschöpfe sind, wofern sie nicht verderbt werden, das ist, wenn sie gesund sind. Mit einer vollkommnen Gesundheit des Leibes ist die Schönheit desselben nothwendig verknüpft; und eben diese Beschaffenheit hat es mit der Gesundheit der Seele, welche in der Tugend besteht. Jeder Mangel der körperlichen Schönheit kommt von irgend einer Verderbniß her, die in unsrer ungemein feinen und leicht in Unordnung gebrachten Maschine vorgegangen. Es ist aber wohl zu merken, daß zwischen der Gesundheit der Seele und des Körpers kein so genaues Verhältniß ist, daß, wenn das eine krank ist, das andere in eben dem Grade mit leiden müßte. Eine sehr heitere, lebhafte und tugendsame Seele

kann in einem kränklichen Gehäuse wohnen; hingegen kann der Seele eines Alcibiades ein sehr gesunder und starker Körper zufallen; und daher kommt es, daß eine Lais oder andere Afterschönheiten von der betrügerischen Art, die unter einer schönen Larve ein verachtenswürdiges Gemüth verbergen, manchmal viele Zeit brauchen, bis sie ihre Schönheit zu Grunde gerichtet haben. Demungeachtet stehen Seele und Leib in einem so genauen Verständniß miteinander, daß die Gesundheit und Schönheit des Körpers leidet, je mehr sich die Seele von der Tugend entfernet; und hingegen ordentlicherweise zunimmt und vermehrt wird, je mehr sich die inwendige Schönheit entwickelt. Insonderheit ist der Einfluß der Seele ungemein spürbar, wenn sie, wie es von rechtswegen seyn soll, der herrschende Theil bei einem Menschen ist. Man versteht unter dem, was man Annehmlichkeiten oder Grazien nennt, nichts anders als diese kleinen Einflüsse, welche die Lebhaftigkeit, Schönheit und Zierlichkeit des Gemüths in den Körper hat; und wenn man genau redet, so unterscheidet man Schönheit und Anmuth, wovon die letzte, eben deßwegen weil sie unmittelbar aus der Seele fließet, weit edler ist als die erste.

Timoklea. Ohne Zweifel ist sie das; sie thut eine viel schnellere und größere Wirkung auf das Gemüth, als die bloße Schönheit. Eine Person kann, ohne das zu seyn, was man insgemein schön nennet, sehr angenehm seyn; und eben dadurch viel beliebter, geschickter zur Gesellschaft als eine eigentliche Schönheit. Mich dünkt irgendwo gelesen zu haben, daß die meisten Schönen unerträglich seyen; und daß hingegen viele Personen, ohne schön zu seyn, eine gewisse namenlose Anmuth besitzen, die einem das Herz abgewinnt. Sage mir nun, Sokrates, ob ich dein System recht gefaßt habe, wenn

ich's mir so vorstelle. Zur vollkommenen Schönheit des Menschen würde erfordert, daß sowohl die Seele, der edelste Theil, als der Leib, jedes ganz und gar in seinem natürlichen Zustande der Gesundheit sich befände. Jene müßte ganz tugendhaft, dieser immer lebhaft und blühend seyn, beide aber in der besten Harmonie stehen. Es findet sich aber, so viel ich weiß, eine vollkommene Schönheit nirgends als in den Welten der Dichter. Hingegen theilen sich die Menschen in Absicht der Schönheit in verschiedene Classen. Bei einigen findet man bloße Schönheit des Leibes ohne Anmuth, und da liegt der Fehler an der Seele. Bei andern findet man Tugend ohne äußerliche Schönheit, die aber durch das gefällige Wesen, welches Personen von guter Sinnesart eigen ist, genugsam ersetzt wird. Bei einer noch kleinern Anzahl finden sich beide Schönheiten gepaaret; es gibt aber in dieser und den andern Classen unzählige Grade. Es sollte mir leid seyn, wenn es nöthig wäre, noch eine vierte Classe für diejenigen zu machen, welche weder äußerliche noch innere Schönheit haben; denn ich denke, daß dergleichen Geschöpfe eher unter die Affen als die Menschen gehören möchten. Wenn ich nun alles zusammennehme, so dünkt mich, weil doch ein vollkommen schöner Mensch schwerlich gewöhnlicher seyn wird, als ein Sphinx, so müsse man die Schönheit nach dem vornehmsten Theil bestimmen; so daß wir, wenn wir richtig reden wollen, nur diejenigen Personen schön nennen müssen, bei denen wir die Schönheit der Seele und die damit verbundenen Annehmlichkeiten finden. Hingegen soll eine Person, die nur dem ersten Anblick schön vorkommt, in der That aber nichts Vorzügliches in ihrem Gemüth und Charakter zeigt, schlechterdings das Recht auf das Lob der Schönheit verloren haben. Die Poeten haben einen Narcissus, der seinen Namen füglich allen den

jungen Herren leihen könnte, die uns nur mit körperlichen Reizungen gefallen, oder vielmehr uns fangen wollen; und um gleicher Bequemlichkeit willen könnte man eine jede rosenwangige Dame ohne Geist, um das Wort Schön nicht zu mißbrauchen, eine Narcissa heißen.

Auf diese ziemlich lange Rede, welche Timoklea mit einer besondern Anmuth vorbrachte, versetzte Sokrates in einer Art von Entzückung:

O Timoklea, wenn irgend eine Athenerin fähig ist, wahrhaftig schön zu werden, so bist du es! Ich habe dir mit dem größten Vergnügen zugehöret. Du hast meine Gedanken nicht nur wohl gefaßt, sondern auch noch besser geordnet und gebildet; und sie haben in deinem Mund eine neue Anmuth bekommen. Du bist uns eine Pasithea schuldig. Die Natur hat dich mit der schönsten Anlage zu einer liebenswürdigen Harmonie zwischen dem äußerlichen Menschen und dem inwohnenden Geiste begabt, welcher seiner Natur nach, da er viel vortrefflicher als jener, einfach, unvergänglich und der Gottheit ähnlich ist, auch der wahren Schönheit viel fähiger ist, als der aus so vielen widerwärtigen Theilen zusammengeleimte, veränderliche und dem Tod unterworfene Leib, auf dessen vergängliche Schönheit sich einige so viel einbilden, daß sie des großen Vorzugs ihrer Natur ganz vergessen. Denn die Schönheit der menschlichen Seele ist so weit über die Schönheit eines blühenden und mit anmuthigen Farben übertünchten Leibes erhaben, als die Dämonen über die glänzenden Sphären, die ihnen, nach der Meinung einiger Weisen, zu bewegen gegeben sind. Der Urheber der Natur hat zwar diese Welt, auf die er uns gesetzt hat, mit unzähligen Arten von schönen Dingen ausgeschmückt; und es muß auch einem Weisen erlaubt seyn, in Bewunderung zu gerathen, wenn er

dieſes erhabene Gewölbe von fließendem Sapphir, dieſe alles umgebende zarte Luft, mit Lichtſtrahlen und anmuthigen Geſtalten der Dinge angefüllt, dieſe grün bekleidete Erde mit ſelbſt gewachſenen Blumen geſtickt, dieſe prächtigen und reizenden Anſichten, die ſo mannichfaltigen, ſo künſtlichen und ſo ſchönen Bildungen der Thiere, der Vögel, Fiſche, Inſecten und Pflanzen — wenn er von dieſem allem nur einen kleinen Horizont überſieht, ſo muß es ihm erlaubt ſeyn, von ſo vielen Schönheiten in Erſtaunung geſetzt zu werden, und er wird nicht anders als aus dem, was er da ſieht und empfindet, ſchließen können, es müſſe die Abſicht der göttlichen Kraft, die alles dieß hervorgebracht hat, geweſen ſeyn, etwas ſehr Schönes und Bewundernswürdiges zu machen. Wenn wir aber den Menſchen in ſeiner ganzen Anlage und nach allen ſeinen Verhältniſſen betrachten, ſo finden wir, daß der Schöpfer der Welt in ihm allein einen herrlichern Beweis von ſeinem göttlichen Verſtande und der Hoheit ſeiner Ideen dargeſtellt hat, als in der ganzen übrigen ſichtbaren Natur. Ihm allein hat er von dem allesbelebenden Geiſte ein ſo reiches Maß zugetheilt, daß er, in einiger Aehnlichkeit mit der Gottheit ſelbſt, denken, und eine ganze Sphäre, eine ganze Welt voll Schönheit und nützlicher Gegenſtände, überſchauen und beherrſchen kann. Ihn allein hat er ganz und gar zur Tugend, das iſt, zu der größten Würde und zu der höchſten Glückſeligkeit, deren ein Geſchöpf fähig iſt, geſchaffen. In dieſer beſteht dieſe Schönheit von einem höhern Rang, welche den Menſchen zu dem oberſten Geſchöpf, und gleichſam zur Krone der göttlichen Werke macht. Alle Kräfte des Menſchen, und alle Wirkungen dieſer Kräfte, alle Erkenntniſſe, nach welchen der Verſtand ſtrebet, alle Bemühungen des ganzen Menſchen, ſollen der Tugend geheiliget ſeyn. Sie ſoll den ganzen

Menschen regieren und einnehmen, und dafür in allen Umständen seine Glückseligkeit ausmachen. Denn daß man auch in den glücklichsten äußerlichen Umständen nur durch die Tugend glückselig seyn könne, das müssen auch die Lasterhaften zugestehen. Es ist aber diese Tugend kein so eingeschränktes und mangelhaftes Ding, wie sich die meisten einbilden; sie ist die Gesundheit der ganzen Seele; eine standhafte Neigung zu allem, was gut und vortrefflich ist; eine inwendige Güte, die sich immer mitzutheilen trachtet; eine aus Einsicht fließende Liebe der Ordnung und der göttlichen Gesetze, von deren Beobachtung die Glückseligkeit der Wesen so sehr abhängt, daß der Schöpfer selbst mit seiner ganzen Allmacht keinen Menschen glücklich machen könnte, der sich diesen Gesetzen nicht unterwerfen wollte. Nur eine solche Tugend verdienet den erhabenen Namen, und nach keiner geringern müssen alle unsere Bestrebungen gehen. Einzelne Stücke von der Tugend, die in ein lasterhaftes oder thörichtes Leben eingeflickt werden, sind wie glänzende Lappen an einem zerstückten Bettlermantel. Man wird von einem übelgewachsenen und mißgestalteten Körper nicht sagen, daß er schön sey, wenn gleich ein einzelner Theil einiges Ebenmaß hätte. Aber wenn wir die Tugend, so wie ich sie beschrieben habe, in ihrer vollen Schönheit an jemand erkennen, dann müssen wir gestehen, daß die menschliche Natur einer großen Vortrefflichkeit fähig sey; und wie schön, wie ähnlich den überirdischen Gegenden, müßte eine ganze Welt voll solcher Menschen seyn! Gewiß, Timoklea, erst alsdann wäre unsere Erde so wie sie seyn sollte, wenn der vornehmste ihrer Einwohner, dem Ursprung und der Würde seiner Seele getreu, seine Glückseligkeit in der Tugend suchte, wenn Unschuld und Wahrheit und Tugend unter uns herrschend wären. Gewiß die ganze Natur würde durch diese

Veränderung ein schöneres Ansehen gewinnen. Ich lasse mir auch die Hoffnung nicht gerne nehmen, daß einmal eine Zeit kommen werde, die eine so glückliche Veränderung (wofern man es nicht eher Verwandlung nennen muß) mitbringen wird.

Timokles. Wie sehr hast du mich durch diese Vorstellungen gerührt, die dir die Wahrheit selbst auf die Lippen gelegt zu haben scheint! Wie groß, majestätisch und liebenswürdig ist der Mensch nach deiner Beschreibung! Und mich dünkt, ich fühle es an meinem eigenen Herzen, daß es deinen Reden Beifall gibt; es empfindet, daß es möglich ist zu seyn, wie du verlangest; und es ist voll Begierde nach dieser hohen und geistigen Schönheit, die aus einer standhaften Güte der Seele, nebst unzählbaren andern guten Wirkungen ausfließt. Verlasse mich nicht, o Sokrates, in der süßen Beschäftigung, die künftig meine Hauptarbeit seyn soll; und glaube, daß deine menschenfreundliche Sorgfalt an ein Herz gewendet ist, welches sie zu schätzen weiß.

Theages.

Ueber Schönheit und Liebe.

Ein Fragment. 1760.

Pur se tanto t'infiamma e ti conforta
Beltà celeste entro terreno velo,
Che sara dunque à vagheggiar la in cielo?
Guidi.

Theages.

An Herrn P.

Sie verlangen von mir, Ihnen eine umständliche Erzählung von der Unterredung meines Freundes mit dem Platonischen Einsiedler zu machen, mit dessen Charakter Sie, als ein eifriger Sammler moralischer Seltenheiten, Ihr bewundernswürdiges Cabinet zu vermehren wünschen. Ich fühle alle Schwierigkeiten der Arbeit, die Sie mir auflegen. Die Ideen unsers Platonisten haben einen so eigenen Schwung, daß ich keine Hoffnung haben kann, ein so getreuer Copist zu seyn, als ich es zu seyn wünsche, da ich (wie ich gestehen muß) ein ganz verliebter Bewunderer des Theages bin. Aber Sie wollen lieber einen unvollkommnen Abriß einer seltsamen Schönheit, als gar keinen. Ich will meinen besten Versuch machen, Ihr Verlangen zu befriedigen, da meine eigene Neigung das Gewicht, welches Ihre Bitten bei mir haben, so sehr verstärkt. Denn ich bin wirklich ganz von dem Ideal der vollkommnen Schönheit, welche Theages allein würdig malen kann, eingenommen; und wie gern spricht man nicht von dem was man liebt?

Stellen Sie sich also ein anmuthiges Wäldchen vor, worin ein Paar Platonische Schwärmer in einer wilden Laube von duftenden Gesträuchen sitzen: der eine mit begeistertem Angesicht und mit Gesten, welche, gleich den Druckern in einem Gemälde, seiner Rede Leben und Wärme geben; der andre in einer horchenden Lage, mit weitaufgesperrten Augen und halboffnen Lippen, wie man die bewundernde Aufmerksamkeit zu schildern pflegt: so haben Sie ein Bild von Nicias, dem Erzähler, und Ihrem ergebensten Freunde, dem Zuhörer.

Sie kennen den jungen Mann, den ich Nicias nenne, bereits aus meinen mündlichen Nachrichten als einen Virtuoso nach den Begriffen unsers Shaftesbury. Er ist ein feiner Kenner des Schönen in Natur und Kunst. Italien hat seinen Geschmack in Musik, Malerei und Baukunst durch die vollkommensten Muster gebildet. Die Kunst des Dichters ist ihm dadurch desto schätzbarer geworden. Aber seine Liebe zur poetischen Art zu denken hat ihn gegen unsre Sänger nicht nachsichtiger gemacht. Er hält nur Homere und Platonen für fähig, die erhabene Sprache zu reden, welche die Heiden die Götterspräche nannten, und sich darin nicht irrten, da Gott selbst sie redete, wenn er große Gefühle von seiner Majestät in menschlichen Seelen erwecken wollte. Die Tugend mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Schönheit, in ihrer wahren Temperatur, nach dem Leben, d. i. in nachahmlichen Handlungen schildern, die Thaten Gottes erzählen, den Menschen Geschmack am Edeln, Großen und Erhabenen einflößen, und (was die Seele des Christenthums ist) den Geist von den sinnlichen Dingen ablocken; und an den Himmel, für den er geschaffen ist, angewöhnen — dieß sind, meiner Meinung nach, die Geschäfte der Dichtkunst. Er glaubt, Pindar würde dem göttlichen David nachgeeifert haben, wenn er das Glück

gehabt hätte, etliche Jahrhunderte ſpäter geboren zu werden. Jetzo findet er zwiſchen dem Genie, den Gedanken und dem Schwung dieſes Dichters, und ſeiner Religion, einen gewaltigen Contraſt. Die erhabenen Vorſtellungen eines Pindar ſtehen ſeiner Meinung nach in einem falſchen Lichte, wenn ſie verſchwendet werden, Fabeln ein Anſehen zu verſchaffen, welche auch zu ſeiner Zeit nur Kindern und Säugammen erträglich ſeyn konnten. Es geht mir, ſagte er mir einſt, mit dieſem erhabenen Griechen, wie es mir geht; wenn ich eine unſchuldige Miene in dem Geſicht einer Buhlerin entdecke. Wie ſehr würdeſt du mir gefallen, denke ich, wenn aus dieſen ſanften Zügen dein Herz redete, und wenn deine Wangen moraliſch, und nicht aus Liſt errötheten!

Dieſe Züge mögen genug ſeyn, Sie wieder an meinen Nicias zu erinnern. Nunmehr wird er ſelbſt reden, und den Anfang von dem machen, was in dem Landhauſe der Gräfin von T. vorgefallen iſt, deren Schweſterſohn er iſt.

Aſpaſia (ſo wollen wir die Gräfin nennen) hat ihre Schönheit, welche, wie man ſagt, in ihrem Frühling manches tapfere Herz entwaffnete, ſo gut zu erhalten gewußt, daß ihr niemand anſieht, daß ſie nahe an vierzig iſt. Sie war ſchön, vortrefflich erzogen, ſie zeichnete, ſang, ſpielte Laute und Clavier, war die Seele in allen feinen Geſellſchaften, und, was allem dieſem einen höhern Glanz zu geben pflegt, ſie war eine reiche Erbin. Demungeachtet hat ſie ſich nie geneigt gefunden, eines von den ſeufzenden Geſchöpfen, mit denen ſie die Hälfte ihres Lebens umringt war, zu erhören; ob ſie gleich kein marmornes Herz hat, und in ihrem erſten Anblick lauter Güte und Leutſeligkeit verſpricht. Sie entſchloß ſich früh, unverheirathet zu bleiben, und iſt bisher ſtandhaft geweſen.

Ohne Zweifel werden Sie ſich jetzt einbilden, daß ſie, aus Begierde den Engeln ähnlicher zu ſeyn, ſich dem heiligen Stand der ewigen Jungferſchaft gewidmet habe, von deſſen ſchwanenweißer Reinigkeit und Unſchuld der heilige Hieronymus ſo viel Schönes zu ſagen weiß. Sie ſehen ſie vielleicht ſchon in einem ſchwarzbekleideten Cabinet, an einem Tiſch von Ebenholz ſitzend, mit einem Crucifix, einem Todtenkopf und einer Sanduhr vor ihr, ſich im Leben der heiligen Katharine von Siena vertiefen, und wenn ſie zuweilen aus ihrer Entzückung erwächt, mit andächtigem Blick ihre himmliſche Miene im Spiegel beobachten. Aber das iſt es nicht, mein Herr. Aſpaſia liebt bloß ihre Unabhängigkeit, und kann ſich nicht entſchließen, die Meiſterſchaft über ihre Perſon, ihre Neigungen, ihre Zeit und ihr Vermögen einem Mann abzutreten, er möchte auch ſeyn wer er wollte. Denn ſie hat nie einen Karl Grandiſon angetroffen, und ſucht auch keinen unter dem Monde. Sie iſt ſo weit von einer Nonne entfernt, daß ſie vielmehr mitten in der großen Welt lebt, ohne mit ſtarken Banden an dieſelbe gebunden zu ſeyn. Sie hält ſich viel in der Stadt auf, beſucht den Hof, und iſt häufig in den Aſſembleen anzutreffen. Sie kennet die Welt, und ergötzt ſich mit ihr, ohne ihre Gemüthsruhe, oder ihre Freiheit aufs Spiel zu ſetzen. Alle Leute von feiner Lebensart halten ihren Umgang für ein Glück, aber niemand ſtört ſie, wenn ſie allein ſeyn will, welches gewöhnlich auf dem Lande geſchieht. Sie liebt die unſchuldigen Ergötzungen mehr aus Geſchmack als Leidenſchaft. Sie lieſt viel, und lebt nur darum in einer größern Sphäre, um Beobachtungen zu machen, und im Stillen Gutes zu thun. Eine immer heitre und muntre Temperatur des Leibes und des Gemüths hat ſie jederzeit vor Leidenſchaften bewahrt, die ihrem Ruhm oder ihrem Entſchluß nachtheilig werden kön-

ten. In jüngern Jahren mag sie einige Fehler gehabt haben, die bei ihrem Geschlecht von der Jugend und Lebhaftigkeit des Geistes unzertrennlich scheinen; aber die Erfahrung und der Umgang mit ihrem Bruder haben sie zeitig genug gesetzt gemacht. Ich glaube, daß ihre strengsten Tadler schwerlich etwas anders an ihr auszusetzen haben, als daß sie die Pracht liebet, und ihrem Geschmack für schöne Gebäude und Meisterstücke der Malerei, wie es vielen scheinen wird, allzuviel nachhängt. Ich werde Sie einmal in ihr Landhaus führen, um Ihnen zu zeigen, daß sie einen sehr guten Geschmack hat.

Ich erlaube ihr dieses viel lieber, sagte ich zu Nicias, als wenn sie sich selbst auf eine so romanhafte Art, wie Sie vorhin phantasirt haben, lebendig begraben wollte, um die Maria Magdalena zu spielen, ohne wie diese eine Sünderin gewesen zu seyn. Denn wär' es nicht unverantwortlich, wenn sich eine Person der Gesellschaft entziehen wollte, die eine so schöne Rolle in derselben zu spielen weiß? Aber ich sehe, daß wir keine Ursache haben, ihretwegen in Sorgen zu stehen.

Nichts weniger, versetzte Nicias; Aspasia hat einen aufgeklärten Geist, welchem es leicht ist, in einem fröhlichen und sanften Temperament die Oberhand zu behalten. Sie kann eine Elisa Rowe bewundern, ohne die zweite Rowe aus sich selbst erzwingen zu wollen.

Sie sagen sehr recht, erzwingen, Nicias; denn es muß, dünkt mich, allemal ein affectirtes, steifes und hartes Werk herauskommen, wenn jemand das eigene in einem seltsamen Charakter copiren will. Eine Rowe ist eine Schönheit in der moralischen Welt; aber wenn Aspasia eine Rowe seyn wollte, so hätten wir eine schlechte Copie mehr, und ein schönes Original weniger — Doch will ich Sie nicht mit meinen Einfällen aufhalten. Ich bin begierig, nun auch Ihren Theages zu

kennen, nachdem Sie mich mit seiner Schwester bekannt gemacht haben. Sie müssen noch ein wenig Geduld haben, sagte Nicias, und mich dem Geiste der Erzählung überlassen, der jetzt auf mich gekommen ist; und welcher gleich dem Sancho Pansa, augenblicklich aus dem Zusammenhang kommt, wenn man ihm einen andern Gang vorschreiben will, als den er selbst anzunehmen gesonnen ist. So reden Sie dann immerfort, Nicias; Sie hätten sich keinen bessern Zuhörer wünschen können als mich; ich bin nie geschickter gewesen, meine Seele ins Ohr zusammenzuziehen, als seitdem wir in dieser Laube sitzen.

Ich hatte, seitdem ich aus Italien zurückgekommen war, das Schloß der Gräfin, welches in einer der annehmlichsten Gegenden liegt, nicht gesehen. Ich besuchte sie also daselbst, und fand, daß sie große Veränderungen in den Gärten gemacht hatte, in deren Anlage sie einen feinen, wiewohl ein wenig romantischen Geschmack hat. Sie liebt in allen Werken der Kunst die Verhehlung der Kunst, und eine gewisse Einfalt und angenehme Unordnung, welche sie den Werken der Natur ähnlich macht. Wenn man einen Hain von Fruchtbäumen, die in geraden Zeilen stehen, durchwandelt hat, steiget man an einem sanften Hügel in eine Wiese hinab, die mit allen Arten von Blumen, und im Frühling ganz mit Hyacinthen, Violen und Tulpen besetzt ist. Eine Quelle schlängelt sich in hundert Wendungen durch diesen kunstlosen Blumengarten, und schimmert lieblich aus den Blumen hervor. Aus dieser Ebne kommt man in eine andere Gegend, die einer Wildniß ähnlich sieht. Hier und da ragen bemooste Ruinen, Obelisken oder halbzerbrochne Statüen aus Gebüschen hervor. Die beiden Seiten dieser anmuthigen Wüste sind mit künstlichen Felsen eingefaßt, in welche Grotten eingehauen sind, in deren

Eingang Nymphen, auf ihre Urnen gelehnt, hellrauschende Bäche ausgießen, die sich hier und da in kleine Seen sammeln, welche, mit kunstlosen Büschen umkränzt, von Schwanen und andern Wasservögeln bewohnt werden. Das Auge erstaunt in einem angenehmen Betrug, und man findet sich genöthigt, die Fabeln der alten Poeten zu glauben, wenn man diese Nymphen in einer so einsamen und ehrwürdigen Gegend erblickt; denn ihre Locken scheinen zu flattern, und in ihrem Busen glaubt man das Leben wallen zu sehen — so geschickt hat der Künstler seine Idee dem Marmor einzudrücken gewußt. Endlich verliert sich der Spaziergang unvermerkt in ein Labyrinth von Rosengebüschen, welche in Wände gezogen sind, die einander unzähligemal durchkreuzen, und in dem schönsten Monat des Jahrs diesen Ort zu einem Paradiese machen. Da und dort laden uns hohe Lauben ein, oder Grotten mit Marmorwänden, aus deren Ritzen Wasser hervorsprudelt. Die Nordseite des ganzen Gartens ist von einem großen Tannenwald beschützt, aus dessen Zweigen die Melodien aller Arten von Gesangvögeln hervorschallen, eine Musik, die angenehmere Eindrücke auf mich macht, als die künstlichen Triller und falsae voculae unsrer Sängerinnen. Ich weiß nicht, ob Ihr Geschmack hierin mit dem meinigen sympathisirt; für meinen Theil ziehe ich eine solche Lustgegend den prächtigsten Gärten vor, und weiß mir nichts Angenehmer's von dieser Art vorzustellen, es müßten denn die bezauberten Gärten der Armide seyn, welche Tasso so unnachahmlich schildert; diese Inseln, „wo stehende Seen und flüssige Krystallen, Blumen, Kräuter und Bäume von aller Art, sonnige Hügel, beschattete Thäler, Haine und Grotten sich auf einmal in lieblicher Vermischung zeigten; wo die Kunst alles that, ohne gesehen zu werden, wo die Natur selbst im Scherz ihre Nachahmerin nachahmte;

wo die bezauberte Luft den Blumen eine unſterbliche Lebhaftigkeit gab, und wo bis auf die rauſchenden Blätter der Bäume alles muſikaliſch war, und Liebe athmete.“ Das Bild, das ich Ihnen von Aſpaſias Garten gemacht habe, iſt nur ſehr roh und eilfertig; und der wirkliche Anblick wird, meiner Beſchreibung ungeachtet, allen Schein der Neuheit für Sie haben.

Ich bin entzückt über Ihre Beſchreibung, rief ich aus, und Sie werden mir ein wenig Zeit laſſen müſſen, wenn Sie geſonnen ſind, mich wieder aus dieſen Zaubergefilden, die ich ganz lebhaft vor mir ſehe, herauszuführen. Mich dünkt, es ſchickte ſich nirgends beſſer als in dieſer ſchönen Einöde, in der Geſellſchaft der Nymphen, die Verwandlungen des Ovid oder den Roman des Biſchofs Heliodor zu leſen; ja ich wollte faſt wetten, daß mich Schläfrigen ſelbſt der poetiſche Geiſt überwältigen, und zu einem Theokrit oder Geßner machen würde, wenn ich eine Weile einſam in dieſer dichteriſchen Gegend herumirren würde. Aber wie iſt es möglich, daß Aſpaſia einigen Geſchmack an dem Aufenthalt in der Stadt haben kann, da ſie die Beſitzerin einer ſolchen Landgegend iſt?

Sie hält ſich meiſtens auf dem Lande auf, ſo lang die ſchöne Jahrszeit währet; und ich verſichre Sie, daß ſie ſich das Vergnügen, das ſie hier im Schooß der Natur finden kann, zu Nutze macht. Sie bringt, wider die Gewohnheit, und zur großen Aergerniß unſrer Damen, ganze Morgen oder heitre Sommernächte in ihrer Einöde zu, und beluſtiget ſich damit, die Betrachtungen, welche ſie hier zu machen pflegt, oder vielmehr die Gedanken, die ſich ſelbſt anbieten und geſellig aneinander reihen, zu Papier zu bringen. Sie würden Aſpaſia's Geiſt und Herz von einer ſehr einnehmenden Seite kennen lernen, wenn ich Erlaubniß hätte, Ihnen etliche dieſer

Papiere zu zeigen. Wir wollen aber ein andermal sehen, was hierüber zu machen ist.

Ich habe bereits der Neigung meiner Tante für Gemälde erwähnt. Sie besitzt eine Sammlung, die man in gewissen Stücken unvergleichlich nennen kann. Sie hat einen jungen Menschen, der einen seltnen Genie für diese liebenswürdige Kunst zeigte, auf ihre Kosten in Italien, Frankreich und den Niederlanden reisen lassen, woselbst er sich bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geübt hat. Im Ausdruck der Gemüthsbewegung, deren Theorie er tiefer, als bei seinen Kunstgenossen gewöhnlich ist, studirt hat, besteht seine größte Stärke. Aspasia hat ihn deßwegen zur Ausführung eines Vorhabens gebraucht, welches ihr Ehre macht, indem es zeigt, daß sie das Schöne und Gute für unzertrennlich hält. Sie hat die größten Personen der alten Geschichte, jede in der Handlung ihres Lebens, die ihr am meisten Ehre macht, schildern lassen. Hier sehen Sie z. B. den sterbenden Sokrates; seine Miene drückt die heitere Gleichheit des Gemüths aus, welche diesen Weisen vor allen andern Sterblichen kenntlich machte; seine Freunde stehen um ihn her und weinen; einige scheinen ihren Schmerz unterdrücken zu wollen, um ihm dadurch noch das letzte Vergnügen zu machen; er sieht sie mit tröstenden Blicken voll Freundschaft an, als ob er ihnen sage, daß er in ein Land reise, wo die Ordnung und die Tugend, welche er die unmündigen Einwohner dieser Erde gerne lieben gelehrt hätte, in ihrer Majestät und Schönheit herrschen. Es ist fast unmöglich, dieses rührende Gemälde bald zu verlassen, obgleich die Kunst in jedem andern gleiche Stärke bewiesen hat. Ein solches ist die Tafel, welche den jungen Scipio vorstellt, wie er der zärtlichen Umarmung zweier Liebenden zusieht, die er einander wieder geschenkt hat. Das

vollkommenſte Vergnügen, der Gedanke, daß er durch ſeinen edeln Sieg über eine eigennützige Begierde Glückliche gemacht hat, athmet aus einem erhabnen Geſicht. Der Numidier, den die Menſchlichkeit dieſes jungen Römers ſo glücklich gemacht hat, kann ſich nicht enthalten einen Blick voll Bewunderung auf ſeinen Wohlthäter zu werfen; die Empfindung ſeines Glücks nöthigt ihn auf den zu ſehen, dem er es zu danken hat; aber ſeine Geliebte iſt jetzt keines andern Gefühls fähig, als der Freude ihren Geliebten wieder gefunden zu haben. Sie ſcheint mit ihm in einer Einöde allein zu ſeyn; ſie ſieht nur ihn; man glaubt es dem Bilde anzuſehen, daß es nur aus Freude ſprachlos ſey; aber deſto mehr reden die Augen, deren mächtige Ausdrücke der Maler durch einen geheimen Kunſtgriff im Colorit bis zum möglichſten Grad der Vollkommenheit nachzuahmen wußte. Auf dieſe Weiſe werden Sie, mein Freund, den Solon am Hofe des Cröſus ſehen, den Plato, wie er einen zornigen Menſchen beſtraft (Sie wiſſen, daß er es ſelbſt war), die Panthea des Xenophon, wie ſie dem Araſpes mit der unverſtellten Miene der Unſchuld, in welcher ſich ein Mitleiden ausdrückt, das mit Verachtung nüancirt iſt, ſeine unedle Liebe verweiſet; den Perikles, wie er voll Gemüthsruhe und mit der Majeſtät, die ihm den Namen Olympius verdiente, die Wuth des aufgebrachten Volks ſtillet, und ihre dräuenden Mienen zuſehends erheitert; es iſt, als ob ſie fühlten daß ſein Genius Gewalt über den ihrigen hat. — Mit dergleichen Schildereien iſt eine große wohlerleuchtete Galerie auf beiden Seiten behangen. Einen andern geraumen Saal hat eben dieſer Meiſter mit andern moraliſchen Geſchichten angefüllet, deren jede eine Situation ausdrückt, die auch einem Dichter zu malen ſchwer wäre. Hier habe ich vornehmlich die Vorſtellung des wollüſtigen

Jünglings bewundert, der durch die Beredsamkeit des alten Xenokrates, eines Schülers des Plato, fast in einem Augenblick zu einem neuen Menschen gemacht wurde. Man sieht, wie die Empfindungen der Scham seinen Geist aus dem sinnlichen Schlummer erwecken; wie er große Entschließungen faßt, wie er mit Verachtung auf sein voriges Selbst zurücksieht, und ganz erstaunt ist, daß er die Tugend, die er jetzt so schön findet, nicht eher gekannt habe. In einem andern ist der weise Kaiser von China, Yao, abgebildet, wie er, auf Anrathen eines redlichen Ministers, den klugen und rechtschaffnen Chun, ob er gleich nur ein Landmann war, zum Mitregenten macht. Die Majestät eines Vaters vieler Völker ist in der Person des Kaisers, und eine unverstellte Tugend in dem Angesicht des Chun aufs glücklichste ausgedrückt. Der letztere scheinet mehr bekümmert als erfreut zu seyn, da er ein so wichtiges Geschäft übernehmen soll, für ganze Provinzen zu sorgen; doch sind in seiner nachdenkenden Miene etliche Züge, die ein mit Erstaunen vermischtes Vergnügen ausdrücken, als ob er über dem Gedanken, eine weitere Sphäre zum Wohlthun zu bekommen, alle Sorgen aus dem Gesicht verliere. —

Ich bin erfreut, sagte ich, daß Aspasia eine Idee, die mir schon oft vorschwebte, wirklich ausgeführt hat. Wie viel Vortheil könnte die menschliche Gesellschaft davon haben, wenn viele Liebhaber der Malerei einen so gesunden Geschmack hätten wie Aspasia? Denn ich sehe wohl, wie die Begierde zu gefallen die Künstler immer verleiten wird, wofern sich nicht der Geschmack der Leute bessert, denen sie gefallen wollen.

Ich bin völlig Ihrer Meinung, fuhr Nicias fort, was die Anwendung der schönen Künste betrifft. Gefallen, soll niemals der Hauptzweck, am allerwenigsten der einzige seyn.

Auf eine gefällige Art nützlich seyn, ist das allgemeine Gesetz der schönen Künste. Niemand zweifelt an den guten Wirkungen eines Gedichtes, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird. Ein Gemälde, welches ein solches Beispiel darstellt, muß ähnliche Wirkungen thun. Wenn ich in der Galerie der Aspasia bin, glaube ich in einer majestätischen Versammlung der tugendhaftesten Menschen zu seyn; ihre Bilder machen die gleichen Eindrücke, obgleich schwächer, die ihre lebende Gegenwart machen würde; und indem ich mich bei der Betrachtung eines einzelnen Stücks verweile, entwickeln sich eine Menge von Empfindungen und Gedanken, welche die Vorstellung des Malers ergänzen, und, mit derselben zusammengenommen, einen stärkern Effect machen, als irgend eine Poesie allein zu thun vermögend wäre. Ich bin der Meinung, daß eine Sittenlehre in allegorischen Gemälden, nach der Idee, die Shaftesbury in seinem Briefe über die Wahl des Herculs davon gibt, ein vortreffliches Mittel wäre, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden.

Aber wir haben jetzt keine Zeit, uns auf diese Nebenzufälle meiner Erzählung herauszulassen. Ich muß Ihnen nur noch sagen, daß Theages auch ein Apelles ist; ein eigentlicher Apelles, der in allem dem, was das Wort Grazie bezeichnet, wie jener Griechische Correggio, ganz eigen und unvergleichlich ist. Er hat dieß nirgends besser zeigen können als in einem Gemälde, welches die Grazien selbst vorstellt und die schönste Zierde des Cabinets der Gräfin ist. Die Erfindung ist so geistreich, als die Ausführung bewundernswürdig. Es scheint, der philosophische Maler habe seine Idee völlig erhascht, und den Cicero widerlegt, der es für unmöglich hält, das Bild von der Vollkommenheit, welches einem arbeitenden Dichter, Maler oder Bildhauer vor dem Gemüthe

ſchwebt, in ſeiner ganzen Schönheit außer ſich hervorzubringen. Dieſe Grazien geben ſich beim erſten Anblick durch die namenloſe Empfindung zu erkennen, welche die beſcheidne Anmuth in Seelen von zartem Gefühl zu erregen pflegt. Sie ſind ganz blühend, ganz Leben, ganz Seele und Geiſt. Die aufrichtigſte Unſchuld, und eine naive Güte, der man ſein Herz nicht verſagen kann, athmet in ihren Mienen. Ein ſanftwallendes Gewand (man glaubt, es wallen zu ſehen) umſchattet gleich einer leichten Silberwolke ihre keuſche Schönheit, und erhöhet den Eindruck derſelben unendlich weit über die unreſervirten Venusbilder, welche alle ihre Reizungen ſo wohlfeil auskramen, daß ſie nichts zu errathen übrig laſſen. Eine jede dieſer Grazien drückt etwas Eignes aus. Die eine ſcheint die Freudigkeit der jugendlichen Unſchuld abzubilden; ſie gleicht in ihrer ganzen Perſon einer friſchen Roſe, die ſich in der Morgendämmrung zu öffnen anfängt, und lächelt dem Frühling, der rings um ſie aufblüht, mit heitern Blicken entgegen. Eine andre ſtellt die Sittſamkeit vor. Die Farbe, welche an Anmuth alle andern Farben in der Natur übertrifft, die holdſelige Röthe, die durch eine Vergleichung mit der Roſenfarbe verdunkelt würde, tuſcht ihre ſanften Wangen auf eine ſo feine Art, daß man faſt böſe auf den Künſtler werden möchte, daß er ſo kühn geweſen, der Natur ſo genau nachzuahmen, da er nicht fähig war ihr das Wenige zu geben, was ihr noch zum Leben zu fehlen ſcheint. Ihre Miene drückt die Empfindung einer innerlichen Würde aus, welche ihr immer leiſe zulispelt, nichts zu thun, oder zu leiden, was dieſelbe verdunkeln könnte. Die dritte lächelt uns mit einer ſo ſanften und offenherzigen Güte an, und es iſt etwas ſo Aufrichtiges und Anziehendes in ihrem Lächeln, daß ich keinen Namen für das, was ſie ausdrückt,

finden kann. So glaube ich, hat Clariſſa Harlowe allen gelächelt, in denen ſie Züge des göttlichen Bildes erblickte, allen Tugendhaften, allen die Troſt oder Aufmunterung nöthig hatten, aber keinem Lovelace. Vergeben Sie mir, daß ich ſo viel von dieſen Bildern ſchwatze; ich habe mich Stunden lang bei ihnen verweilt, ohne mich ſatt zu ſehen. Ich nenne ſie die moraliſchen Grazien. Guido Reni hätte ſie vielleicht auch malen können, aber nur Theages konnte ſie denken.

Aſpaſia war ſehr vergnügt über den Eindruck, den die Grazien auf mich machten. „Dieſe verdienen, ſagte ſie, eigentlich den Namen des Widerſcheins der innerlichen Güte einer menſchlichen Seele; ohne ſie iſt Schönheit ein lebloſes, unvollendetes Bild; durch ſie iſt auch ein verwelktes Angeſicht lieblich. Die wenigſten von unſern Schönen wiſſen etwas von dieſen Grazien, und die wenigſten Liebhaber haben Augen und ein Herz für ſie. Würde Thomſons Lavinia den Beifall unſers Weltalters erhalten? Ich will gütig ſeyn, und Vielleicht ſagen. Aber wo ſollen wir ſie finden, um die Probe zu machen? Und doch ſind dieſe Annehmlichkeiten, die uns zu Bildern der Engel machen könnten, in der Anlage der weiblichen Natur. Aber ſie werden von Zwang, von Affection, von Leidenſchaften ausgelöſcht. Lehrt man uns das, was wir ſeyn ſollen? Man überläßt eine Natur, die der ſorgfältigſten Pflege bedarf, ſich ſelbſt und dem Zufall, und dann künſtelt man, wenn wir ſchon verdorben ſind, ſo lang an uns, bis wir uns ſelbſt nicht mehr ähnlich ſehen. Glauben Sie mir, Nicias, ich habe die liebenswürdigſten Kinder geſehen, die anmuthigſten Geſichter, aus welchen eine Seele lächelte, die jeder moraliſchen Schönheit fähig war, und in weniger als funfzehn Jahren waren ſie — in eine Gattung hübſcher Affen ausgeartet. Das vermag

unſre Erziehung! Aber Sie werden bald ein Geſchöpf ſehen, welches das Urbild aller dieſer Grazien iſt, und an welchem ſich zeigt, was eine Erziehung, die nach den Winken der Natur eingerichtet iſt, vermag.“ Reden Sie im Ernſt, Aſpaſia? Reden Sie von einem wirklich lebenden Geſchöpfe? fragte ich ganz hitzig; wo iſt ſie, wie haben Sie mir eine ſolche Seltenheit ſo lange mißgönnen können, da Sie mich inzwiſchen bei todten Nachahmungen aufhalten? — Ich hätte faſt Luſt, verſetzte ſie, mich mit Ihrer hitzigen neugierigen Ungeduld luſtig zu machen. Aber ich kann nicht unbillig ſeyn und Ihnen verdenken, daß Ihre Seele ſo ſchnell von gemalten Grazien wegflattert, ſobald ſie von einem wirklichen Original derſelben höret. Haben Sie nur Geduld, und ſehen Sie inzwiſchen dieſe Schattenbilder an, bis wir etwan einmal die Nymphe oder Sylphide, welcher ſie nachgeahmt ſind, an einem ſchattichten Brunnen ſchlafen finden; oder aus einer goldenen Abendwolke, von Zephyren getragen, herabſteigen ſehen. — Hiemit mußte ich mich begnügen (fuhr Nicias fort), und ich konnte weiter nichts aus ihr herausbringen, ſo ſehr ich auch bat. Rathen Sie, ob ich nicht wieder zu meinem Gemälde zurückgekehrt ſey, und es mit einem neuen Vergnügen, mit ſcharfſichtigern Blicken und mit geheimen Wünſchen angegaffet habe.

Sie haben mich, lieber Nicias (ſagte ich), beinahe eben ſo neugierig und ungeduldig gemacht, wie Sie es damals waren. Ich will mich aber ſelbſt zur gelaſſenen Erwartung anhalten. Meine Seele arbeitet noch, dieſe liebenswürdigen Grazien ihrem Platoniſchen Erfinder nachzumalen. Mich dünkt jetzt, ich erblicke darin ſchon ſo viel, daß ich die erſten Züge von dem Charakter Ihres Theages machen könnte. Ich weiſſage mir ſchon, obgleich nur in einer angenehmen

Verwirrung unentwickelter Ideen, wie Theages von Schönheit und Liebe reden wird. Er wird nur die Natur, die unverdorbene Natur, schön nennen, und seine Liebe wird Tugend seyn, die Tugend in ihrer eignen Gestalt; denn die meisten Sittenlehrer haben sie uns übel zugerichtet.

Sie haben glücklich gerathen, sagte Nicias, wie Sie hören werden, wenn Sie mich jetzt mit Aspasien zu ihrem Bruder begleiten. Theages hatte uns wissen lassen, daß ihm unser Besuch angenehm seyn würde. Wir machten uns an einem schönen Abend auf den Weg, und fuhren über eine Stunde durch eine Allee von Linden- und Castanienbäumen, welche uns endlich in eine Gegend brachte, die einer anmuthigen Wildniß gleich sah. Sie ist an eine Wand von hohen Felsen angelehnt, und auf beiden Seiten mit Hügeln und Gehölzen umgeben. Ueberall herrschet eine Miene des Alterthums, die etwas Festliches und Ehrwürdiges hat. Eine sanfte Anhöhe ließ uns in eine geraume Ebne hinab, welche, ohne einige Spuren von Kunst zu verrathen, einem selbstgewachsenen Paradies gleich sieht. Hier kam uns Theages ganz allein entgegen. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Dieses machte, daß ich ihn mit einer Art von angenehmer Erstaunung ansah, als ob ich unverhofft einen Verwandten gefunden hätte, der mein Freund hätte seyn müssen, wenn wir einander gleich ganz fremde gewesen wären. Ich habe nie eine sanftere Lustseligkeit mit so viel Hoheit und so schönen Zügen des ernsten Tiefsinns untermischt gesehen, als auf seinem Gesicht. Er schien über mich vergnügt, und betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit großer Aufmerksamkeit. Unsre Gefühle leiteten uns unvermerkt auf die Schönheit der einfältigen Natur, welche in einer reizenden Nachlässigkeit vor uns ausgebreitet lag:

Um und um lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als wären sie neuerschaffen und blühend wie Eden.

Theages sagte uns, daß er sich nie geistiger und zum Denken aufgelegter finde als in den Spaziergängen, die er an jedem heitern Tag, zur Zeit der Morgen- und Abendröthe, auf den umher verbreiteten Hügeln anstelle. Weil aber sein Vergnügen mangelhaft seyn würde, wenn er nicht einen jeden schönen Gedanken, der ihm begegnet, eine jede Quelle von Betrachtung oder frohen Empfindungen, die er aufgespürt, mit jemand theilen könnte, so nehme er entweder seine Pasithea mit; oder wenn er allein sey, lade er die Unsichtbaren zu seiner Freude ein, und bespreche sich, wiewohl in keiner bekannten Sprache, mit den ätherischen Geistern, welche unbemerkt um die Menschen schweben, und mit denen es, seiner Meinung nach, möglich sey, ein gewisses Verständniß zu unterhalten.

Ich war gesinnt, ihn um eine Erklärung über diesen sonderbaren Artikel zu bitten. Wir waren aber indessen an den Eingang der Einsiedelei gekommen, wo sich Theages in den schönsten Monaten des Jahrs aufzuhalten pflegt. Diese seltsame Wohnung ist ein pyramidalischer Felsen, der in viele Gemächer und Säle ausgehauen ist. Man steigt durch eine breite steinerne Treppe zuerst in einen geraumen Saal, der an jeder Seite ein Cabinet hat, welche ohne Spiegel, ohne die kostbaren Meubeln, die man in den Zimmern der Reichen zu sehen gewohnt ist, auf eine sehr angenehme Art mit Gemälden aus allen Reichen der Natur, und mit wirklichen Naturalien ausgeschmückt sind. Aus diesem Stocke steigt man in einen höhern, wo die gewöhnlichen Wohnzimmer des Theages und seiner jungen Töchter sind. Die Spitze der

Pyramide ist eine Grotte, aus allerlei Arten von Minern, Krystallen und Muschelwerken zusammengesetzt. Allenthalben sprudelt Wasser aus den Ritzen des Krystalls und den Muscheln hervor, welches sich zuletzt an einem verdeckten Ort sammelt, und aus der Urne einer marmornen Nymphe sich von der linken Seite des Felsen in einen gepflasterten Teich stürzt, der von Schwanen bewohnt wird.

Theages, der von Jugend an einen besondern Geschmack an der Einsamkeit und dem betrachtenden Leben hatte, und immer ein Verächter prächtiger und gekünstelter Vergnügungen gewesen war, hat sich seit dem Tod einer geliebten Gemahlin diese Gegend ausgewählt, um daselbst, in einer zu seinen Absichten bequemen Einsamkeit, die einzige Tochter, die ihm von seiner Geliebten übrig war, nach einem Plan zu erziehen, den er der Natur selbst abgelernt hat. Er fürchtete sich nicht, daß sie menschenfeindlich und leutescheu seyn möchte, wenn er sie künftig in einem reifern Alter nach und nach in die Gesellschaft einführen würde. Eine der Natur gemäß gebildete Seele ist lauter Güte, Aufrichtigkeit und Liebe; und wenn sie in dem, was ihre jetzigen und künftigen Verhältnisse mit sich bringen, unterwiesen ist, so mangelt ihr nur noch eine gewisse Weltklugheit, ohne welche freilich auch das beste Herz und der aufgeklärteste Geist, zur Schmach dieser seltsamen Geschöpfe, die man Menschen nennt, nicht ruhig unter ihnen leben könnte. Aber diese politische Tugend, die im wahren Stand der Natur keinen Platz hätte, läßt sich am bequemsten lernen, wenn die nöthigere Arbeit schon gethan ist, und die Grundsätze, durch welche der Mensch seine wahre Gestalt, Symmetrie und Vollkommenheit erhält, schon eingewurzelt und Gewohnheit worden sind. Ich bin nachher völlig überzeugt worden, daß die Methode des Theages, seine

Tochter zu erziehen, so seltsam sie ist, seinem Zweck entsprochen hat. Wir wollen aber alles was dahin gehört, auf eine andere Gelegenheit verweisen. Ich mußte jetzt nur Erwähnung davon thun, damit Sie nicht den Theages für einen phantastischern Menschen ansehen möchten, als er in der That ist.

Ich gestehe Ihnen, sagte ich, daß ich noch nicht mit Ihrem Theages zufrieden wäre, so ein vollkommner Platoniſt er auch seyn möchte, wenn Sie mir nicht sagen könnten, daß er seine innerliche Vortrefflichkeit in einem derselben angemessenen Kreise von Thätigkeit offenbarete. Denn große Geister sind, nach meinem Begriff, den Sonnen ähnlich, von denen die Welt Licht und segensvolle Einflüsse zu erwarten berechtiget ist. Ich stoße mich nie an dem Ungewöhnlichen. Sein Geschmack an dem einsamen Leben, seine romantische Wildniß, seine Grotten und seine geheimen Verbindungen mit den Bewohnern des Aethers fallen, an sich selbst betrachtet, so wenig in eine vernünftige Censur, als die Farbe der Kleider, die er trägt, die Speisen, die er vorzüglich liebt, oder die Melodien, die ihm am angenehmsten sind. Es muß einem jeden erlaubt seyn, mehr Geschmack an dem Sausen eines vom Winde bewegten Tannenwaldes, als an dem Geraſſel der Carrossen zu finden; lieber Kräuter und Blumen, als einbalsamirte Stutzer zu riechen, und den Waldgesang einer Grasmücke dem künstlichen Gesang einer Astroa vorzuziehen. Kein Sittenrichter, kein Sokrates darf mich zur Rede stellen, wenn mein Auge sich mit größerm Vergnügen bei der sanftern Schönheit einer Blonden, als bei den lebhaftern Reizen einer Brünetten verweilet; aber er dürfte es, wenn ich so viel Geschmack an irgend einem Frauenzimmer fände, sie möchte nun blaue oder schwarze,

oder gar Augen von allen Farben haben, wie die vergötterte Hortensia des St. Evremont, daß ich meine übrigen Verhältnisse darüber versäumte. Und dieß ist es eigentlich, worin ich Ihren Theages kennen möchte. Die Gesellschaft hat Ansprüche an jedes ihrer Mitglieder. Diese müssen dem eignen und persönlichen Geschmack nicht aufgeopfert werden, ob sie gleich eine gewisse Farbe von ihm bekommen mögen. Oder wäre es billig, bei lebendigem Leibe die Menschen zu verlassen, um mit Sylphen und Sylphiden Umgang zu pflegen?

Ich verstehe Sie, sagte Nicias. Sie wollen meinem Philosophen nicht erlauben, nur ein Einsiedler zu seyn. Sie werden hören, daß sein ganzes System auf unmittelbare Verbindung der Ideen mit der Ausübung hinauslauft. Und ich kenne keinen Philosophen, dessen Leben allein so hinlänglich wäre, sein System bekannt zu machen, als den Theages. Meinen Sie denn nicht, daß er der Welt einen wichtigen Dienst thue, wenn er ihr eine Clarissa oder Henriette Byron erzieht? Mit welch einer Schönheit vermehrt er die Welt? Wie viel moralisches Gutes wird eine solche Person in die menschliche Gesellschaft bringen! Wie viel wird ihr Beispiel wirken! Ist es zu viel, wenn ich sage, daß derjenige, der eine Clarissa gebildet hat, sich Menschen und Engel verbindlich macht? Denn muß es nicht eine der größten Glückseligkeiten seyn, ihr Gemahl, ihr Sohn, ihr Freund oder ihr Schutzgeist zu seyn?

Ohne Zweifel, versetzte ich. Aber erlauben Sie mir doch zu sagen, daß es zwar für die vortrefflichste Frauensperson genug gethan wäre, wenn sie der Welt eine Clarissa nachgelassen hätte, aber daß wir mit Recht mehr von einem Manne fordern. Denn worauf gründen sich die Vorzüge, die wir

vor dem andern Geschlechte behaupten, als auf einen weitern Umkreis unsrer Geschäftigkeit, und eine allgemeinere Beziehung auf das Ganze? Oder wozu soll sonst die ausgebreitete und aufgeklärte Erkenntniß, und diese Stärke des Gemüths, deren wir uns rühmen, und die uns in den engen Gränzen eines einsamen und speculativen Lebens wenig nöthig ist?

Glauben Sie nicht, sagte Nicias, daß diejenigen unter die größten Geister gehören, welche, ohne Geräusch zu machen, und ich möchte fast sagen unsichtbar und unbemerkt, gleich den guten Engeln, das Gute aus Neigung befördern, ohne daß sie nach dem Ruhm schnappen, der schon manche kleine Seele aufgeschwellt, und zu Thaten veranlaßt hat, die man in Absicht ihrer Folgen gut heißen kann, ob sie es gleich nicht wegen des Beweggrundes gewesen sind? Ich kenne den Theages als einen solchen verborgenen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ich will jetzt nicht von der schönen Ordnung sagen, die er in der Verwaltung seiner ansehnlichen Ländereien gemacht hat; von seiner Leutseligkeit gegen seine Unterthanen, welche er in eine so gute Verfassung gesetzt hat, daß er selten Gelegenheit hat, sie durch Wohlthaten zu verbinden; von seiner Sorgfalt, ihnen weise Lehrer zu geben, welche die Kunst verstehen, auf eine Sokratische Art Thiere mit menschlichen Fähigkeiten zu wirklichen Menschen zu bilden. Alles dieß hat er schon vor langer Zeit auf solche Weise angeordnet, daß es ihm jetzt keine Mühe macht, es zu unterhalten. Er hat verschiedene geschickte Künstler an sich gezogen, und auf eine vortheilhafte Art in seinen Herrschaften gesetzt. Er hat jungen Leuten, denen nichts als eine unverschuldete Dürftigkeit im Wege stand, sich hervor zu thun, auf seine Kosten Gelegenheit verschafft, sich in

demjenigen, wozu sie das meiste Geschick hatten, vollkommen zu machen. Tugend und Fleiß sind seiner belohnenden Aufmerksamkeit gewiß. — Ich sehe in Ihrer Miene, mein Freund, daß Sie einen solchen Eremiten bewundern. Aber das ist noch nicht alles. Er hat ehmals auf Reisen mit jungen Leuten von Stand und vorzüglicher Hoffnung in verschiedenen Ländern eine genaue Bekanntschaft errichtet; er unterhält dieselbe durch Briefe, er nimmt ingeheim an allen ihren Unternehmungen Theil, und viele edle Thaten sind ursprünglich seine Eingebungen gewesen. Dieß ist etwas von dem was Theages thut, welcher so schön denken und reden kann. Vielleicht kann Ihnen dieses Beispiel dazu dienen, daß Sie nicht allzueilfertig über Leute urtheilen, die in einer gewissen Entfernung weniger scheinen als sie sind. Einige schimmern weit umher, und blenden und rasseln mit ihren Thaten; die besten sind vielleicht diejenigen, deren schönste Seite nur sehr wenigen bekannt wird, weil sie, ohne Absicht auf Vortheil oder Ruhm, ihre Lust daran finden das Gute zu befördern, und das bei tausend Gelegenheiten, die andre entwischen lassen, und auf eine Art, die nicht in die Augen fällt. Vielleicht hat es mit der moralischen Schönheit die gleiche Bewandtniß wie mit derjenigen, welche unsern Mädchen den Spiegel so beliebt macht. Eine Schönheit, die beim ersten Anblick außer sich setzt, und dem Herzen so zu sagen Gewalt thun will, macht selten dauerhafte Eindrücke; sanfte Züge und sittsame Annehmlichkeiten, die sich erst nach und nach entdecken, nehmen langsamer ein, und gefallen immer. Ich weiß, daß Ihnen jetzt Theages größer vorkommen wird, als alle seine kriegerischen und politischen Ahnen, ob er selbst gleich weder Lorbeern noch Ordensbänder aufzuweisen hat.

Ich bezeugte ihm, wie Sie leicht erachten können, daß ich den Theages verehre, und nichts mehr von ihm zu fordern habe. Ich finde in der That, daß wir sehr geneigt sind, von andern viel zu fordern, damit wir selbst desto weniger thun müssen. Aber wie wird es uns andern gehen, wenn von uns nur der vierte Theil von dem, was dieser sonderbare Einsiedler thut, verlangt werden sollte?

Wir kamen nunmehr in den Gleis unserer Erzählung zurück. Theages, so fuhr mein Freund fort, zeigte uns, weil es noch heiter genug war, seine Felsenwohnung; deren hintre Seite mit großer Arbeit ausgebrochen und zu einem Garten geebnet ist, wo er Blumen und fremde Gewächse zieht, die alle von seiner eignen Hand gepflegt werden. Er hat dieses Werk durch eine Anzahl starker Leute verrichten lassen, die er in seinem Gebiet müßig fand, und durch diese Probe zur Arbeit angewöhnen wollte, bis er etwas anders für sie ausgefunden hätte. Ueber der Tafel machte ich eine neue Beobachtung. Theages hat nur die unentbehrlichste Bedienung in seiner Einsiedelei, und diese besteht aus lauter stummen Personen. Die Ursache dieser Seltsamkeit erfuhr ich nachher, da mir Theages erzählte, wie er seine Tochter erzogen habe, welche sich eben jetzt auf einem benachbarten kleinen Gut einer Frau von sehr vorzüglichen Verdiensten befand, die mit zwei wohlerzogenen Töchtern daselbst ein glückliches und mit Wohlthun beschäftigtes Leben führt. Diese gottselige Dame und die Gräfin Aspasia sind die einzigen, denen Theages seine Tochter zuweilen anvertraut, bis er es gut finden wird, sie nach und nach in einem größern Cirkel bekannt zu machen. Wir drei machten also die ganze Gesellschaft aus. Die Gräfin machte sich nach ihrer Gewohnheit über sein Einsiedler-Leben lustig, und sagte, daß sie einer Philosophie nicht recht traue,

die nicht herzhaft genug sey, sich mitten in der großen Welt zu behaupten. Ich sagte ihr: daß das, was sie einen Mangel an Herzhaftigkeit nenne, vielleicht eben eine Wirkung der wahren Philosophie sey, welche nicht mache, daß man nichts fürchte, sondern daß man nur das fürchte, was wirklich fürchterlich ist. Ich kann nicht sagen, versetzte Theages, daß irgend ein Mißtrauen gegen die Stärke richtiger Grundsätze, und gegen mein eignes nicht ungeprüftes Herz mich gewissermaßen von der Welt entfernt habe. Es ist vielmehr, außer einer noch höhern Absicht, ein besondrer Geschmack, dem ich ohne Versäumung meiner Pflichten folgen zu können glaubte. Ich bin nie Stoiker gewesen, und glaube nicht, daß ich in allen Umständen gleich glücklich seyn könnte. Ich habe diese Lage ausgewählt, weil sie sich zu meinen Ideen am besten schickt: und ich bin gar nicht ungeneigt, Ihnen, mein Herr, diese Ideen zur Prüfung vorzulegen. Ohne Zweifel würde das die beste Erklärung über meine Lebensart seyn, die Ihnen eigensinniger vorkommen mag, als sie in der That ist.

Ich sagte ihm, daß das Wunderbare und Ungewöhnliche mit einem Anschein des Guten verbunden, allezeit etwas Anziehendes für mich gehabt habe; und daß meine Seele sich voll Verlangen seinen Reden eröffnen werde, wenn es ihm gefallen wollte, eine so gütig erweckte Hoffnung zu erfüllen.

Erlauben Sie mir, fuhr Theages fort, einige Schritte mit Ihnen in die Jahre zurück zu thun, da meine Seele anfing, sich selbst für einen wichtigen Gegenstand ihrer Gedanken zu halten. Dieses geschah erst, nachdem sie eine Art von Streiferei durch die ganze Welt der Geschöpfe, denen sie sich am ähnlichsten fand, gethan hatte. Die Anmerkungen, die sie auf dieser Reise machte, waren ihr zu den Betrachtungen nöthig, die sie bei ihrer Rückkehr in sich selbst anstellte. Hier

that ſie, in einer feierlichen Stille, die Frage an ſich ſelbſt: was iſt denn das Letzte, was alle dieſe Menſchen, die ich in ſo großer Bewegung geſehen habe, ſuchen? Ohne Zweifel iſt es die Glückſeligkeit, die man gewiß nicht mehr, als ſie es verdient, ſucht. Eine Menge mannichfaltiger Empfindungen hat mich gelehrt, was Vergnügen iſt. Aber ich habe keine Erfahrung von einem zuſammenhängenden Zuſtande von Vergnügen, von dem ich mir gleichwohl eine Vorſtellung machen kann. „Ein heitres Vergnügen, ein mäßiges Vergnügen, ein Vergnügen ohne Scham oder Reue, ein Vergnügen das immer in meiner Gewalt wäre," ein ſolches fehlt mir, und eh' ich das beſitze, werd' ich mir die ekelhaften Geſpenſter, die man Schmerzen, Sorgen, Reue, Ueberdruß nennt, nie vom Halſe ſchaffen können. Ich begreife nicht, daß meine Seele geſchickt ſeyn ſollte, ein Bild der Glückſeligkeit zu erfinden, welches nur dazu dienen müßte, ihres Unvermögens zu ſpotten, und ſie mit einer mehr als Tantaliſchen Qual durch den Anblick eines unmöglichen Gutes zu martern, welches ſie immer umſonſt zu beſitzen wünſchte. Tauſend Begierden, das empfinde ich, flattern um alle Gegenſtände, die mir vorkommen, herum, und ſuchen dieſes gewiſſe und bleibende Vergnügen. Dieſe Begierden können nicht beſtimmt ſeyn immer zu flattern, immer nach Luft zu ſchnappen. „Es iſt alſo möglich, die Glückſeligkeit zu finden, deren Beſitz ſie zufrieden ſtellen wird."

Dieſen Satz nahm ich für eben ſo gewiß an, als einen andern, „daß es die allerwichtigſte und nächſte Angelegenheit des Menſchen ſey, ſich glücklich zu machen." Aber eben ſo gewiß fand ich, „daß es eine ſchwere Kunſt ſeyn müſſe, glückſelig zu werden," weil ich den größten Haufen des menſchlichen Geſchlechts vergeblich nach dieſem Ziel rennen ſah.

Es begegneten ihnen wohl ganze Schwärme von Freuden, die von ferne wie Glückſeligkeit aussahen, und von den meiſten auch dafür gehalten wurden. Aber dieſe Freuden hatten alle die ſchlimme Eigenſchaft der Statuen des Dädalus; ſie liefen davon ehe man ſich's verſah, und das, was ich ſuchte, ſollte beſtändig und zuverläſſig ſeyn. Ueberdem waren mir die obgemeldten Geſpenſter, von denen ich alle Welt geplagt ſah, ein ſichres Zeichen, daß da, wo ſie wären, keine Glückſeligkeit ſeyn könnte.

Ich fand aber bald, daß die Anmerkung, die ich auf meiner Streiferei gemacht hatte, vielleicht einen andern Grund als eine Schwierigkeit, die in dem Gegenſtand ſelbſt läge, haben könnte. — Die Stimme der ganzen Natur, die mir Gott offenbarte, brachte mich unmittelbar auf den Gedanken: „in einer Welt, wo Gott gleichſam die Seele iſt, müſſe die Glückſeligkeit für einen jeden, dem die Natur ein Recht gegeben ſie zu verlangen, weder ſchwer zu erwerben noch weit zu ſuchen ſeyn.“ Vielleicht, dachte ich, iſt es eben die Leichtigkeit glücklich zu werden, was den Menſchen hinderlich iſt. Vielleicht verführt ſie ihre angeborne Neigung zum Glänzenden, zum Wunderbaren und Seltſamen. Den meiſten iſt vielleicht die Einbildung, daß dasjenige, was ſie glücklich machen werde, in die äußerlichen Sinne fallen müſſe, im Wege. Ein Vorurtheil, welches ſie verachten würden, wenn ſie überzeugt wären, daß ihr Geiſt ihre Seele, das denkende Weſen in ihnen ganz allein und eigentlich ſie ſelbſt ſey.

Dieſer letzte Satz hatte mich ſehr früh außerordentlich gerührt und nachdenkend gemacht, da ich ihn zuerſt im Cicero las. Ich unterſuchte ihn ſo ſcharf ich konnte, und befand ihn wahr. Daher nahm ich als ungezweifelt an: „daß alle die Sachen, denen die meiſten den größten Werth beilegen,

sinnliche Ergötzungen, Reichthum, Pracht, Ansehen, Gewalt, so lange gänzlich beiseite gesetzt werden, und in keine Betrachtung kommen müßten, bis ich mich desjenigen, was mein wahres Selbst glücklich machte, versichert hätte." Alle diese flüchtigen Objecte, die nur gleichsam die Oberfläche der Seele auf eine angenehme Weise berühren; die nur das Thier in eine zückende Bewegung von Freude setzen, aber nicht den Geist vergnügen, schienen mir zu der Ansicht, wozu sie von den meisten gesucht und gebraucht werden, nicht das Geringste werth zu seyn.

Das, was ich aus allen diesen Betrachtungen folgerte, war dieses: daß ich mir vornahm, „die Kunst, glückselig zu seyn, auf die ernsthafteste Weise zu studiren." Hierin entfernte ich mich gänzlich von dem gemeinen Wege. Bei allem diesem unruhigen Verlangen nach Glückseligkeit wendet fast niemand Zeit und Ernst auf eine gründliche Untersuchung dessen, was glücklich macht; aller Eifer wird auf die Erwerbung gewisser vermeinter Güter gewandt, aber zu untersuchen, ob diese Güter wirklich glückselig machen, dieß hält man für eine unnöthige Mühe. Welche widersinnige Geschöpfe sind diese Menschen, die sich vernünftige Wesen nennen!

Ich beschloß, in dieser Bemühung die Weisesten zu Hülfe zu nehmen. Ich ging von einem Philosophen zum andern, und fand, daß die meisten sich diese wichtige Sache nicht so angelegen seyn lassen, wie sie das Ansehen haben wollen; es schien mir, als ob sie im Arme der eingebildeten, pöbelhaften Glückseligkeit von der wahren nur träumten. Ich will Sie jetzo nicht in die besondern Umstände meiner Untersuchung verwickeln. Es mag genug seyn, wenn ich sage, daß ich eine vorzügliche Neigung zu der Stoa gewann, welche mehr als

irgend eine Schule der alten Philosophen mit Ernst sich um die Wissenschaft der Glückseligkeit bekümmert hat.

Ihr vornehmster Grundsatz, „lebe der Natur gemäß," schien mir schon beim ersten Anblick die ganze Auflösung meiner Aufgabe zu enthalten. Es war nicht schwer, mich in diesem Gedanken bis zur völligen Gewißheit zu bestärken. Die Natur ist das, was uns fähig macht, den Endzweck unsers Daseyns zu erfüllen; der Endzweck unsers Daseyns ist eben das, was ich Glückseligkeit genennt habe; man muß also der Natur gemäß leben, um glückselig zu seyn.

Diese Stoiker beweisen hierauf, „daß Tugend die Vollkommenheit unsrer Natur sey; daß kein Mensch auf dem Erdboden lebe, der nicht, wenn er die Natur zur Führerin nehme, zur Tugend gelangen könne; und daß der Tugend zu einer vollständigen Glückseligkeit nichts fehle." Keine unter allen Secten der Weisen hat sich mehr Mühe gegeben, die Natur dessen, was recht oder unrecht, anständig oder unanständig ist, zu ergründen. Keine hat die Leidenschaften, welche sie für das größte Hinderniß der Tugend ansehen, genauer ausgeforschet. Keine hat den Weisen und Tugendhaften mit prächtigern Farben geschildert. Ihr weiser Mann ist nicht einmal minder als Gott, ja Seneca hat sogar das Herz, ihn über Gott hinaufzusetzen.

Aber eben dieses zeigte mir die schwache Seite dieser schwülstigen Sittenlehrer. Sie malen die Tugend in kolossalischer Größe und mit einem göttlichen Glanz umgeben; aber sie sind nirgends schwächer, als wenn sie zeigen sollen: „wie man sein Gemüth in eine Verfassung setzen müsse, in welcher es uns leicht und natürlich ist, die Tugend auszuüben." Ich merkte bald, daß einer von ihren vornehmsten Sätzen, „daß man alle seine Güter in sich selbst suchen müsse," sehr weit

von der Natur abweiche, und daß Selbstgenügsamkeit nur in Gott möglich sey. Eben so wenig konnte ich die Unterdrückung des sinnlichen Theils unsers Wesens mit der Natur reimen. Ein Mensch, der ganz Vernunft, ganz Geist, ganz Gedanke ist, ist zwar ein stoischer Mensch in seiner stoischen Welt; in der wahren Welt aber gibt es keine andern Menschen, als (wie unser Haller sagt) Mitteldinge von Engeln und von Vieh.

Ich fand also die stoische Philosophie gar nicht den Schönheiten ähnlich, welche desto mehr gewinnen, je länger man sie betrachtet. Ich verließ diese geschminkte, in sich selbst verliebte Dame, und schwärmte einige Zeit hin und her, bis ich zufälligerweise über das Gastmahl des Plato kam. Mit einem ungemeinen Vergnügen fand ich hier in dem Gespräche der Diotima mit dem Sokrates die lang gewünschte Auflösung meines Problems, in einem System, welches mir zuweilen, wenn ich so sagen darf, geahnet, welches ich aber selbst nicht zu entwickeln vermocht hatte. Ich begab mich nun in die Unterweisung dieser tiefsinnigen Lehrerin der Kunst zu lieben, und fand ihre Lehre so übereinstimmend mit der Natur, welche ich zur Führerin genommen hatte, daß ich den größten Grad der Glückseligkeit erreicht zu haben meinte, wenn ich nach ihren Vorschriften leben würde. Ich machte also durch die Ausübung die Probe über die reizende Philosophie. Ich beschloß, meine äußerlichen Umstände, wenn sie in meiner Gewalt wären, so einzurichten, daß sie mich in dem wahren Leben nicht hindern könnten. Ich brachte meine Geschäfte in eine Ordnung, die mich von aller Unruhe befreit, und wurde gewissermaßen ein Einsiedler, ungeachtet ich viele Verbindungen mit den Menschen behielt, die ich mehr als alles Sichtbare liebe.

Sie haben mich, unterbrach ich ihn, sehr begierig gemacht, Ihre Philosophie genauer zu kennen, da Sie dieselbe eine Kunst zu lieben nennen. Diesem nach muß sie ein viel freudigeres und lächelnderes Aussehen haben, als sie in den Schriften unserer Schulweisen anzunehmen pflegt. Wie reizend muß sie seyn, wenn man nur ein Liebhaber zu seyn braucht, um ein Philosoph zu seyn?

In der That, versetzte Theages, Sie haben dazu nur nöthig ein Liebhaber zu seyn, aber ein weiser und allgemeiner Liebhaber, ein Kenner aller Schönheiten, der seine Liebe nach den Graden des Schönen abwäget. Der Genius, welchen Plato zu einem Sohn des Porus und der Penia macht, ist von dem Cupido der spätern Dichter sehr verschieden. Dieser hat die Augen verbunden; jener prüfet alles mit dem inwendigen Auge, welches allein die wahren Proportionen und Schönheiten zu empfinden und zu bestimmen geschickt ist. Der eine verwundet mit seinen Pfeilen; ja nicht selten taucht er sie in ein Gift, welches den Verstand angreift, und den Patienten in einen eben so seltsamen Zustand setzt, als wenn er von einer Tarantel wäre gebissen worden; in eine Schwermuth, die nicht anders als durch die Melodie mitleidiger tröstender Accente von den geliebten Lippen kann geheilet werden. Der andere verwundet niemals; er erweckt keine andern Begierden, als die er befriedigen kann, und verdient daher in der That, mit größerm Recht als der Bacchus der alten Poeten, den Namen eines Gebers der Freude. Es ist wahr, beide Amorn haben Flügel; aber der Gebrauch, den sie davon machen, ist sehr ungleich. Der eine flattert, wie ein Schmetterling, von einer schönen Figur zur andern; er setzt sich auf jede, und genießt keine, weil in einem unbeständigen Gemüthe keine Neigung oder Empfindung, der Gegenstand derselben sey

auch noch so vortrefflich, Festigkeit bekommen kann; der andere hat nur Flügel, um sich aufzuschwingen, indem es seine Natur erfordert, sich nicht bei irdischen Farben und Gestalten zu verweilen, sondern durch die glänzenden Reihen immer höherer Schönheiten zu dem Urbild dieses aus der ganzen Schöpfung hervorstrahlenden Abglanzes hinaufzusteigen. Es ist keine längere Vergleichung nöthig. Sie sehen schon, daß Sie von unserm Platonischen Genius viel mehr Vortheile zu erwarten haben, als von dem muthwilligen Knaben der Venus. Er mißt seine Freuden nicht tropfenweise zu, er reißt nicht in flüchtigen Entzückungen dahin, an denen der betäubte Geist keinen Antheil nimmt; seine Wirkungen sind ein Zustand der Heiterkeit und des sanften Vergnügens, eine angenehme Bewegung unsers ganzen Wesens, eine beständige harmonische Thätigkeit, in welcher sich die Seele von den Hefen der Sinnlichkeit immer mehr reiniget, und freier, geistiger, engelähnlicher wird. Aber eben diese himmlische Natur des Platonischen Amors wird ihm in dieser Welt, deren vornehmste Bewohner selbst größtentheils nur Thiere sind, niemals einen großen Anhang zuwege bringen; die meisten werden allezeit derjenigen Liebe nachlaufen, die weiter nichts als Augen und Gefühl von ihnen verlangt.

Ich gestehe Ihnen, Theages (sagte ich), daß ich recht begierig bin, mich unter die Fahne Ihres erhabnen Amors zu begeben, und in den Geheimnissen seines Dienstes unterrichtet zu werden. So furchtsam ich vor dem blinden Cupido bin, der seine goldnen Versprechungen mit Reue und Ueberdruß zu bezahlen pflegt, so getrost könnte ich mich diesem Ihrem guten Genius anvertrauen, der uns; wie es scheint, nicht durch bezauberte Gefilde und Labyrinthe erhitzter Begierden, sondern auf den einfältigen und anmuthsvollen Pfaden

der Natur zur Glückſeligkeit führen will. Gewiß iſt er ein guter Engel, da er ſo wenig mißgünſtig iſt, uns andern Sterblichen die rechte Kunſt zu lieben mitzutheilen, die ohne Zweifel unter den Olympiern, in den Auen des Friedens und den Tempeln der Harmonie, in der größten Vollkommenheit ausgeübet wird.

Wie leicht ſind wir doch zu gewinnen, ſagte Aſpaſia lächelnd, wenn man die Saite in unſerm Herzen trifft, die am liebſten angibt. Nicias iſt ſchon mehr als ein halber Platoniſt, ſobald er gehört hat, daß Ihre Philoſophie eine Kunſt zu lieben iſt. Ihr Amor ſteht ihm ungemein wohl an, weil Sie ihm eine Geſtalt geben, welche ſeinen Ehrgeiz befriediget. Aber verlaſſen Sie ſich darauf, mein guter Nicias, die beiden Amorn ſind einander nahe verwandt, und es iſt ſchon oft geſchehen, daß ſie ihre Kleidung mit einander verwechſelt haben, und daß der leibhafte Cupido erſchienen iſt, das Wort zu halten, welches der Platoniſche Sylphe gegeben hatte. Ich rathe Ihnen, nicht allzu leichtgläubig zu ſeyn. Zum wenigſten verſichre ich Sie, daß Sie bei Ihrem neuen Syſtem ſo viel Vorſichtigkeit nöthig haben werden, als bei irgend einem andern. Denn der bemeldte Knabe der lächelnden Venus iſt ein wahrer Proteus, der ſich ſo gut in einen Platoniker als in eine Franciscanerkutte maskiren kann; und wenn er die Dame Phantaſie auf ſeiner Seite hat (welches ihm ein Leichtes iſt), ſo weiß ich nichts, was die beiden Schelmen nicht ausrichten können. Was mich betrifft, ich habe immer die ſtoiſche Gleichmüthigkeit und Ruhe dieſer ſeelenſchmelzenden Zärtlichkeit vorgezogen, die vielleicht ihre eignen Vergnügen hat, und lebhaftere als wir andern kalten Seelen kennen, aber wegen ihrer Empfindlichkeit auch tauſend Qualen ausgeſetzt iſt, die um viel ſtärker verwunden, als

die Nadelſtiche, welche das Horaziſche Mädchen ihrem Liebhaber gibt.

Wollen wir uns, ſagte Theages lächelnd, durch die Einfälle dieſer lebhaften Dame furchtſam machen laſſen? Sie hat immer einen kleinen Groll gegen das Wort Liebe gehabt, ob es gleich, ſelbſt nach Luthers Urtheil, einen ſo ſüßen und lieblichen Klang hat, daß kein Wort in einer andern Sprache die angenehmſte aller Gemüthsbewegungen ſo bedeutend ausdrückt. Aber glauben Sie, mit aller ihrer Gleichmüthigkeit, welche entweder eine Frucht unſrer Philoſophie oder ein Phantom iſt, würde ſie es uns ſehr übel nehmen, wenn wir glaubten, daß ſie das nicht liebe, was ich Ihnen als den wahren Gegenſtand unſers Herzens vorſtellen werde. Die Liebe, die ich Sie lehren will, wird nichts Zweideutiges haben, ſie wird im ſtrengſten Verſtand Weisheit ſeyn. Die Heiterkeit der Seele, welche Aſpaſia ſo ſehr liebt, iſt ihre unausbleibliche Frucht; aber von einer eigentlichen Ruhe weiß ſie nichts. Dieſe ſehen wir als einen Tod der Seele an. Wir müſſen immer in Bewegung, aber unſre Bewegungen müſſen Harmonie ſeyn. Das iſt es alles.

Aſpaſia (erwiederte ich) hat mich nicht furchtſam gemacht, denn ich bin nie vermeſſen geweſen. Es wäre thöricht, in meinem Alter, in Rückſicht auf den anmuthsvollen Betrüger, vor dem mich Aſpaſia warnet, unbewaffnet und ſorglos zu ſeyn, welches vielleicht in keinem Alter angehet; aber meine Furchtſamkeit iſt allezeit meine Sicherheit geweſen. Weil wir aber doch lieben müſſen (denn ſind nicht alle Neigungen Liebe?), ſo iſt es beſſer, man lehre uns recht, was und wie wir lieben ſollen. Und dieſes erwarte ich von Theages, und ich bin ganz ungeduldig nach der Erſcheinung des Amors, von welchem er mir eine ſo ſchöne Hoffnung gemacht hat. Können wir ihn

nicht durch irgend eine Zauberformel, oder geheime Ceremonien noch heute zu uns herunter nöthigen?

Ich hoffe, verſetzte Theages, Sie werden noch Geduld genug haben, den nächſten Morgen zu erwarten, wo wir auf jenem umſchatteten Hügel unter dem erwachenden Schimmer der Morgenröthe am geſchickteſten ſeyn werden, dieſe erhabnen Geheimniſſe vorzunehmen. Daſelbſt werden wir, wofern wir ihn nicht ſehen, zum wenigſten Sie ſeine Gegenwart, und ich ſeine Begeiſterung empfinden.

Ueber das Verhältniß

des

Angenehmen und Schönen

zum Nützlichen.

Balzac (deſſen einſt ſo beliebte Briefe eine unerſchöpfliche Fundgrube von Antitheſen, Concetti und andern Witzeleien für Epigrammenmacher von Profeſſion ſeyn könnten) war nicht ſelten in dem Fall etwas ſehr Plattes zu ſagen, indem er etwas ſehr Sinnreiches geſagt zu haben glaubte. Indeſſen liefen ihm auch öfters gute Gedanken vor den Schuß — wie es einem nothwendig begegnen muß, der, wie er, ſein Leben damit zubringt, Gedanken aufzujagen.

In folgender Stelle gefällt mir der Schlußgedanke (der epigrammatiſchen Wendung ungeachtet) wegen der Einfalt und einleuchtenden Wahrheit des Bildes, in welches er eingekleidet iſt. „Man muß, ſagt er, Bücher zur Erholung und zur Ergötzlichkeit haben, wie man Bücher zur Belehrung und zu Geſchäften haben muß. Jene ſind angenehm, dieſe nützlich, und der menſchliche Geiſt bedarf beide. Das kanoniſche Recht und das Juſtinianiſche Geſetz ſey und bleibe in Ehren, und herrſche auf den Univerſitäten; aber man verbanne darum den Homer und Virgil nicht. Wir wollen den Oelbaum und den Weinſtock bauen, aber ohne Roſen und Myrten auszurotten.“

Ich finde indeſſen bei dieſer Stelle zweierlei anzumerken: das eine iſt, daß Balzac den Pedanten, welche die Günſtlinge der Muſen und ihre Werke mit gerümpfter Naſe anſehen,

zu viel einräumt, wenn er die Homere und Virgile bloß unter die ergötzenden Schriftsteller rechnet. Das weisere Alterthum dachte hierüber anders, und Horaz behauptet mit gutem Grunde, daß mehr praktische Philosophie vom Homer zu lernen sey als von Krantor und Chrysippus.

Sodann däucht mich, daß es überhaupt mehr eine kaufmännische als philosophische Art zu denken zeige, wenn man das Angenehme dem Nützlichen entgegenstellt, und jenes gegen dieses mit einer Art von Verachtung ansieht.

Vorausgesetzt, daß hier bloß von dem Angenehmen, das weder Gesetze und Pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget, die Rede ist, sage ich: das Nützliche, insofern man es dem Schönen und Angenehmen entgegensetzt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und, wenn wir lieben und schätzen was uns in diesem Verstande nützlich ist, thun wir nichts als was das Oechslein und das Eselein auch thut. Der Werth dieses Nützlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. Insofern also eine Sache zur Erhaltung der menschlichen Gattung und der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, insofern ist sie allerdings etwas Gutes: aber etwas Vortreffliches ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nützliche nicht um sein selbst, sondern bloß um gewisser Vortheile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzug unsrer Natur vor der bloß thierischen; denn unter allen Thieren ist der Mensch allein mit einem zarten Gefühl für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt. Daher kommt es, daß er desto vollkommner, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist, und je feiner und sicherer er durch die bloße Empfindung die verschiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterscheiden weiß. Eben darum ist's

auch bloß das Schöne, in Künsten sowohl als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet; ja, alle Künste ohne Ausnahme, und die Wissenschaften selbst, haben ihr Wachsthum beinahe allein dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Vollkommnen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade, zu dem sie in Europa gestiegen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen Gränzen des Nothwendigen und Nützlichen, im gemeinen Sinne des Wortes, hätte einschränken wollen.

Dieß letzte that Sokrates, und wenn er jemals in einer Sache unrecht hatte, so war es hierin. Kepler und Newton würden nimmermehr die Gesetze des Weltsystems — das Schönste, was der menschliche Geist durch Denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn sie, seiner Vorschrift zufolge, die Meßkunst auf die bloße Feldmesserei und die Astronomie auf den bloßen nothdürftigen Gebrauch bei Land- und Seereisen und beim Kalendermachen eingeschränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Maler und Bildhauer, das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden: so wie er die mimischen Tänzer aufmunterte, das Vergnügen, das ihre Kunst zu geben fähig sey, zu veredeln, und das Herz zugleich mit dem Sinne zu ergötzen. Dem nämlichen Grundsatze zufolge mußte er diejenigen Arbeiter, welche sich mit den unentbehrlichern Dingen beschäftigen, ermahnen, das Nützliche so viel möglich mit dem Schönen zu vereinigen. Aber nichts für schön gelten lassen wollen, als insofern es nützlich ist, heißt die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie sind zwar durch die Natur selbst mit dem Nützlichen verwandt; aber sie sind nicht darum begehrenswürdig, weil sie nützlich sind, sondern weil es der

Natur des Menſchen gemäß iſt, in ihrem Anſchauen ein reines Vergnügen zu genießen: ein Vergnügen das mit demjenigen, ſo uns das Anſchauen der Tugend macht, völlig gleichartig, und eben ſo ſehr ein Bedürfniß vernünftiger Weſen iſt, als Nahrung, Kleidung und Wohnung Bedürfniſſe des thieriſchen Menſchen ſind.

Ich ſage des thieriſchen Menſchen, weil er ſie mit allen andern oder doch mit den meiſten Thieren gemein hat. Aber weder dieſe thieriſchen Bedürfniſſe, noch die Fähigkeit und Beſtrebung ſie zu befriedigen, machen ihn zum Menſchen. Indem er für ſein Futter ſorgt, ſich ein Neſt baut, ſich zu einem Weibchen hält, ſeine Jungen ätzt, und ſich mit einem andern herumbeißt der ihm ſein Futter nehmen, oder ſich in den Beſitz ſeines Neſtes ſetzen will — in allem dieſem handelt er, was das Materielle betrifft, als ein Thier. Bloß durch die Art und Weiſe wie der Menſch — wofern er nicht durch zwingende äußere Urſachen zu einem viehiſchen Stande gebracht und darin erhalten wird — alle dieſe thieriſchen Dinge thut, unterſcheidet und erhebt er ſich über alle übrigen Thierarten, und zeigt ſeine Menſchheit. Denn dieß Thier das ſich Menſch nennt, und dieß allein, hat ein angebornes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz das zur Mittheilung ſeiner ſelbſt, zu Mitleiden und Mitfreude, und zu einer unendlichen Mannichfaltigkeit angenehmer und ſchöner Empfindungen aufgelegt iſt; hat einen ſtarken Hang zum Nachahmen und Schaffen, und bemüht ſich unaufhörlich an dem was er erfunden oder gemacht hat, zu beſſern.

Alle dieſe Eigenſchaften zuſammengenommen unterſcheiden ihn weſentlich von den übrigen Thieren, machen ihn zu ihrem Herrn und Meiſter, unterwerfen ihm Erde und Meer, und bringen ihn von Stufe zu Stufe ſo weit, daß er durch die

beinahe unbegränzte Erhöhung seiner Kunstfähigkeiten im Stande ist, die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den Materialien, die sie ihm gibt, eine neue, zu seinen besondern Absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worin der Mensch diese seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die Verfeinerung und Veredlung aller der Bedürfnisse, Triebe und Verrichtungen, die er mit den Thieren gemein hat. Die Zeit, die er dazu braucht, kommt hier nicht in Betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, daß er seinen Unterhalt nicht mehr dem bloßen Zufall abbetteln muß; und die größere Sicherheit einer reichlichern und bessern Nahrung läßt ihm Muße, auch auf die Vervollkommnung der übrigen Erfordernisse des Lebens zu denken. Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit, oder das Vergnügen seines Daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom Unentbehrlichen zum Gemächlichen, vom Gemächlichen zum Schönen.

Die natürliche Gesellschaft in der er geboren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen Folgen der großen Ausbreitung der menschlichen Gattung sicher zu stellen, veranlaßt ihn endlich zur bürgerlichen Gesellschaft und Lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das Nothwendige, für die Mittel der innern und äußerlichen Sicherheit, gesorgt: so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu verschönern. Unvermerkt verwandeln sich kleine Dörfer in große Städte, die Wohnsitze der Künste und der Handlung, und die Vereinigungspunkte der verschiedenen Nationen des Erdbodens. Der Mensch breitet sich auf allen Seiten und in jedem Sinne immer weiter aus. Schiffahrt und Handelschaft vermehren die Verhältnisse und Beschäftigungen,

indem sie die Bedürfnisse und Güter des Lebens vervielfältigen. Reichthum und Wollust verfeinern jede Kunst, deren Mutter Noth und Mangel war, Muße, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wissenschaften, welche durch das Licht, das sie über alle Gegenstände des menschlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

Aber in eben dem Maße, wie der Mensch seinen äußern Zustand verschönert und verbessert, entwickelt sich auch sein Gefühl für das sittliche Schöne. Er entsagt den rohen und unmenschlichen Gebräuchen der Wildheit; lernt alle gewaltsamen Handlungen gegen seinesgleichen verabscheuen, und gewöhnt sich an die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannichfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Standes entwickeln und bestimmen die Begriffe des Wohlstandes und der Höflichkeit; und die Begierde sich andern gefällig zu machen und sich bei ihnen in Achtung zu setzen, lehrt ihn seine Leidenschaften zurückhalten, seine Fehler verbergen, seine beste Seite herauskehren, und alles was er thut auf eine anständige Art verrichten. Mit Einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande.

Durch alle diese Stufen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem großen Begriffe des Ganzen wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zur Weisheit und Tugend, und zur Anbetung der unerforschlichen Urkraft der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Gesetze zu erkennen und zu thun zugleich ihr größtes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist.

Alles dieß nennen wir mit Einem Worte: die Fortschritte der Menschheit. Und nun antworte sich ein jeder selbst auf die Frage: würde der Mensch sie gemacht haben, wenn jenes angeborne Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle Wirkungen seiner schlafenden Macht, alle Denkmäler seiner Größe, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besitz er sich gesetzt hat, verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit und chaotische Ungestalt.

Was sind alle diese Stufen, durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert, als Verschönerungen? Verschönerungen seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? Verschönerungen seines Geistes und Herzens, seiner Gesinnungen und Leidenschaften, seiner Sprache, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen?

Welch ein Abstand von der ersten Hütte zu einem Gebäude von Palladio? Von der Pirogue eines Karaiben zu einem Linienschiffe? Von den drei Klötzen, die in uralten Zeiten bei den Böotiern die Huldgöttinnen vorstellten, zu den Grazien des Praxiteles? Von einem Dorfe der Hottentotten oder wilden Indianer zu einer Stadt wie London? Von dem Putz einer Neuseeländerin zum Prachtanzug einer Sultanin? Von der Sprache der Einwohner von Otahiti zu den Sprachen des Homer, Virgil, Tasso, Milton und Voltaire?

Durch wie viel unzählige Grade der Verschönerung mußten die Menschen und die menschlichen Dinge gehen, bis sie diesen beinahe unermeßlichen Zwischenraum zurückgelegt hatten!

Die Begierde zum Verschönern und Verfeinern, und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grade, sobald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren einzigen und höchst einfachen Triebfedern, wodurch der Mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle Völker, die sich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieses Satzes, und wenn sich wirklich solche finden sollten, die — ohne besondere physische oder sittliche Hindernisse — immer auf dem nämlichen Grade der Unvollkommenheit stehen blieben, oder gar einen gänzlichen Mangel jener Triebfedern der Vollkommnung verriethen: so hätte man Ursache, sie vielmehr für eine besondere Art von menschenähnlichen Thieren, als für wirkliche Menschen unsers Stammes und unsrer Art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was den Menschen und seinen Zustand vervollkommnet, den Namen des Nützlichen verdient: wo bleibt der Grund dieses verhaßten Gegensatzes, den gewisse Ostrogothen noch immer zwischen dem Schönen und Nützlichen machen? — Vermuthlich haben diese Leute wohl nie bedacht, was es für Folgen haben würde, wenn ein Volk, das eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht hat, seine Musik, seine Dichter, seine Schauspieler, seine Maler und übrigen Künstler, mit Einem Worte, alles was zum Gebiete der Musen und Grazien gehört, des Landes verwiese oder verhungern ließe — oder, was eben so schlimm wäre, wenn er den guten Geschmack in allen diesen Künsten verlöre?

Der Verlust von Dingen, die ohne Vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige Lücke in seinem Wohlstande machen. — Wenn man euch eine Rechnung vorlegte, was es für die Franzosen zu bedeuten hätte, wenn nur die zwei kleinen Artikel, Fächer und Tabackdosen, aus der Zahl der Europäischen Bedürfnisse ausgestrichen werden könnten —

und ihr bedächtet dann, daß dieß nur ein paar kleine Reſtchen von den unzähligen Aeſten und Zweigen der Induſtrie ſind, welche die Liebe zu Spielſachen und Flitterwerk, womit alle die großen Kinder in Hoſen und langen Röcken um uns herum behaftet ſind, hervorgetrieben hat; und ihr wolltet ein wenig nachrechnen, wie nützlich der Welt ſogar die unnützlichen Dinge ſind; und wolltet überlegen, daß die Gebiete des Schönen und Nützlichen keine geſchloſſenen Gebiete, ſondern auf ſo mannichfaltige Art durcheinander gewunden ſind, daß es gar nicht möglich iſt, ihre Gränzen jemals genau und zuverläſſig anzugeben; kurz, daß eine ſo große Verwandtſchaft zwiſchen ihnen iſt, daß beinahe alles Nützliche ſchön, und alles Schöne nützlich iſt, oder werden kann: wenn ihr das alles überlegtet, ſo würdet ihr — —.

Aber es gibt Leute, die (wie die Abderiten) vom Ueberlegen nicht klüger werden. Wem der Kopf einmal ſchief ſitzt, der wird in ſeinem Leben nicht dahin gebracht, die Sachen ſo zu ſehen, wie ſie von allen andern, die gerade vor ſich hinſchauen, geſehen werden.

Und dann gibt es noch eine Gattung unverbeſſerlicher Leute, die von jeher erklärte Verächter des Schönen geweſen ſind; nicht weil ihnen der Kopf ſchief ſitzt, ſondern weil ſie nichts nützlich nennen als was ihren Säckel füllt. Nun iſt das Handwerk eines Sykophanten, Quackſalbers, Amuletenkrämers, Ducatenbeſchneiders, Kupplers, Tartüffen u. ſ. w. ſo einträglich es auch ſeyn mag, gewiß nicht ſchön: es iſt alſo natürlich, daß dieſe Herren allerſeits bei jeder Gelegenheit eine tiefe Verachtung gegen das Schöne das ihnen nichts einträgt zu Tage legen. Ueberdieß, wie manchem Görgen iſt ſeine Dummheit nützlich? Wie mancher verlöre ſein ganzes Anſehen, wenn die Leute, unter denen er es gewonnen oder

erſchlichen hat, Geſchmack genug hätten, Aechtes vom Unächten, und Schönes vom Schlechten zu unterſcheiden? Solche Leute haben freilich eine wichtige Perſonalurſache, Feinde von Witz und Geſchmack zu ſeyn. Sie ſind in dem Falle jenes Ehrenmannes, der ſeine häßliche Tochter an einen Blinden verheirathet hatte, und nicht zugeben wollte, daß ſeinem Tochtermann der Staar geſtochen würde.

Aber wir andern, die nur dabei zu gewinnen haben, wenn wir klüger werden, was für Abderiten müßten wir ſeyn, wenn wir uns von dieſen intereſſirten Herren bereden laſſen wollten, blind zu werden oder blind zu bleiben, damit ihrer Töchter Häßlichkeit nicht offenbar werde?

Sendſchreiben

an einen jungen Dichter.

1782.

I.

Nun wohlan denn, mein junger Freund! niemand kann seinem Schicksal entrinnen; und wenn auch Sie zum Lorbeerkranz und dunkeln Kämmerchen des göttlichen Tasso, oder zum Spital und Nachruhm des Portugiesen Camoens bestimmt sind, kann ich schwacher Sterblicher es verhindern?

Ich habe Ihre Beichte gehört, und den ganzen Fall wohl erwogen. Ihr innerer Beruf scheint in der That keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Eine so scharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer Aeolsharfe, harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objects, wie das schönste Echo, im reinsten Einklang, verschönert zurückgibt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird.

Ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halb geistigen Masse amalgamirt, woraus die Phantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervorhaucht.

Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreiwilligen innern Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstracte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen Zeichen

immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; fixirt, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt.

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes, nichts Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit andre in sich, und sich in andre verwandelt.

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen in der physischen und moralischen Welt.

Ein Herz, das bei jeder edeln That hoch emporschlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen, mit Abscheu zurückschaudert.

Zu allem diesem, bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut, ein angeborner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und, bei der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der sympathetischen Neigungen, eine immer vorschlagende Liebe zur Einsamkeit, zur Stille der Wälder, zu allem was die Ruhe der Sinne befördert, allem was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freien Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreuungen befreit, die ihr inneres Geschäft stören.

Freilich, wenn dieß alles nicht natürliche Anlage zu einem künftigen Dichter ist, nicht hinreicht einem Jüngling Sicherheit zu geben, daß es (mit dem Philosophen der Dichter zu reden) die Musen selbst seyen, die ihm die schöne

Raſerei zugeſchickt, die er eben ſo wenig, als Virgils Cumäiſche Sibylle den prophetiſchen Gott, von ſich ſchütteln kann —

Sey'n Sie ruhig, mein Freund! Ich erkenne und ehre den unauslöſchlichen Charakter, wodurch die Natur Sie zum Prieſter der Muſen geweiht hat: und da es, nach dem göttlichen Plato, bloß darauf ankommt, daß die Muſenwuth, um die ſchönſten Wirkungen zu thun, eine zarte und ungefärbte Seele ergreife; ſo müßte ich mich ſehr an Ihnen irren, oder Sie werden der Theorie unſers Philoſophen Ehre machen.

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches Kennzeichen eines ächten innern Berufs annehmen; aber wenigſtens pflegt ſich faſt immer bei künftigen Virtuoſen, bei Dichtern, Malern u. ſ. w. von der erſten Jugend an ein beinahe unwiderſtehlicher Trieb zu der Kunſt, in welcher ſie vortrefflich zu werden beſtimmt ſind, zu äußern — und auch dieſes Zeichen der Erwählung findet ſich an Ihnen, mein junger Freund.

„Ich kann mich (ſagen Sie mir) ſo weit ich in meine erſten Lebensjahre zurückzuſehen vermag, keiner Zeit erinnern, wo ich nicht Verſe gemacht hätte. Die angeborne Empfindlichkeit meines Ohrs für die Muſik ſchöner Verſe — die Wolluſt, in welcher ich ſchwamm, wenn ich mir ſchon als Knabe gewiſſe vorzüglich ſchön verſificirte Stellen in alten oder neuern Dichtern, beſonders in der Aeneis und in Horazens Oden, laut vordeclamirte — das häufige Wiederholen und Verweilen bei ſolchen Stellen, an denen ſich, auch wenn ich ſie ſtill las, ich weiß nicht welch ein inwendiges geiſtiges Ohr, womit mich die Natur beſchenkt hat, wie am verhallenden Nachklange des Geſanges der Muſen, weidete — alles dieß kam bei mir dem Unterrichte zuvor: und ſo fand ſich's, daß ich alle Arten von Verſen machte und eine Menge von

Regeln beobachtete, eh' ich den mindesten gelehrten Begriff von Prosodie, Rhythmus, poetischem Numerus, nachahmender Harmonie, und dergleichen hatte. Nichts glich meiner Liebe zu den Dichtern als die Leichtigkeit, womit ich sie verstand, das Interesse, das sie mir einflößten, und die beinahe ekstatische Entzückung, in welcher ich Stunden lang im Genuß einer vorzüglich schönen Stelle, und in den Visionen, die dadurch in meiner Seele veranlaßt wurden, verharrete. Ueber meinem Virgil, Haller, Milton, und Klopstocks ersten fünf Gesängen, vergaß ich Essen und Trinken, Spiel, Schlaf, mich selbst und die ganze Welt. — Ich erfuhr zwar von früher Jugend an, von Seiten derer, denen meine Erziehung von natürlicher oder bezahlter Pflicht wegen oblag, den nämlichen Widerstand, womit Ovid, Ariost, Tasso, Marino und so viele andre berühmte Dichter zu kämpfen hatten. Aber die stärkere Natur siegte, und der Genius oder Kobold, (wie Sie ihn lieber nennen wollen) der mich besaß, wollte sich weder in Gutem noch Bösem austreiben lassen. Wenn ich auch keine Verse machte, meine musenfeindlichen Aufseher hatten damit wenig gewonnen. Alle Ideen und Kenntnisse, womit sie meine Seele voll zu stopfen beflissen waren, fielen entweder wieder durch, oder verwandelten sich in poetischen Stoff. Was ich nur trieb, Metaphysik, Moral, Naturlehre, Geschichte, Politik, alles wurde in mir zu Epopöe und Drama; und während uns der Lehrer mit der Miene eines Mystagogen die Leibnitzische Monadologie erklärte, entwickelte sich in meiner Einbildungskraft der Plan eines Gedichts über den Ursprung der Venus aus Meerschaum; oder ich ließ die Bildsäule Pygmalions sich vor meinen Augen beleben, oder erklärte mir, wie das große Principium der Orphischen Kosmogonie, die Liebe, gleich der Leyer Amphions, durch ihre Anziehungs-

kraft die Elemente in eine Welt habe zusammenfügen können." —

Was kann ich Ihnen, mein Lieber, gegen Thatsachen von dieser Stärke einwenden? — Ich glaube meine eigene Geschichte zu hören. Alles dieß war, von Wort zu Wort, vor fünfunddreißig Jahren mein eigner Fall: und wenn ich Sie, nach so deutlichen Fingerzeigen der Natur, gleichwohl noch am diesseitigen Ufer des gefährlichen Rubikon aufhalten möchte, so habe ich wenigstens ganz andre Ursachen dazu, als Mißtrauen in Ihre Anlage und Fähigkeiten.

Schon die ersten Blumen des fruchtbaren Bodens, der Ihnen zu Theil geworden ist, so bescheiden Sie selbst davon denken, würden hinlänglich seyn, mir von Ihnen die schönsten Hoffnungen zu machen; und um so gewissere, eben darum weil Sie, bei einem so entschiedenen Naturberuf und so vielen Vorübungen und Studien von mehreren Jahren, noch immer so wenig mit Ihren eignen Producten zufrieden sind, und durch einen Beifall, den Sie zu verdienen sich nicht bereden können, beinahe eben so sehr beleidigt werden als andre durch den gerechtesten Tadel. Ich kenne kein entscheidenderes Merkmal eines wahren Talents als — diese Schwierigkeit sich selbst ein Genüge zu thun; dieses unermüdete Höherstreben; diese unaffectirte Verachtung dessen, was man schon ist, gegen das, was man noch werden zu können sich getraut; und dieses feine Gefühl für die Schönheiten in den Werken andrer, und für die Mängel in seinen eigenen: — Eigenschaften, die ich so oft an Ihnen wahrzunehmen Gelegenheit habe, und die bei jungen und alten Dichtern so selten sind.

Staunen Sie mich immer an so viel Sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine so wohl begründete Ueberzeugung,

daß Mutter Natur wirklich die Absicht hatte einen Dichter aus Ihnen zu machen, und daß Sie, wenn Sie sich Ihrem Hang überlassen, ganz Dichter und also für alle andern Lebensarten verloren seyn werden, gerade dieß ist's, was mich für Sie zittern macht. Unglücklicherweise, hat die gute Mutter an alles, nur nicht an den einzigen großen Punkt gedacht, daß Plutus zu ihrem Plan hätte beigezogen werden müssen. Wie konnte sie vergessen, daß die Dichter, so wenig als die Paradiesvögel, von Blumendüften leben können; und daß gerade der Mann, dem alle Elementargeister zu Gebote stehen, und dem es nur einen Federzug kostet um die herrlichste Zaubertafel aus der Erde hervorsteigen zu lassen, unter allen Menschen in der Welt dem Hungersterben am nächsten ist, wenn nicht zufälligerweise irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen ist) besser für ihn gesorgt hat, als die Natur, die Musen — und er selbst?

Ein andres wäre, wenn Sie die Miene hätten, dem weisen Rathe zu folgen, den Herr Klinggut seinem Freunde gibt, die Poeterei (mit der es, wie er meint, doch immer in allem Betracht eine unsichre Sache ist) bloß als Nebenwerk neben einem einträglichen Amte oder einer andern ehrbaren gelehrten oder bürgerlichen Nahrung zu treiben. Ruft dich dann einmal, sagt Herr Klinggut, ein schöner Tag in deinen Garten,

Dein Kaffee und die Vögel warten
Nebst deinen Blumen schon auf dich;
Du wirst entzückt, du freu'st dich inniglich,
Du kennst schon die Natur und sie kennt dich,
Und eh' du's merkst, macht sie dich selbst zum Dichter.
Ruft dann die Curie als Richter

Dein Amt, dein Haus, dein Freund, nichts auf der Welt,
dich ab:
So eil' und lauf' in vollem Trab,
Hol' dir ein Blatt Papier und schreibe,
Von keinem bessern Zeitvertreibe
Gereizt, den ganzen langen Tag,
Und schick's nach Dessau in Verlag.

Das ist doch eine Art sich mit der Natur und den Musen auf einen Fuß zu setzen, wobei man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die Verse, die man so nach Dessau in Verlag schickt, sind denn freilich auch darnach; und man muß gestehen, daß die Dichter vom engern Ausschusse sich gewöhnlich anders dazu angeschickt haben. Wer nur alsdann Verse macht, wenn er sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade so ein Dichter seyn, wie einer, der sich nur in verlornen Stunden mit Malerei abgeben wollte, ein Raphael seyn würde.

Was ich Ihnen hier sage bleibt unter uns. Bewahren mich die Grazien, daß ich die Herren, die ihre verlornen Stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem Zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! — Genug, Sie, mein junger Freund, sind, zu Ihrem Glück oder Unglück, keiner von dieser Kategorie. Ihre Liebe zur Muse ist eine ernsthafte Leidenschaft, die das Schicksal Ihres Lebens entscheiden wird.

Sie werden überall, in allen Vorfallenheiten, Verhältnissen, Geschäften, Händeln, Leiden und Freuden Ihres Erdewallens, Dichter seyn; immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein Dichter denkt, fühlt, spricht und handelt: und, wenn Sie auch zehn Jahre hintereinander keinen einzigen Vers gemacht hätten, so wird doch alles, was Sie in

dieſen zehn Jahren geſehen, gehört, verſucht, gethan und gelitten haben, entweder Poeſie geweſen oder zu Poeſie geworden ſeyn; und es werden am Ende dieſer (dem Anſchein nach) für die Muſen verlornen Periode Ihres Lebens mehr Keime und Embryonen von Gedichten aller Art in Ihrer Seele liegen, als Sie, wenn Sie auch Bodmers oder Neſtors Jahre erreichten, nicht auszubrüten Zeit haben würden.

Aber — ach! dieß iſt's nicht allein. Sie werden auch Thorheiten begehen, die nur ein Dichter begehen kann — werden mit dem glücklichſten Kopfe, mit dem beſten Herzen, alle Augenblicke in einem falſchen Lichte vor der Welt ſtehen; immer Klagen und Vorwürfe hören, und doch immer nur ſich ſelbſt Schaden thun; und, wie Sie es auch anſtellen mögen, um die Welt zu überzeugen daß Sie ein unſchuldiges, harmloſes, wohlmeinendes Weſen ſind, wird man Sie doch immer als ein Wunderthier anſtaunen, in deſſen Art zu denken und zu ſeyn die Leute ſich nicht finden können, und in deſſen Verſtand oder Herz alle Augenblicke mächtige Zweifel geſetzt werden.

Alles dieß, mein Lieber, verbreitet ſehr unangenehme Folgen auf das Leben eines Menſchen, der mit dieſem bewunderten und verachteten, beneideten und verhaßten, geſchmeichelten und faſt immer ſchlecht belohnten Talente begabt iſt, das ihm ſo ſonderbare Vorzüge vor den gewöhnlichen Menſchen, ſo viel Gewalt über ihre Einbildungskraft, und ſo unerſchöpfliche Mittel ſich ſelbſt zu helfen — in der ſeinigen gibt. Das goldne λαθε βιωσας.

Der unbemerkte ſchmale Pfad durchs Leben, der ewige Wunſch aller Seelen, die zum ſtillen Genuſſe der Natur und zum Leben mit ihren eigenen Ideen geboren ſind, wird für Sie der Baum des Tantalus werden. Eine verhaßte Celebrität,

der Sie unmöglich entgehen können, wird Ihre Ruhe vergiften, und einen unverſieglichen Schwall von tauſend nichtswürdigen, aber nur deſto beſchwerlichern kleinen Plagen über Sie ergießen, die Ihnen nicht einmal die arme Täuſchung übrig laſſen werden, ſich für das Vergnügen, das Sie der Welt machen, wenigſtens mit Liebe belohnt zu glauben.

Eine Muſenliebe, wie die Ihrige, endet ſich gewöhnlich wie die Leidenſchaft eines unerfahrnen Paars von Turteltaubenſeelen, die einander ſtatt alles andern Brautſchatzes einen unermeßlichen Schatz von Zärtlichkeit zubringen, und in dem ſüßen Wahne, daß die Liebe ſie ewig ſpeiſen und tränken werde, aller Vorkehrungen gegen die Bedürfniſſe des Lebens vergeſſen haben. Der bezauberte Liebhaber iſt vollkommen verſichert, daß an der Seite ſeiner Geliebten eine Strohhütte ein Feenpalaſt ſey; daß er, bei den Strahlen aus ihren Augen keines Lichts, an ihrem wärmenden Buſen keiner Feuerung, kurz, in dem Ocean von Wonne, worin ſeine trunkene Seele taumelt, gleich den Göttern im Himmel, nichts bedürfe als — daß der ſüße Wahn ewig daure! Aber, das iſt's eben worauf man vergebens gerechnet hat!

Man hat nicht bedacht, daß Stunden, Tage, Monate, vielleicht ganze Jahre, kommen werden, wo die Phantaſie, ihrer Zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen Gefühle des Gegenwärtigen Preis gibt; und daß ſie (vermöge ihrer immer täuſchenden Natur) die Uebel, die uns drücken, eben ſo ſehr vergrößert, als ſie in glücklichen Stunden das Angenehme unſers Zuſtandes erhöhet. Man hat nicht bedacht, daß, wenn es auch in der Natur wäre, aus dem ſchönen Endymions-Traume, worein ſie uns verſenkt hat, nimmer von uns ſelbſt zu erwachen, doch gewiß die nüchternen Leute um uns her, aus gutem oder böſem Willen, nicht ermangeln

würden, uns so lange zu schütteln und zu rütteln, bis sie uns den schlimmen Streich gespielt hätten, der jenem Korinthier von seinen Anverwandten widerfuhr, da sie ihm so lange Niesewurz gaben, bis die herrlichen Tragödien verschwanden, die er auf der leeren Schaubühne zu sehen glaubte.

Dieser Umstand allein wäre schon hinlänglich, alle meine Besorgnisse bei dem Lebenswege, den Sie einzuschlagen begriffen sind, zu rechtfertigen. Ein wahrer Dichter — (so selten auch, nach Versicherung des vorbelobten Herrn Klinggut, die Louisd'or und — die Zuckermandeln bei ihm sind) — befindet sich doch ungefähr in eben der Lage gegen die Welt, worin sich ein Besitzer des Steins der Weisen befinden würde. Beide könnten vielleicht, jener mit seinem Talisman im Kopf und Herzen, und dieser mit seinem Pulver in der Tasche, glücklich seyn; wenn nur eine Möglichkeit wäre, ihr Geheimniß vor der ganzen Welt zu verbergen. Aber da dieß nicht wohl angeht, so mögen sich beide darauf verlassen, daß man Mittel genug finden wird, sie für den Vortheil, den sie vor andern wackern Leuten haben, büßen zu lassen!

Wenn ich, mein Lieber, so viel für das Glück Ihres künftigen Lebens fürchte, so sind die Louisd'or und die Zuckermandeln wohl das wenigste was mir im Sinne liegt. Der letztern, mit allem Zubehör von Confecten und Weinen (die Ordensbänder etwa ausgenommen), werden Sie vielleicht nur zu oft zu schmecken bekommen; und zu so viel Gold, als ein Dichter braucht, der eben keine Ansprüche an eine Villa — wie Boileau's und Pope's, oder gar an ein Ferney macht, wird wohl auch noch Rath werden. Horaz speiste so oft er wollte an den Tafeln der Großen in Rom; wohnte so oft und so lange als es ihm gefiel in dem prächtigen Hause

Mäcens, oder in seiner herrlichen Villa zu Tibur; hatte sein eigenes kleines Sabinum — kannte beinahe keine andern Plagen, als die er, durch das Unglück Roms erster lyrischer Dichter zu seyn, von den Autoren, vom Publicum und von seiner Celebrität zu leiden hatte; und fand sich doch öfters so davon zusammengedrückt, daß ihm, bei aller seiner Liebe zu den Musen, in der Ungeduld die Lästerung entfuhr: der Henker sollte ihn holen, wenn er seine Zeit nicht lieber verschlafen als Verse machen wollte.

Lesen Sie, was dieser liebenswürdige Dichter — der ein eben so feiner Weltmann als ein Mann von Genie und auserlesenen Kenntnissen war — an vielen Stellen seiner Briefe (besonders im neunzehnten an Mäcen, und im zweiten des zweiten Buchs an Julius Florus) von den Ungemächlichkeiten und Drangsalen des poetischen Berufs sagt; und lesen Sie, wenn Sie wollen, auch die Zusätze seines neuesten Commentators, der seinen Autor (aus dem sehr simplen Grunde, weil es ihm ungefähr eben so ergangen war) anschaulicher und inniger als manche andre verstanden zu haben scheint. Es ist, weil man doch einmal sein Schicksal erfüllen muß, wenigstens gut wenn man weiß wessen man sich zu versehen, und wie viel oder wenig man auf die Einnahmen, die man für die sichersten hielt, Rechnung zu machen hat.

Unter allen den schönen Lufterscheinungen, die einen jungen Dichtergeist ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühevolle Laufbahn beginnt, deren Ziel unter tausend Mitlaufenden nur so wenig erreichen, ist vielleicht die süßeste — „der Wahn, daß etwas mehr als Beifall, mehr als das eitle digito monstrari et dicier hic est, daß die Liebe der Nation, für die er arbeitet, der Preis seiner unermüdeten Bestrebungen seyn werde.“ Schmeicheln Sie sich nicht

mit einer so eitlen Hoffnung, mein Freund; das Höchste, worauf Sie zählen können, sind Augenblicke von Gunst, kurze Aufbrausungen, von dem Vergnügen, das Sie uns in diesen Augenblicken gemacht haben, veranlaßt, und wofür man Sie durch die Gefälligkeit, sich von Ihnen vergnügen zu lassen, überflüssig belohnt zu haben glaubt. Von dem Momente an, da wir wahrnehmen oder uns auch nur einbilden daß Sie nach unserm Beifall ringen, betrachten wir Sie mit eben den Augen, womit wir alle andern Prätendenten an Virtuosität in den ergötzenden Künsten ansehen; und Sie stehen (es mag Ihnen nun gefallen oder nicht) mit Taschenspielern, Luftspringern und Histrionen in Einer Linie. Alle Ihre Anstrengungen, einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, sehen wir als Schuldigkeit an; und wehe Ihnen, wenn Sie nicht immer sich selbst übertreffen, oder sich jemals für erlaubt halten auf Ihren Lorbern einzuschlummern!

Sie werden diesen Gedanken nicht sehr aufmunternd finden. Aber ich habe Ihnen noch nicht das Aergste gesagt. Ihre Lage gegen das Publicum als Dichter ist weit weniger vortheilhaft, als wenn Sie die Ehre hätten ein großer Cadenzenmacher oder der Pariſiſche Grand-Diable zu seyn. Zu diesen Künsten hat ungefähr jedermann einen Maßstab, und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört um diese oder jene Wunderdinge zu leisten. Aber in der Musenkunst ist's gerade das Widerspiel. Unter tausend Lesern hat kaum Einer einen deutlichen und bestimmten Begriff von den Schwierigkeiten und von dem Höchsten der Kunst. Die Leser oder Zuhörer fühlen wohl, ob man sie interessirt oder gähnen macht: aber das ist auch alles! Und da ein sehr mittelmäßiges oder höchst nachlässig gearbeitetes Werk so gut als ein Meisterstück etwas Interessantes haben

kann: so können Sie sich darauf gefaßt machen, daß, sobald Ihr Werk aufgehört hat eine Meß-Neuigkeit zu seyn, der erste beste Roman, der etwas Neues ist, und ein wenig Witz, hier oder da eine überraschende Situation, eine rührende Stelle oder ein schlüpfriges Gemälde hat, sich der Aufmerksamkeit der lesenden Welt bemächtigen, und Ihre Arbeit, hätten Ihnen auch alle neun Musen daran geholfen, auf die Seite drängen wird. Hoffen Sie nicht durch irgend eine Anstrengung, irgend eine idealische Vollkommenheit, zu der Sie mit allen Kräften Ihres Geistes emporstreben, endlich einmal zu erhalten, was Sie nach Ihren Begriffen von der Kunst, und im lebendigen Bewußtseyn dessen was Sie geleistet haben, für bloße Gerechtigkeit ansehen. Sie werden sie nie erhalten; nicht weil man Ihnen Gerechtigkeit versagen will, sondern weil man keinen Begriff von allem dem hat, was man wissen müßte um sie Ihnen widerfahren zu lassen.

Wenn ein poetisches Werk, neben allen andern wesentlichen Eigenschaften eines guten Gedichtes, das ist, was Horaz totum teres atque rotundum nennt; wenn es bei der feinsten Politur die Grazie der höchsten Leichtigkeit hat; wenn die Sprache immer rein, der Ausdruck immer angemessen, der Rhythmus immer Musik ist, der Reim sich immer von selbst, und ohne daß man ihn kommen sah, an seinen Ort gestellt hat; wenn alles wie mit Einem Guß gegossen, oder mit Einem Hauch geblasen da steht, und nirgends einige Spur von Mühe und Arbeit zu sehen ist: so kann man sich sicher darauf verlassen, daß es dem Dichter, wie groß auch sein Talent seyn mag, unendliche Mühe gekostet hat. Die Natur der Sache bringt das so mit sich; und, da es vielleicht in keiner Europäischen Sprache schwerer ist schöne Verse zu machen als in der unsrigen, so muß auch der Fleiß und die

Anſtrengung, um es in einer ſolchen Sprache zu einigem Grade von Vollendung zu bringen, verhältnißmäßig deſto größer ſeyn.

Aber bilden Sie ſich ja nicht ein, wofern Ihnen jemals ein Werk dieſer Art gelingt, daß Ihnen die Leſer für das, was Sie mehr geleiſtet haben als man von Ihnen forderte, den mindeſten Dank wiſſen werden. Man hätte (wie die tägliche Erfahrung lehrt) auch mit Wenigerm fürlieb genommen. Ja, was das Schlimmſte iſt, gerade dieſe Leichtigkeit, dieſe Glätte und Rundung, die Ihnen ſo viel gekoſtet, und die der einzelne und ſeltne Kenner mit aller gebührenden Kälte anerkennt, wird Ihrem Werke bei dem großen Haufen — Schaden thun. — „Es köſtet Ihnen wohl nicht die geringſte Mühe ſolche Verſe zu machen?“ — wird das Compliment ſeyn, das Ihnen überall entgegenſchallen wird: und da die Menſchen gewohnt ſind, ein Kunſtwerk nach der in die Augen fallenden Schwierigkeit, es hervorzubringen, zu ſchätzen, ſo wird auf das Ihrige, gerade um deſſentwillen, weßwegen Sie ſich ſelbſt am meiſten Glück wünſchten, eine Art von Verachtung fallen. Man wird es vielleicht mit mehr Vergnügen leſen als manche andre Früchte des nämlichen Jahrganges. Aber, weil man glaubt, daß Ihnen nichts leichter ſey als ſolche Dinge zu machen, ſo werden Sie kaum mit einem fertig ſeyn, da man Ihnen, als ob Sie noch nichts gethan hätten, ſchon wieder ein anderes zumuthen wird: und wenn Sie ſo ungefällig oder träg oder unfruchtbar ſind, die Erwartung ihrer Gönner nicht aufs ſchleunigſte zu erfüllen, ſo wird bald eine neue Fabrikwaare, worin's irgend etwas zu lachen oder zu weinen gibt, ſich der Aufmerkſamkeit der müßigen Welt bemächtigen; und das Werk, worin ſich Ihre ganze Seele abgedruckt hat, das Werk Ihrer Liebe, Ihrer

Nachtwachen, wobei Sie alle Ihre Kräfte aufgeboten, woran Sie alle Ihre Talente, alle Ihre Kenntniß der Geheimnisse der Kunst verschwendet hatten, wird — mit den Erdschwämmen, die in Einer Nacht hervorstechen, vermengt — in einen Winkel geworfen, und in kurzem so rein vergessen werden, als ob es nie gewesen wäre.

Alles dieß, mein Freund, ist etwas so Natürliches, so Alltägliches, ist aus einerlei Ursachen von jeher bei allen Nationen (wenigstens in einem gewissen Zeitpunkt) etwas so Allgemeines gewesen, daß es lächerlich wäre sich darüber zu beklagen. Aber angenehm ist's freilich nicht, von Erfahrungen dieser Art überrascht zu werden; und in den Momenten, worin Ihnen dieß begegnen wird, werden Sie mehr als Einmal versucht seyn, das Glück eines jeden ehrlichen Böotiers zu beneiden, der, gerade mit so viel Menschenverstand als er ins Haus gebraucht, sein Brod im Schweiße seines Angesichts ißt, und für den Mangel des zweideutigen Vorzugs — daß zehntausend Menschen, die er nie gesehen hat, seinen Namen nennen und sich anmaßen über ihn und seinen Werth oder Unwerth abzusprechen — durch den Genuß eines unbekannt aber ruhig den Strom der Zeit hinabgleitenden Lebens reichlich entschädigt wird.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich Ihnen alle Arten von Verdruß und Ungemach vorzählen wollte, welche jenseits der Aganippe, die für Sie der gefährliche Rubikon ist, auf Sie warten. Ich zweifle nicht, daß ich Ihnen mit einem guten Theile davon nichts sagen würde, als was Sie schon wissen. Aber vergessen Sie nicht, auch die ganze zarte Empfindlichkeit und Reizbarkeit einer poetischen Organisation mit dabei in Anschlag zu bringen. Tausend Dinge, die Ihr Leben verbittern werden, sind, an sich betrachtet, Kleinigkeiten: aber

für den Nervenbau, für die Einbildung, für das Herz eines Dichters werden es schwere Leiden seyn. Ein einziges schiefes oder hämisches Urtheil, ein einziger dummer Blick eines Zuhörers bei einer Stelle die ihm einen elektrischen Schlag hätte geben sollen, oder die Frage: was meinen Sie damit? bei einer feinen Ironie — wird Sie gegen den Beifall von Tausenden unempfindlich machen; und um einer einzigen solchen Citation willen, wie Sie eine ganz jungfräuliche Stanze eines Gedichtes das Sie lieben, in einem Buche wo Sie es gewiß nicht erwarteten, und von einem harmlosen akademischen Philosophen, der den Dichter ehren wollte, citirt oder vielmehr stuprirt gesehen haben, werden Sie wünschen Ihr bestes Werk vernichten zu können.

Ich sage nichts von den Begegnungen, die Sie von Autoren, Kunstverwandten, Kennern, Kunstrichtern, Recensenten u. s. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht sehr an Ihnen irre, in Absicht aller dieser Herren Horazens Methode einschlagen: erwarten Sie also auch Horazens Schicksal, das ist ingeheim mit Vergnügen gelesen, ins Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bei jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken oder, wenn's am besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden. — Ein gemeiner Soldat, der bloß durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall emporstiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftsteller, der, ohne von einer Clique zu seyn, ohne Schüler gemacht, ohne seinen Ruhm den dermaligen Potentaten in der Gelehrten-Republik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Clientel genommen und sich in ihnen einen rüstigen Anhang gemacht zu haben, welcher immer bereit ist, auf jeden, der sich des Patrons Ungnade zugezogen hat, mit Faust und Ferse loszuschlagen —

ein Autor, ſage ich, der ohne alle dieſe Hülfsmittel, und (was ich nicht vergeſſen muß) ohne von der Aegide der goldnen Mittelmäßigkeit bedeckt zu ſeyn, bloß durch eigenes Verdienſt zum ruhigen Beſitz eines unangefochtnen Eigenthums von Ruhm und Anſehen unter ſeinen Zeitgenoſſen gelangte, wäre eine noch viel größre Seltenheit. Es tragen ſich wohl zuweilen ſeltſame Dinge in der Welt zu, und einer gewinnt ja wohl das große Loos: aber wer kann darauf rechnen daß er dieſer Eine ſeyn werde?

Ueberhaupt, wenn ein ausgebreiteter entſchiednr Ruhm und die damit verbundnen Vortheile das Ziel ſind wornach Sie laufen: ſo machen Sie ſich in Zeiten gefaßt, alle nur erſinnlichen Hinderniſſe in Ihrem Wege zu finden; und am Ende doch vielleicht zu ſehen, wie Ihnen Leute zuvorkommen, die, anſtatt in der vorgeſteckten Bahn zu laufen, querfeld über die Schranken wegſetzen, und durch eine glückliche Verwegenheit den Preis an ſich reißen, den ſie in einem ordentlichen Wettlaufe nicht erhalten hätten. „Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn, ſagt Salomon, und daß einer angenehm ſey, dazu hilft nicht daß er ein Ding wohl könne, ſondern alles liegt an der Zeit und am Glücke.“

Sie wiſſen, mein Lieber, aus wie vielen Urſachen ich den lebhafteſten Antheil an Ihnen nehme. Ich ſehe Sie auf einem Wege, der Sie wahrſcheinlicher Weiſe — nicht zum Tempel des Glücks führen wird; und doch habe ich nicht das Herz Sie zurückzuhalten. Ich ſelbſt liebe die Kunſt, welcher Sie ſich mit einer ſo entſchiednen Fähigkeit widmen wollen, zu ſehr, als daß ich ohne eine Art von innerlicher Beſtrafung wünſchen könnte, Sie von ihr abzuſchrecken. Und wie ſollte ich die Antwort nicht vorausſehen, mit der Sie alles was ich

Ihrem Entschluß entgegensetzen könnte auf einmal zu Boden werfen werden? Auch ist meine Absicht nicht Sie abzuschrecken; ich möchte Sie nur nöthigen, ehe Sie ihre Partei auf immer nehmen, auch die Fährlichkeiten und Unlusten des Weges, der Ihnen so reizend vorkommt, in Betrachtung zu ziehen.

Zu Horazens Zeiten war die Poesie zufälligerweise der Weg eine Art von Glück zu machen. Ihn trieb, wie er sagt, die Dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, zum Versemachen.

Ibit eo quo vis qui zonam perdidit —

Bei uns fürchte ich, ist's just umgekehrt: der schmale Pfad über den Helikon ist ordentlicher Weise der gerade Weg in die Arme der lumpigen Göttin welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben Sie eine glücklichere Zeit für die deutschen Musen. Vielleicht ist einem andern Fürsten der Nachruhm bestimmt, den der große König verschmähte, der, nachdem er in vierzig mit jedem andern Ruhme beladnen Jahren nichts für unsre ihm völlig unbekannte Literatur gethan hatte, sich endlich an dem Verdienste begnügte, uns die Dürftigkeit und die Mängel derselben öffentlich vorzurücken. Vielleicht — Aber, nein! — weil doch diese hoffnungsvollen Vielleichts sehr ungewiß, und in der That weit unwahrscheinlicher sind als itzt manche sich träumen lassen, so stellen Sie sich lieber das Aergste vor: und da Sie ohnehin keine große Anlage zur Philosophie des Aristippus haben, und nicht sehr geneigt scheinen, was auch dabei zu gewinnen wäre, viel Weihrauch an die Götter der Erde, oder diejenigen die ihre Gnaden austheilen, zu verschwenden; so untersuchen Sie sich selbst genau, ob Sie im Schooße Ihrer lieben Muse allenfalls

auch bei einer Mahlzeit von Kartoffeln und Brunnenwasser glücklich seyn können.

Und wenn Sie dann, mein Freund, alles wohl überlegt, entschlossen sind es darauf ankommen zu lassen: so versprechen Sie mir mit Mund und Hand — weil ich Ihnen doch das schlimmste was begegnen kann, vorausgesagt habe — niemals in Ihrem Leben, wie es Ihnen auch ergehen mag, sich über den Neid Ihrer Nebenbuhler und Zunftgenossen, über die Gleichgültigkeit der Großen und über den Undank des Publicums zu beschweren.

Nichts ist zugleich unbilliger und alberner, als darüber wimmern, daß die Dinge sind wie sie immer gewesen sind; und daß die Welt, anstatt sich um unser liebes kleines Selbst herumzudrehen, in ihrem ewigen Fortschwung, uns, wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden mit sich nimmt.

Die Menschen um uns her, vom größten bis zum kleinsten, haben so viel mit sich selbst und ihrer eignen Noth, so viel mit ihren eignen Planen, Bedürfnissen, Leidenschaften, und momentanen Eingebungen des guten und bösen Dämons, den jeder gern oder ungern auf den Schultern tragen muß, zu thun, daß es kein Wunder ist, wenn sie sich nicht viel um die unsrigen bekümmern können. Und dennoch — helfen Sie einem Menschen, aus einer Noth, oder machen Sie ihm Vergnügen — wann, wo und wie er's bedarf, und er wird Ihnen in diesem Augenblicke aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fordern, daß er uns auch für ungebetene und unbrauchbare Dienste Dank wisse, oder, wenn wir ihm zur Unzeit die Ohren vollgesungen haben, sich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daß andern Menschen, mitten im Gedränge ihrer Verhältnisse, Geschäfte,

Sorgen, Zerstreuungen, Ergötzlichkeiten, die Kunst die wir treiben, die Gegenstände wovon unsre Seele voll ist, das Werk womit wir uns beschäftigt haben, und womit sie vielleicht auf der Gotteswelt nichts anzufangen wissen, eben so wichtig seyn sollen als uns selbst? Wie können wir billigerweise verlangen, daß sie ein eben so geübtes Ohr für die Musik unsrer Verse haben, die feinern Schönheiten eines poetischen Gemäldes eben so genau bemerken, eben so hoch in Anschlag bringen sollen, als ob sie viele Jahre lang ein besonderes Studium von solchen Dingen gemacht hätten?

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß für den bloßen Liebhaber, in Werken des Witzes, des Geschmacks und der Kunst, immer viel verloren geht. Aber darum ist doch das Publicum weder ungerecht gegen vorzügliche Schriftsteller, noch ohne Gefühl für den Werth der Meisterstücke der Musenkunst. Sehen Sie, wie gut öfters auch sehr alltägliche Machwerke, sine pondere et arte, wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden! Die lesende Welt will auf allerlei Art ergötzt und unterhalten seyn; und sie liebt die Mannichfaltigkeit so sehr, daß ein Autor ganz und gar ungenießbar seyn müßte, dem es nicht glücken sollte bemerkt und (wenigstens eine Zeit lang) aus dem Gedränge der täglich zunehmenden Mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichtesten und kunstlosesten Gattung, die kaum etwas andres Poetisches hat als die Lebhaftigkeit des Ausdrucks und den Reim, ist Witz oder Laune oder glückliche Ejaculation eines augenblicklichen Gefühls genug, einen Verfasser der Nation lieb und schätzbar zu machen. Lassen Sie es also nur nicht an sich selbst fehlen, mein junger Freund! Verdienen Sie den öffentlichen Beifall, er wird Ihnen nicht versagt werden. Spannen Sie alle Ihre Segel auf, erheben

Sie sich über die Menge, und bereichern Sie, unzufrieden mit einem gemeinen Preise, unsre Literatur durch Werke, die, anstatt nur auf einen Augenblick zu ergötzen, sich der ganzen Seele des Lesers bemächtigen, alle Organe seiner Empfindung ins Spiel setzen, seine Einbildungskraft erwärmen, bezaubern, und in ununterbrochner Täuschung erhalten, seinem Geiste Nahrung, und seinem Herzen den süßen Genuß seiner besten Gefühle, seines moralischen Sinnes, seiner Theilnehmung an andrer Leiden und Freuden, seiner Bewundrung für alles was edel, schön und groß in der Menschheit ist, gewähren — und verlassen Sie sich darauf, das Publicum wird Ihnen so viel Dank dafür wissen als Sie billigerweise nur immer verlangen können.

Ich setze diese Clausel hinzu, weil es Unsinn wäre, von den Menschen mehr zu erwarten als sie zu geben haben. Und mit welchem Rechte wollten die Schriftsteller allein von ihrer Nation mehr Gerechtigkeit, mehr Dankbarkeit, mehr Gleichheit und Beständigkeit fordern, als irgend ein andrer Mann von Verdienste, in welcher Kategorie er immer seyn mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe diese kleine Abschweifung für nöthig gehalten, damit Sie das, was ich Ihnen von den mancherlei Unannehmlichkeiten des poetischen Lebens bloß als Thatsache gesagt, nicht für Klagelieder aufnehmen, die mir das Gefühl oder Andenken eigener Erfahrungen ausgepreßt habe. In allen nur ersinnlichen Lebensarten und Umständen ist das menschliche Leben mit mancherlei wirklichen, eingebildeten, natürlichen und selbstgemachten Plagen umfangen; und im Augenblicke der Ueberraschung kann uns oft auch ein kleiner Schmerz einen lauten Schrei abnöthigen: aber wer wollte über unvermeidliche, allgemeine, und eben darum sehr erträgliche Uebel

ſich ungebärdig ſtellen? Quisque suos patimur manes. — Indeſſen bedurfte es keiner Rückſicht auf die meinigen, um Ihnen von allgemeinen Erfahrungen zu ſprechen, die in allen Zeiten und bei allen Völkern, wo Literatur blühte, ſtattgefunden haben.

Sie, mein Lieber, kennen mich gut genug, um zu wiſſen, daß ich mit meinem Looſe in jeder Betrachtung zufrieden bin. Von meiner Jugend an habe ich die Kunſt mehr geliebt als was man Ruhm und Glück nennt; und immer iſt mir die unverfälſchte Empfindung einzelner edler Seelen, der unerwartete gutherzige Dank irgend eines wackern Biedermanns, der keine Nebenabſichten dabei haben konnte, mehr geweſen, als der ruhige Beifall des kalten Kenners oder das laute Zuklatſchen der Menge — wiewohl es mir in einem Laufe von mehr als dreißig Jahren auch an dieſen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein Verdienſt beilegen, an welches ich keinen Anſpruch zu machen habe, wenn ich läugnen wollte: daß ich, indem ich den größten Theil meines Lebens im Dienſte der Muſen zugebracht, mehr für mich ſelbſt als für andere gethan habe; und daß es die reinſte Wahrheit war, und vermuthlich bis an mein Ende wahr bleiben wird, was ich ſchon vor funfzehn Jahren (zu einer Zeit, da ich am äußerſten Ende des ſüdlichen Deutſchlandes in gänzlicher Abgeſchiedenheit von unſerm Parnaß und ohne alle literariſche Verbindung lebte) aus vollem Herzen zu meiner Muſe ſagte:

Gefällſt du nicht, ſtimmt Welt und Kenner ein
Dich deines Dienſt's zu überheben,
So mag dein Troſt in dieſem Unfall ſeyn,
Daß du bei ſüßer Müh' mir viele Luſt gegeben:
Du machſt, o Muſe, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört dir niemand zu, ſo ſingſt du mir allein.

Ich müßte mich ſehr irren, wenn dieſe Geſinnung nicht im Fortgang Ihres Lebens auch die Ihrige ſeyn ſollte; und ſo bleibt mir (was für Wege auch übrigens das Schickſal mit Ihnen gehen mag) doch immer der Troſt: daß eine Quelle von Glückſeligkeit in Ihrem Innern ſpringt, die Ihnen jeden Kummer des Lebens verſüßen, den Genuß ſeiner beſten Freuden verdoppeln, und, auch wenn ſie zu verſiegen anfängt, zum Labſal in den Tagen die uns nicht gefallen, wenigſtens noch einzelne Nektartropfen für Sie übrig haben wird.

Sendſchreiben

an einen jungen Dichter.

1784.

II.

Ich mache meiner Divinationskraft kein großes Compliment, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Antwort auf mein erstes Schreiben vorausgesehen habe. Glücklicher Weise für meine kleine Eitelkeit war es, wie Sie selbst versichert zu seyn scheinen, keineswegs meine Absicht, Sie zu erschrecken; widrigenfalls hätte ich die Demüthigung wohl verdient, meines Zwecks so sehr verfehlt zu haben. Ich erwartete von Ihnen nicht nur, daß die Schwierigkeiten und abschreckenden Umstände, wovon ich Ihnen sprach, Ihren Muth viel mehr reizen als niederschlagen würden; ich sehe auch mit Vergnügen, daß mich meine Vermuthung über die ganz verschiedne Wirkung, welche meine Vorstellungen auf Ihr Gemüth machen würden, nicht betrogen hat. Sie schwingen sich — mit einer Art von Verachtung, die ich (ohne sie völlig gut zu heißen) als unaffectirtes Gefühl Ihrer Seele zu schätzen weiß — über alles — hinweg, was ich Ihnen, aus dem Munde unsers Horaz, und aus der Erfahrung der Dichter aller Zeiten, von den äußerlichen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des poetischen Berufs gesagt habe. „Wer wird sich, sagen Sie, von einer Profession, wozu er sich berufen fühlt, durch

Umſtände abſchrecken laſſen, die aus der Natur und den Verhältniſſen des menſchlichen Lebens nothwendig entſpringen, die ihr mit allen andern Profeſſionen gemein ſind, und durch ſtandhaftes Ausharren, kluges Betragen und unabläſſiges Fortſtreben nach Vollkommenheit, gleichwohl vielleicht überwunden werden können?" — Beſonders ſehe ich Sie mit Vergnügen ſo wohl gewaffnet gegen die Vorſtellung der Armuth, das alte ziemlich gewöhnliche Loos der Künſtler, die unter dem Einfluß der Muſen ſtehen. Wohl Ihnen, mein junger Freund, daß das Wort Armuth, das durch die Ariſtides und Sokrates, die Curius und Fabricius, die Epiktete und Thomas Moore — kurz durch die Edelſten und Beſten der Menſchen ſo ehrwürdig geworden, nichts Verächtliches noch Abſchreckendes in Ihren Augen hat! — und daß Sie ſich ſo ganz darauf eingerichtet zu haben ſcheinen, auch mit Ihrem Beiſpiel zu beſtätigen, was Horaz dem Römiſchen Piſiſtratus zu Gunſten ſeiner Mitbrüder im Apollo ſagt:

Ein Dichter hat ſonſt keine Leidenſchaft
Als ſeine Luſt am Dichten; die allein
Beherrſcht ihn ganz und gar, er lebt und webt
In Verſen. Schlimme Zeiten, Geldverluſt,
Vermögensabfall, all dieß kränkt ihn wenig.
Mag ſein Geſind' auf einen Tag entlaufen,
Mag über'm Kopf ſein Haus ihm niederbrennen,
Er lacht dazu. In ſeinem Leben kommt
Ihm kein Gedanke ſeinem Mündel oder
Miterben heimlich einen Streich zu ſpielen.
Er lebe von Erbſenbrei und ſchwarzem Brod,
u. ſ. w.

In London und Paris mag es wohl nicht an Verſemännern fehlen, die ſich zuweilen mit einer noch leichtern Diät behelfen müſſen: aber bei uns Deutſchen getraue ich mir

(wenigſtens ſo lange die Romanmanufacturen ſo guten Abſatz finden, wie ſeit einiger Zeit) einem jeden Poeten vel quasi noch immer ſo viel Erbſenbrei und ſchwarzes Brod zu garantiren, als er nöthig hat, um nicht — durch Ueberfüllung am Arbeiten gehindert zu werden; ja das Handwerk wirft ſogar Bier und Tabak — Bedürfniſſe, die man zu Horazens Zeiten noch nicht kannte — reichlich ab; zumal da die Garderobe bei dieſen Herren, ordentlicher Weiſe, ein wenig koſtbarer Artikel iſt. Indeſſen iſt mir doch lieb zu vernehmen, daß Ihr guter Genius wenigſtens für das Unentbehrliche geſorgt, und Ihnen dadurch den ſehr wichtigen Vortheil verſchafft hat, daß Sie mit Muße und Weile arbeiten können, keinen Zeitverluſt in Anſchlag zu bringen brauchen, und, wenn Sie einen ſchönen halben Tag auf die Ausfeilung eines Duzend Verſe verſchwendet haben, ſich nicht hinterdrein mit dem armſeligen Gedanken, daß der elendeſte Proſeſchmierer, ohne alle Bemühung des Geiſtes und durch die bloße Behendigkeit ſeiner Schreibefinger, zehnmal mehr in ſo viel Stunden verdient habe, plagen müſſen; und, beim Anblick ihres zuſammengeſchrumpften Geldbeutels, nicht zu Verwünſchung einer Profeſſion verleitet werden, bei der Sie bloß deßwegen verhungern, weil Sie nicht — ohne ſie leben können.

Da Sie, mein Freund, allem Anſehen nach, ſich nie in dieſem jämmerlichen Falle befinden werden, und, bei der Sicherheit, das Nothwendige des begnügſamen Weiſen niemals weder durch Proſe noch Verſe erwerben zu müſſen, für alles Entbehrliche unbeſorgt ſind — kurz, da für Sie nur eine einzige Art iſt, wie Sie nach Ihrer eignen Denkart Ihr Glück machen können und wollen; ſo befremdet mich ganz und gar nicht, daß auf der einen Seite die Schwierigkeiten die in der poetiſchen Kunſt liegen, auf der andern, das Abſchreckende

was Sie in der Natur und den engen Gränzen unsrer Sprache zu sehen glauben, und endlich die Meinung, daß die ersten Plätze auf unserm Deutschen Pindus schon besetzt und neuangehenden Mitwerbern um die lauream apollinarem beinahe nichts Ruhmwürdiges mehr zu unternehmen übrig gelassen sey — die einzigen Hindernisse und Abschreckungen sind, die auf Ihre Einbildung zu wirken, und gleichsam in dem Augenblick, da Sie dem rufenden Genius die Hand reichen wollen, Sie unschlüssig und muthlos zurückzuhalten scheinen.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der poetischen Kunst ist eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein großes Maß wünschen möchte. Sie gründet sich auf lebendiges Anschauen und Bewußtseyn alles dessen, was ein Dichter von sich selbst fordern muß, wenn es ihm auch unglücklicher Weise an einem Publicum fehlte, das sich mit weniger nicht befriedigen ließe. Ein Jüngling, den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groß einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng seyn, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoß von Consonanten, eine die Eurhythmie des Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übelklingender Sylbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Gesetze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzählig; und die kleinste Uebertretung des kleinsten dieser Gesetze erregt einen Mißlaut, eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig-zartem Gefühl

fortdauernd hervorzubringen sein letzter Zweck ist und seyn soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die Gränzen, die ihm die Natur selbst gesetzt hat, d. h. die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache, oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen individuellen Fällen mit der höhern und wesentlichern zugleich erzielen zu können — kurz, nur physische Unmöglichkeit, oder das große Gesetz der Kunst selbst, welches uns zuweilen befiehlt, einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern — dieß allein und nichts anders kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohre zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulation der Verse begabt haben. Ich behalte mir auf eine künftige Gelegenheit vor, Ihnen über diesen letztern Artikel meine Gedanken und Bemerkungen bestimmter, und mit Beispielen erläutert, mitzutheilen. Auch bei der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studirens und einer langen Uebung, bis man es in allem dem, was unter dem Mechanischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grad der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, daß was diesen Punkt betrifft, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntniß derselben, noch durch den angestrengtesten Fleiß allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, daß die Deutsche Sprache an Wohlklang

und Sanftheit beinahe allen andern Europäiſchen nachſteht; und daß ſie inſonderheit von der Engliſchen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten, und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entſteht, von der Franzöſiſchen an Tauglichkeit — Witz und Empfindung (zwei ſo ungleichartige und doch ſo nahe verwandte Dinge) bis auf den äußerſten Grad der Feinheit auszuſpinnen und zu verweben, und von der Italiäniſchen an Geſchmeidigkeit und Ueberfluß an poetiſchen Worten zum lebendigſten Ausdruck, zur feinſten und glänzendſten Farbengebung, zur anmuthigſten Modulation des Verſes übertroffen werde. Ich hoffe einiges Recht erworben zu haben — ohne Scheu vor den Vorwürfen eines übertriebnen und den Ausländern mit Recht lächerlichen Patriotism — meine Meinung über dieſen Punkt ſagen zu dürfen; und ich ſtimme Ihnen gänzlich bei, wenn Sie mir ſchreiben: ich wünſchte, der Erbe des neulich ohne Erben zu Charles-Town verſtorbenen Juden Abraham della Palpa zu ſeyn, um ſeine dreihunderttauſend Pfund Sterling zum Preis für den Deutſchen Dichter auszuſetzen, der dieſe einzige Stanze des göttlichen Taſſo in gleich ſchöne Verſe zu überſetzen vermöchte:

Tenori sdegni e placido e tranquillo
Repulse, cari vezzi e liete paci,
Sorrisi, parolette, e dolci stille
Di pianto, e sospir' tronchi, e molli baci,
Fuse tai cose tutte, e poscia unille,
Ed al foco temprò di lente faci,
E ne formò quel sì mirabil cinto
Di ch' ella aveva il bel fianco succinto.

Die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit, Ihren Preis zu gewinnen (und wenn Sie auch Peru und Braſilien

auszubieten im Stande wären) liegt bloß in den vier erſten Verſen — und ſie liegt nicht nur in den Worten, inſoferne ſie Begriffe bezeichnen, ſondern vornehmlich in dem Mechaniſchen derſelben, und in der zauberiſchen Wirkung, die das amoroso in der Modulation dieſer Verſe thut.

Die Italiäniſche Dichterſprache wimmelt von Wörtern, beſonders von Beiwörtern, für die uns die unſrige kein Aequivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein Deutſcher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern ſeines Gedächtniſſes vergeblich nach einem Worte ſucht, welches gerade das, was er ſagen will, ſage, und dabei nicht durch irgend ein leidiges Schr oder Ch, oder ein dreifaches Uebergewicht harter Conſonanten den ſchönen Gegenſtand, den es bezeichnen, oder die Stelle, wo es Effect machen ſoll, verunziere — zu oft erfahren, als daß ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unſingbare unſrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freilich meiſtens nicht im Mangel an Wörtern, ſondern im Mangel ſolcher Wörter, wie unſer durch Griechiſche, Lateiniſche, Wälſche und Franzöſiſche Töne verwöhntes Ohr ſie gerne haben möchte. Zärtliche heißt eben das was teneri, und hat den nämlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterſchied macht das ch und der Zuſammenſtoß der drei Mitlauter r t l in dem Deutſchen Worte? Beltà und Schönheit bezeichnen einerlei Begriff; aber wie wohlklingend iſt jenes und wie müſſen die Organe arbeiten, um dieſes hervorzubringen? Welch ein ewiges Ziſchen und Hauchen, Knarren und Klirren in unſerm mit H, Ch, S, Sch, Pf und R überladenen Hochdeutſchen? Alles dieß, lieber Freund, und was Sie mir noch ſonſt gegen die poetiſche Euphonie derſelben hätten einwenden können, iſt zu offenbar um geläugnet zu werden. Aber Unrecht würden

Sie haben, wenn Sie darum, weil unſre Sprache nicht ſo ſanft und ſonor wie die Italiäniſche iſt, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten und ſelbſt vor dem, was ſie gleichwohl auch in dieſem Stücke iſt, verſchließen wollten. Ohne hier zu wiederholen, was von vielen andern, und von mir ſelbſt anderswo, hierüber ſchon geſagt worden — bedürfen wir eines ſtärkern Beweiſes, als die Dichter, die wir ſchon beſitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegſamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den ſie unter ihrer Bearbeitung nur ſeit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber auch ſchon lange vor der Epoche Hallers, Bodmers, Hagedorns, Gleims und Gellerts, wie ſehr zeigte ſie ſich ſchon von dieſer Seite zu ihrem Vortheil in vielen maleriſchen und muſikaliſchen Gedichten unſers vortrefflichen und zu ſehr vergeſſenen Brockes. Ich brauche Sie nur auf das ehmals berühmte Gemälde ſeines Ungewitters und der darauf erfolgten Stille zu verweiſen, wo mehr als ſiebzig meiſtens Alexandriniſche Verſe ohne R, einen ſehr laut redenden Beweis abgeben, daß unſre Sprache ſo hart nicht iſt, als man ihr vorwirft; oder daß ſie wenigſtens einen Ueberfluß an weichen Wörtern hat, und milde genug iſt, ſich in ſehr ſanfte Formen gießen zu laſſen. Was auch der Geſchmack gegen die beſagten ſiebzig Brockſiſchen Verſe ohne R einzuwenden haben mag; ſo beweiſen ſie doch immer, was der Dichter ſelbſt, wie es ſcheint, damit beweiſen wollte. Aber auch ohne dieß, was iſt ſanfter und wohllautender als z. B. folgende Stelle aus des nämlichen Dichters muſikaliſchem Gedicht auf ſeinen Garten?

Es ſcheint der Blüthe flüchtig Schweben,
Indem ſie fällt, die Lüfte zu beleben;

Die klare grünlich-dunkle Fluth,
Die in des Teiches Uferschooß,
Bekränzt mit Moos,
An schlanker Bäume Wurzeln ruht,
Auf deren ebner Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weißen Gluth.

Es müßte denn nur folgende Arie seyn, die sich neben den schönsten eines Metastasio hören lassen darf:

Kühler angenehmer Bach,
Allgemach
Schließet deiner krausen Wellen
Sanfter Schall, in kleinen Fällen,
Durch das Ohr mein Auge zu;
Deiner fließenden Krystallen
Schwätzend Wallen
Reizet selbst den Geist zur Ruh'.

Lesen Sie, wenn Sie den Reichthum und das Melodiöse unsrer Sprache, in Rücksicht auf Wohlklang und Singbarkeit, in seinem vollen Glanze sehen wollen, von eben diesem — weit mehr als anerkannt wird — um unsre Sprache und Dichtkunst verdienten Manne seine Gedichte über die Vergnügung des Gehörs im Frühling, über das Wasser im Frühling, über die Schönheit der Felder, über den Mondschein in einer angenehmen Frühlingsnacht, über die Rose u. s. w., und besonders seine ehmals so berühmten Beschreibungen des Nachtigallengesangs, denen schwerlich irgend eine Sprache etwas Reicheres und Vollkommneres in ihrer Art entgegenzusetzen hat.

Aber wenn wir auch zugeben müſſen, daß unſre Sprache bei weitem nicht ſo ſanft iſt, als die größtentheils aus der Lateiniſchen entſprungenen unſrer Nachbarn jenſeits des Rheins und der Alpen — iſt denn Sanftheit die einzige poetiſche Tugend einer Sprache? Iſt die ganz vorzügliche Geſchicklichkeit der unſrigen, ſtarke und heftige Leidenſchaften und große Naturſcenen in dem heftigſten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzuſtellen — und beſonders, iſt ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas Geringes zu achten? Ich empfehle Ihnen, wenn Sie unſern ganzen Reichthum an Wörtern dieſer Art beiſammen ſehen wollen, abermal, außer den ſchon angezognen Gedichten meines Brockes, ſeine phyſikaliſchen Stanzen, die mit den trefflichſten Schilderungen angefüllt ſind: beſonders die Beſchreibung eines feuerſpeienden Berges und das große Gemälde des Untergangs unſers Planeten durch ein allgemeines Erdbeben; welche ungeachtet der unbequemſten Vers- und Reimart, die zu Gedichten dieſer Art nur immer gewählt werden konnte, Sie durch die hinreißende Stärke der Sprache, deren er ſich darin ganz bemächtigt hat, in Bewunderung ſetzen wird. Nehmen Sie nun noch hiezu, was unſre Dichterſprache, ſeit Brockes, durch die fünf ſchon genannten Dichter, und nach ihnen, durch Kleiſt, Kramer, Utz, Geßner, Namler, Gerſtenberg, Götze, Zacharia, Duſch, J. G. Jakobi, Bürger und andere, vornehmlich aber, was ſie durch Klopſtock gewonnen hat: machen Sie ſich die Verdienſte eines jeden dieſer Dichter, in ſeiner Art, und nach dem beſondern Charakter ſeines Geiſtes und ſeiner Dichtart, genau bekannt — und gewiß, ich müßte die Geſundheit Ihres Verſtandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daß Sie billiger von dieſer Sprache

urtheilen, und sich's nicht mehr leid seyn lassen werden, daß das Schicksal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno geboren werden ließ. Wenigstens versprech ich mir dieß so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck, an Klang und Modulation, ihrem Inhalt angemessenere Stelle werden gewiesen haben, als es die folgende aus der Messiade ist:

— Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furchtsamer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als jeder dahinsank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den mit durchschossener Schrift gedruckten Stellen, dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink dienstbar gewesen ist. Aller Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort wie gewaltiger, wie zitterten, wie süßbetäubend, wie ehrfurchtvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das letztere ist sogar ein sehr hartes Wort: aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müßte die Hälfte der Messiade

abſchreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck ſanfter, zarter, liebevoller, trauriger, wehmüthiger — oder erhabner, majeſtätiſcher, ſchauervoller, ſchrecklicher, und ungeheurer Gegenſtände oder Empfindungen, freiwillig entgegengekommen iſt: und die andre Hälfte, um Ihnen in Beiſpielen zu zeigen, wie dieſer große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz, zur ſeinigen zu machen gewußt hat. Niemand hat beſſer als er die Kunſt verſtanden, ihre Widerſpänſtigkeit zu bezähmen, und aus dieſem oft ſo ſpröden Stoffe ſeinem Genius, ſo zu ſagen, einen edlen und geſchmeidigen Luftkörper zu bilden. Studiren Sie ihn, ohne ihn jemals zu copiren, lernen Sie von ihm, und auch von den übrigen Dichtern die ich genannt habe, und die (wiewohl zum Theil von den Jetztlebenden ſchon halb vergeſſen) eine aufgeklärtere und geſchmackvollere Nachwelt ganz gewiß in alle ihre Rechte wieder einſetzen wird — lernen Sie aus ihnen, unſre durch eigenthümlichen Reichthum ſo vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfang, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen: ſo werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo ſie Ihre Geduld auf harte Proben ſetzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Urſache genug finden, ſich immer wieder mit ihr auszuſöhnen.

Es iſt nichts Leichters als zu ſagen, die Sprache Arioſts, Taſſo's und Metaſtaſio's ſey ungleich ſanfter und melodiöſer als die Deutſche. Aber iſt ſie darum auch mannichfaltiger, abwechſelnder, nachdrücklicher, kräftiger? Und kann man in Abrede ſeyn, daß ihre alle Augenblicke wiederkommenden **A**, **E**, **I** und **O** ihr eine dem Ohr endlich ſehr langweilige Eintönigkeit geben? Doch wir haben nicht nöthig Unvollkommen-

heiten an den auswärtigen Sprachen zu ſuchen, um die Verdienſte der unſrigen zu erheben. Jede Sprache iſt der Organiſation, der Lage, dem Genie und Charakter der Nation, von welcher ſie gebildet worden iſt, angemeſſen — und die Deutſche trägt die Spuren des allgemeinen Charakters, woran man einen Deutſchen — ſo verſchieden auch die Einwohner einzelner Provinzen, in Vergleichung miteinander, ſcheinen — von einem Franzoſen, Italiäner, Spanier, Engländer u. ſ. w. ſogleich unterſcheiden kann, auf eine ſehr merkliche Weiſe. In ihren häufig zuſammengedrängten Conſonanten iſt das Phlegma unſers National-Temperaments, die Aſche die unſre Glut bedeckt; in ihren häufigen Hunds- und Tiſch-Lauten (R. S. Sch.) die choleriſche Miſchung, und in den eben ſo häufigen und ſtarken Aſpirationen das Muntere, Kräftige und der anhaltendſten Anſtrengung Fähige desſelben, deutlich ausgedruckt. Aber die häufige Einmiſchung der ſanften, und der kindlichen Natur beſonders eignen Laute, B, M, D, C und L, vornehmlich des letztern, der etwas vorzüglich Lebhaftes und Liebliches hat, temperirt das Schwerfällige, Rauhe und Ungeſtüme, das gleichſam die Grundlaute der Sprache unſrer uralten Vorfahren, der freien Waldbewohner, Jäger und Krieger — ausmacht, in ſolcher Maße — und die lange Tonleiter unſrer Vocalen und Diphthongen trägt ſo viel bei, theils das Naturnachahmende unſrer Wörter zu verſtärken, theils eine große Mannichfaltigkeit und mehr Contraſt in ſie zu bringen: daß ein Dichter, wenn er ſeinen eignen Vortheil recht bedenkt, ſich kaum eine zu allen Arten des lebendigen Ausdrucks tauglichere und alle mögliche Farbenmiſchung beſſer zulaſſende Sprache wünſchen kann, als eben dieſe, die wir, aus allzugroßer Gefälligkeit gegen unſre Nachbarn, den ihrigen (die doch ſo wenig Uebereinſtimmendes mit unſerm Tempera-

ment und Charakter haben) unbilligerweise nachzusetzen uns verleiten lassen.

Ich überlasse diese Betrachtung, die das, was ich sagen wollte, nur bloß andeutet, Ihrem eignen weitern Nachdenken; und bin versichert, daß Sie durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den Gebrauch, den unsre besten Dichter von den Idiotismen unsrer Sprache zu machen gewußt haben, tausendfältige Bestätigungen des Gesagten finden werden.

Weil ich Sie doch so lange mit meiner Apologie unsrer uralten Helden- und Bardenzunge aufgehalten habe: so erlauben Sie mir nur noch diese einzige Nebenbemerkung hinzuzufügen. Diejenigen, welche — nachdem sie die alte Griechische Sprache ihres bezaubernden Wohlklangs wegen an den Himmel erhoben haben — die unsrige wegen des häufigen Nasenlauts N tadeln, haben vermuthlich in ihrem Leben in keinen Homer geguckt: sonst hätten sie sehen müssen, daß das N am Ende des Worts im Griechischen beinahe eben so häufig vorkommt als im Deutschen. Der Vorschlag eines großen Königs, zu Verbesserung dieses vermeintlichen Gebrechens, unsre Zeitwörter hinten mit einem A zu beschwänzen, und statt lieben liebena zu sagen, ist nicht glücklicher als der Tadel selbst, und würde unsre Sprache in ein sehr unliebliches und Böotisches Gedröhne verwandeln. Kürzer käme man davon, wenn man (wie die Oberdeutschen schon seit so vielen Jahrhunderten thun) das N am Ende der Wörter gar nicht hören ließe. Unsre Sprache würde dadurch — zwar nicht der Griechischen — aber doch wenigstens der Französischen und Wälschen ähnlicher werden; und das wäre doch schon etwas Beträchtliches über den bösen Geist des Uebelklangs gewonnen!

Was die engen Gränzen der Deutschen Sprache betrifft, so dachten Sie dabei wohl allein an die Französische, die

durch einen Zusammenfluß von günstigen Umständen seit den Zeiten Ludwigs XIV. zur allgemeinen Hof- und Gesellschaftssprache im größern Theile von Europa geworden ist. Ohne Zweifel müßte sich die Welt noch gewaltig verändern, wenn sie jemals von der unsrigen aus ihrem wohlerworbnen Besitze dieser Gerechtsame verdrungen werden sollte. Lassen Sie uns auf keinen so unwahrscheinlichen Glücksfall Rechnung machen. Der Französische Schriftsteller hat wenigstens zwölf Leser, wenn der Deutsche einen hat. Der Nachtheil des Deutschen ist groß; aber da er ihn mit allen übrigen Europäischen Nationen theilt, so ist er um so leichter zu ertragen: und da der Umfang der Länder, in welchen die Deutsche Sprache gesprochen wird, viel größer ist als der Kreis in welchem (außer der Französischen) alle übrigen Europäischen Sprachen eingeschlossen sind: so hat der Deutsche hierin noch immer einen ansehnlichen Vorzug vor dem Italiäner, Engländer, Spanier u. s. f. Der Franzose ist der einzige, den Sie, in dieser Hinsicht, beneiden können. Wollten Sie aber wohl, um des Vortheils willen von einer größern Anzahl gelesen zu werden, lieber in der Französischen als Deutschen Sprache dichten? — Wahrlich, so müßten Sie die reichen Vorzüge unsrer Dichtersprache und die Vortheile einer ungleich größern Freiheit, deren unsre Dichtkunst genießt, noch nicht genug erwogen haben.

Von größerm Belang scheint, beim ersten Anblick wenigstens, der letzte Einwurf zu seyn, bei dem Sie sich am meisten aufhalten; und über den auch meine Antwort etwas weitläufiger ausfallen wird, weil er mir Gelegenheit gibt, Ihnen meine Gedanken über einige der wichtigsten Hauptstücke unsrer Kunst mitzutheilen. — „Die Epoche, in deren Mittel ich geboren worden bin (sagen Sie), kann mit größtem Rechte

das goldne Alter der Deutſchen Poeſie genennt werden; und, nach der Analogie deſſen, was bei andern Völkern geſchehen iſt, zu urtheilen, dürfen wir nicht hoffen, jemals wieder eine ſolche Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Arten beiſammen zu ſehen, als diejenigen waren, womit das Schickſal die Regierungszeit Kaiſers Franz des Erſten — wiewohl ohne deſſen mindeſtes Zuthun, und ohne daß er vermuthlich das Geringſte davon wahrgenommen, illuſtrirt hat. Auch wird (fahren Sie fort) die Nachwelt dieſes goldne Alter unſrer Poeſie, da es nach keinem Alexander, Auguſt, oder Ludwig benannt werden kann, mit beſſerm Fug Bodmers Jahrhundert nennen; denn in dem langen Lebenslauf dieſes ehrwürdigen, um unſre Sprache und Literatur ſehr verdienten Greiſes, iſt der Anfang, das Mittel, und beſorglich auch das Ende der ſchönen Zeit unſerer Deutſchen Muſen eingeſchloſſen. In ſeiner Jugend brach ihre Morgenröthe mit Canitz, König und Brockes an; bald darauf erſchienen Haller und Hagedorn, denen eben ſo bald Pyra und Lange, ſo wie dieſen Gleim und Utz und Gellert und die übrigen Verfaſſer der Bremiſchen Beiträge folgten. In ſeinem funfzigſten Jahre (im Jahre 1748) hatte er ſchon die Mittagshöhe erreicht, von welcher er, mit der frohen Zufriedenheit eines Mannes, der zur Beſſerung ſeines Zeitalters ſelbſt ſo viel beigetragen, herabſingen konnte:

Mein Haupt beſchweret nicht mehr das Erz des alten Saturnus,
Sein Reich von Blei gab dem ſilbernen Platz,
Und das verheißt uns hienächſt ein golden dichteriſches Alter,
Verheißt uns unſern Homer und Virgil.
Ich hörte Klopſtocken ſchon den Gott Meſſias beſingen,
Mit Miltons Geiſte ſchien Klopſtocks durchwebt:
Ich hörte ſchon den von Kleiſt auf Zephyrs duftenden Flügeln
Den Lenz verfolgen durch Garten und Feld.

Sie holten muthig und ſtark in den Olympiſchen Auen
Die neuen Harfen, den heil'gen Geſang.

Wie wenig hatte ihm in der Decade von 1730 bis 40, da die Neukirche, Corvini und Gottſchede den Deutſchen Parnaß noch mit bleiernem Scepter beherrſchten, geahnet, daß er in ſeinem funfzigſten ſehen würde was er ſah! Gewiß ſo wenig, als er damals vorherſah, daß er dieſes goldne Alter, deſſen Anbruch ihm ſolche Freude machte, ganz durchleben, und mehr als dreißig Jahre ſpäter, wieder Urſache haben oder zu haben glauben würde, den Verfall des Geſchmacks zu beklagen; deſſen glänzendſte Epoche nun in ſeinem fünfundachtzigſten Jahre ihm eben ſo weit wieder hinter ſeinem Rücken zurückzuweichen ſcheint, als ſie ſechzig Jahre zuvor, wiewohl in einer noch unſichtbaren Entfernung, vor ihm lag. Dieſer optiſche Betrug (ſetzen Sie hinzu) iſt vermuthlich in Bodmers gegenwärtigem Alter eben ſo natürlich und unvermeidlich, als es mir, deſſen zwei erſte Lebensdekaden in den glänzenden Zeitraum unſrer Literatur von 1760 bis 80 fielen, natürlich ſeyn muß, zu befürchten, daß mir, von ſo vielen Günſtlingen der Muſen, die ſich innerhalb dieſer Zeit durch Meiſterſtücke aller Arten hervorgethan haben, nichts, wodurch auch ich mich vom Boden erheben könne, übrig gelaſſen ſey. Ich befinde mich gerade in der Lage eines jungen Griechiſchen Kunſtbefliſſenen, der in die Zeit gefallen wäre, da Apelles, der Maler der Grazie, den ſchönen Reihen der Polygnotus, Zeuris, Parrhaſius, Protogenes, Timanthes, Pamphilus und Aetion beſchloß — und der in irgend einer großen Galerie von den ſchönſten Werken aller dieſer Meiſter ſich umringt und gleichſam erdrückt geſehen hätte. Sie werden mir, hoffe ich, geſtehen, daß ein ſolcher Anblick geſchickter iſt, einem Anfänger, der Augen zum Sehen, eine Seele zum

Empfinden, und Geiſt zum tiefern Eindringen ins Wahre der Kunſt mit ſich bringt, den Muth niederzuſchlagen als zu erheben!"

Ich habe große Luſt, mein lieber junger Freund, Ihnen dieß — nicht einzugeſtehen. Aber dagegen bekenne ich gern, daß, wenn ich über dieſen Gegenſtand anders denke als — Bodmer und Sie, ohne Zweifel der Standpunkt, woraus jeder von uns die Seite ſieht, großen Antheil daran habe. Der ehrwürdige Greis hat, von ſeinem vierzigſten Jahre bis zum fünfundachtzigſten, unſre Literatur mit ſo ſchnellen und gigantiſchen Schritten emporſteigen ſehen, daß ſeine Einbildung ſich an dieſen raſchen Gang gewöhnt hat, und es ihm vorkommen muß, wir fallen wieder, wenn wir auch bloß ſtillſtünden. Ueberdieß iſt es ja wohl ſehr natürlich und verzeihlich, daß auch der weiſeſte Mann, wenn er achtzig Jahre hinter ſich hat, die Schuld der Natur bezahle, und wahr machen helfe, was unſer Horaz von ſeinem Alten ſagt:

> — difficilis, querulus, laudator temporis acti
> So puero, castigator censorque minorum.

Wir werden's denen, die nach dem Jahre 1800 ungefähr ſeyn werden, was wir im Jahr 1780 waren, nicht beſſer machen; falls uns das zweideutige Vergnügen aufbehalten iſt, ins neunzehnte Jahrhundert mit erloſchnen Augen hinüber zu ſchauen. Aber jetzt, da ich im October 1782 mich gerade auf dem Punkt meiner eignen Laufbahn befinde, wo Bodmer vor vierunddreißig Jahren auf der ſeinigen war, als er ſang:

> Nun hat mein Alter den Punkt der Mittagshöhe beſchritten,
> Und iſt nicht länger mit Steigen beſchwert;

iſt es eben ſo natürlich, daß ich von meiner Zeit weder ſo geringe denke, wie er dermalen zu thun ſcheint, noch ſo gar

groß, wie Sie, mein Freund — wenigſtens in dieſem Augenblicke denken, da Ihre jugendliche Beſcheidenheit, mitten unter ſo vielen, ſo mannichfaltigen, zum Theil ſo geprieſenen Werken älterer Meiſter wie erſchreckt und geblendet daſteht, und an der Möglichkeit zweifelt, das was Sie bewundert, nur erreichen, geſchweige übertreffen zu können. Aber gerade dieſer Zweifel, mein Lieber, iſt der gewiſſeſte Beweis, daß es Ihnen gelingen wird. Zwanzig Dichterlinge, die uns mit ihren verſtimmten Leyern ſo unermüdet um die Ohren ſchnarren, hätten ihn längſt haben ſollen, und werden ihn nie haben! Nur der Jüngling, der einſt Raphael ſeyn ſollte, konnte vor einem da Vinci ſchamroth und ſtaunend daſtehen, und zweifeln, ob er ihn jemals würde erreichen können; — während daß da Vinci ſelbſt am beſten wußte, daß er und worin er übertroffen werden könne.

Unſre Literatur hat ſeit vierzig Jahren unläugbar, in Vergleichung mit dem was ſie vor dieſer Zeit war, große Schritte vorwärts gemacht; aber, wer kann ſagen, daß ſie den Punkt ſchon erreicht habe, wo ſie ſich der Franzöſiſchen entgegenſtellen könnte? Wo ſind unſre Boileau, unſre Molière, unſre Corneille, unſre Racine u. ſ. w.? Wo ſind die Deutſchen Trauerſpiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannicus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomed; wo die Luſtſpiele, die wir dem Miſanthrope, dem Tartuffe entgegen ſtellen können? Ich ſpreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das Publicum in dieſer oder jener Stadt, oder was parteiiſche Freunde und unverſtändige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig ſind. Aber ich wünſche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenſchaften eines vortrefflichen Trauerſpiels (Sprache, Verſification und Reim

mit einbedungen) neben irgend einem von Racine ſtehen könne.

Ich dinge, mit gutem Bedacht, eine ganz reine, fehlerloſe, immer edle, immer zugleich ſchöne und kräftige, niemals weder in die Wolken ſich verſteigende, noch wieder zur Erde ſinkende Sprache, und eine vollkommen ausgearbeitete, numeroſe, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Verſification mit ein: denn ein Tragödiendichter in Proſe iſt — wie ein Heldengedicht in Proſe. Verſe ſind der Poeſie weſentlich; ſo dachten die Alten, ſo haben die größten Dichter der Neuern gedacht; und ſchwerlich wird jemals einer, der eine Tragödie oder Komödie in ſchönen Verſen machen könnte, ſo gleichgültig gegen ſeinen Ruhm ſeyn, lieber in Proſe ſchreiben zu wollen. Ich dinge ſogar den Reim ein; weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meiſtern der Ausländer zu meſſen, bis wir, bei gleichen Schwierigkeiten, eben ſo viel geleiſtet haben als ſie. — Was ich hier ſage, ſoll der kleinen Anzahl von Trauerſpielen in gereimten Verſen, deren wir uns etwa rühmen können, an ihrem Werthe nichts benehmen. Sie werden ſo lange gut genug bleiben müſſen, bis ein Dichter, über welchen Racinens Gefühl, Geſchmack und Talent kommen wird, etwas Vollkommneres in dieſer Art leiſtet. Wenn das Vollkommne gekommen ſeyn wird, ſo wird das Stückwerk aufhören. Die Franzoſen haben ſolche Stücke, wie wir kaum ein Duzend zuſammenbringen können, dem Hundert nach: aber wir haben, meines Wiſſens, nicht ein einziges, weder Trauer- noch Luſtſpiel, das (unter gleichen Bedingungen) ihren Meiſterſtücken den Vorzug ſtreitig machen könnte. Welch eine Laufbahn liegt hier noch für künftige Dichter offen!

Aber auch ſelbſt in dem Fache der erzählenden oder epiſchen

Poeſie (im weitläufigſten Verſtande des Wortes), worin wir, verhältnißweiſe, mehr Gutes als in der dramatiſchen aufzuweiſen haben — wie vieles iſt noch zu thun? Wie weit ſind wir noch entfernt, alle Gattungen derſelben, oder alle guten Sujets in jeder Gattung erſchöpft zu haben; oder, in allen Arten des Styls, Werke die von keiner Seite übertroffen werden könnten, zu beſitzen! Wie mancher hat durch ſeine Verſuche (ſo viel Verdienſt man ihnen auch mit Rückſicht auf Zeit und Umſtände billig zugeſtehen muß) gleichwohl nur der Nachkommenſchaft den Weg gezeigt, es beſſer zu machen? —

III.

Als ich Ihnen am Schluß meines zweiten Schreibens, bei Gelegenheit der allzuhohen Meinung, die Sie mir von unsern Fortschritten in den Musenkünsten gefaßt zu haben schienen, im Vorbeigehen etwas von der meinigen über den Zustand unsrer dramatischen Poesie merken ließ; als ich Sie fragte, wo unsere Corneille, Racine, Molière u. s. w. seyen? wo die Deutschen Tragödien, die wir Werken. wie Cinna, Athalia, Britannicus, Catilina, Alzire, Mahomed u. s. f. entgegenstellen dürften, ohne uns vor allen Personen von Geschmack in ganz Europa lächerlich zu machen? — Als ich Ihnen dieß schrieb, hatte ich wenig Hoffnung, daß in dem Zustand worin unsre dramatische Dichtkunst und unsre Schaubühne sich seit einigen Jahren befinden, und bei der fast allgemeinen Gleichgültigkeit, womit unsre besten Köpfe dem Verfall des Geschmacks und der Kunst zusehen, meine einzelne schwache Stimme gehört werden, und einige Wirkung thun würde. Um' so angenehmer wurde ich daher überrascht, als ich vernahm, daß ein mit patriotischem Eifer für diesen Zweig des Nationalruhms erfüllter Mann jene Fragen für eine Aufforderung genommen habe, und dadurch zu einem neuen Versuch angefeuert worden sey, ob es möglich seyn möchte,

unſre tragiſche Muſe wieder in den Weg, den Schlegel, Cronegk, Brawe, Weiſſe, ſchon ſo glücklich betreten hatten, zurück zu leiten, und (was die Hauptabſicht des edeldenkenden Mannes zu ſeyn ſchien) Nachfolger zu erwecken, die ihm ſelbſt in dieſer ruhmvollen Bahn zuvorlaufen, und endlich einmal zeigen würden, daß dem Deutſchen Genius, von Deutſcher Unverdroſſenheit und Beharrlichkeit unterſtützt, auch dieſe hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unerſteiglich ſey.

Dieſer Verſuch, dieſe unverhoffte und ſeltſame Erſcheinung auf unſerm heutigen Parnaß, nennt ſich Cleopatra und Antonius, ein Trauerſpiel in Verſen von vier Aufzügen, gegen das Ende des letztverwichnen Jahres im k. k. National-Hoftheater zu Wien aufgeführt; und der Mann der den Muth hatte mit einem ſo kühnen Verſuche gegen den herrſchenden Geſchmack Sturm zu laufen, iſt der k. k. Oberſt und Commandant des Graf Karl Colloredoiſchen Infanterie-Regiments, Herr von Ayrenhof, der ſich durch die Trauerſpiele Hermann und Thusnelde, und Aurelius, und vornehmlich durch das auf allen unſern Schaubühnen ſo bekannte und beliebte Luſtſpiel, der Poſtzug, ſchon ſeit funfzehn Jahren eine Stelle unter den Schauſpieldichtern unſrer Zeit erworben hat.

Was ich von einem Werke forderte, das wir den Meiſterſtücken eines Racine, Crebillon und Voltaire an die Seite ſtellen könnten, war (wie Sie ſich erinnern werden) ſehr viel; aber es war nicht mehr als was ich von mir ſelbſt fordern würde, und müßte, wenn mich jemals die Verwegenheit anwandeln könnte, meine Kräfte gegen ſolche Athleten meſſen zu wollen. Der Verfaſſer dieſer neuen Cleopatra ließ ſich durch die Größe dieſer Forderungen und die Schwierigkeit, ſie zu befriedigen, nicht abſchrecken: was kann ein Verſuch

ſchaden, ſagte er zu ſich ſelbſt, und leiſtete — was ihm in ſeiner Lage, bei einem Beruf, der mit der geſchäftloſen Ruhe der friedſamen Muſen ſo ſtark abſticht, auf einer Stelle, welcher er mit Ruhm und zur Zufriedenheit eines Monarchen vorſteht, der ſich durch keinen Scheindienſt befriedigen läßt, kurz, was einem Dilettanten, der den Muſen nur einige Erholungsſtunden opfern kann, möglich war; und gewiß mehr, als man den meiſten von den Herren, die ſich der Schaubühne zeither bemächtigt haben, zuzutrauen Urſache hat. Geſetzt auch, daß er mit dieſem Verſuche nicht mehr ausgerichtet hätte, als die Aufmerkſamkeit des literariſchen Publicums, der Liebhaber der Schaubühne, und der Schauſpieler ſelbſt, nach einer zu langen Pauſe, wieder auf die wahre Kunſt des Trauerſpiels und die großen Muſter der Griechen und Franzoſen zu lenken, und in irgend einem jüngern, von andern Sorgen ungefeſſelten, mit Genie und Talenten ausgerüſteten Manne die edle Ruhmbegierde zu entzünden, den Geſchmack der Nation durch Meiſterſtücke in dieſer Art von Irrwegen zurückzubringen, auf denen wir uns eben ſo weit von der Natur, welcher wir zu opfern vermeinen, als von der Kunſt entfernt haben; würde nicht dieß allein ſchon Verdienſtes genug ſeyn, und dem edeln Manne, der einer ſo glücklichen Veränderung den erſten Schwung gegeben, den Dank aller derjenigen erwerben, denen der Ruhm unſrer Literatur nicht gleichgültig iſt? — Und wem, der noch einiges Gefühl für Nationalruhm hat, kann dieſe gleichgültig ſeyn?

Herr von Ayrenhof hat mir, in Rückſicht auf den oben erwähnten Umſtand, die ſonſt unverdiente Ehre erwieſen, ſeiner Cleopatra eine Zueignungsſchrift an mich vorzuſetzen, die zugleich dem Werke ſelbſt zur Vorrede dient, und (außer einer kurzen Rechtfertigung ſeiner Verfahrungsart in Anlegung

des Charakters seiner Heldin) sein freimüthiges Glaubensbekenntniß über den gegenwärtigen Zustand unserer Schaubühne und den herrschenden Geschmack des großen Haufens darlegt. Ich muß aber gestehen, daß ich hier nicht immer so ganz mit ihm einstimmen kann, als er es vorauszusetzen scheint; wenigstens würde ich mich über verschiedne Punkte bestimmter und behutsamer ausgedrückt haben; — und dieß eben nicht aus Poltronerie, oder aus politischen Rücksichten, sondern aus Furcht ungerecht zu seyn, und um nicht aus einer Extremität in die andere zu fallen.

In zweien Stücken bin ich mit dem Herrn Obersten gänzlich einerlei Meinung: nämlich daß wir Unrecht haben, die guten Werke der Franzosen zu verachten, weil wir vielleicht verzweifeln sie in ihrer Manier erreichen zu können; und, daß die unverständige Nachahmung Shakespears, und der Englischen Schaubühne überhaupt, großen Unfug auf den unsrigen angerichtet habe. Aber was beweiset dieß gegen Shakespearn selbst? Wahrlich nicht ein Jota mehr, als die schülerhaften Uebersetzungen und Nachahmungen Französischer Muster, die vor dreißig bis vierzig Jahren aus der Gottschedischen Schule hervorgingen, gegen Racine oder Voltaire bewiesen!

Ich bin so überzeugt als es jemand seyn kann, daß der Oedipus des Sophokles eines der vollkommensten Muster der Tragödie ist; und daß die Regeln, die von diesem Meisterstück der tragischen Kunst abgezogen worden, Regeln sind, bei deren Beobachtung ein Mann, der den Geist des Sophokles geerbt und den Vortheil gehabt hätte, ein eben so glückliches Sujet als der Oedipus ist, aufzufinden, ein eben so vortreffliches Trauerspiel hervorbringen würde. Aber die bloße Beobachtung dieser Regeln, besonders der sogenannten drei Einheiten, macht

darum noch kein vortreffliches Werk: und das regelloſeſte Stück, mit Shakeſpears Genie, tiefem Blick in die innerſten Falten des Herzens, Lebendigkeit und Energie der Imagination, Wärme des Gefühls und unerſchöpflichem Reichthum an Gedanken und Bildern geſchrieben, würde doch wohl, ohne jemandes Widerrede, unendlichmal mehr werth ſeyn als Gottſcheds Cato, mit aller Beobachtung der Regeln des göttlichen Ariſtoteles. Wer wollte nicht lieber mit einem ſehr unregelmäßig gebauten Aeſop Umgang pflegen, als mit einem Antinous, wenn er nur eine hirnloſe Puppe wäre?

Shakeſpears Stücke ſind, größtentheils, Haupt- und Staatsactionen, oder dramatiſirte Novellen und Mährchen, bei deren Anlage er ſo wenig an den Plan des Oedipus dachte, als an das Ceremonien-Tribunal zu Peking. Nichts deſto beſſer! ſagt Hr. v. A., und beinahe möchte ich es auch ſagen, wenn ich überzeugt wäre, daß Shakeſpear durch Regelmäßigkeit nicht mehr verloren als gewonnen hätte. Aber es ſey dem ſo! Er iſt und bleibt dennoch (mit Erlaubniß meines edeln Freundes) der erſte dramatiſche Dichter aller Zeiten und Völker — nicht weil er ſich über die Regeln der Griechiſchen Tragödie wegſetzte; nicht wegen ſeiner Vermengung des erhabenſten Tragiſchen mit dem niedrigſten Komiſchen; nicht wegen gewiſſer Fehler, die ihm mit den größten Schriftſtellern ſeiner Nation und Zeit gemein waren, noch wegen der Opfer, die er dem ſchlimmen Geſchmacke ſeines Publicums, von welchem er ſeinen Unterhalt ziehen mußte, wiſſentlich brachte — dieß dächte ich, ſollte ſich doch endlich einmal von ſelbſt verſtehen! — ſondern weil ihn, in allem was das Weſentlichſte eines großen Dichters überhaupt und eines dramatiſchen inſonderheit ausmacht, an Stärke aller Seelenkräfte, an innigem Gefühl der Natur, an Feuer der Ein-

bildungskraft, und der Gabe sich in jeden Charakter zu verwandeln, sich in jede Situation und Leidenschaft zu setzen, weder Corneille noch Racine, weder Crebillon noch Voltaire, nicht nur nicht übertroffen, sondern (wenn wir ohne Vorurtheil, nach hinlänglicher Untersuchung und Vergleichung der Sache urtheilen wollen) bei weitem nicht erreicht haben. Wer von Spuren eines großen Genie's spricht, die man oft in seinen Werken finde, erweckt den Verdacht, sie nie gelesen zu haben. Nicht Spuren, sondern immerwährende Ausstrahlungen und volle Ergießungen des mächtigsten, reichsten, erhabensten Genius, der jemals einen Dichter begeistert hat, sind es, die mich bei Lesung seiner Werke überwältigen, mich für seine Fehler und Unregelmäßigkeiten unempfindlich machen, mich, unter dem Zauber seiner allgewaltigen Phantasie, eben so wenig an Französische Regeln und Französische Muster denken lassen, als mir in einer herrlichen Landschaft, oder in einem majestätischen, von der wärmsten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, daß Le Notre der Natur hier nicht mit seiner Meßschnur und Baumscheere zu Hülfe gekommen sey. Shakespears Werke sind, in Vergleichung mit regelmäßigen Tragödien, nur insofern Ungeheuer (wie sie Hr. v. A. nennt) als die Domkirche zu Mailand oder die Abtei von Westmünster in Vergleichung mit Griechischen Tempeln, oder die Façade des Straßburger Münsters in Vergleichung mit der Façade vom Louvre Ungeheuer sind. Ein mittelmäßiges Tempelchen nach Jonischer Ordnung gebaut, wäre freilich eleganter als die majestätische Kathedralkirche zu York, die eines der prächtigsten Denkmäler im sogenannten Gothischen Geschmacke ist: aber was müßte das für ein Kopf seyn, der (wenn es auf ihn ankäme) diese niederreißen lassen wollte, um jenes an ihren Platz zu setzen?

Shakeſpears Unregelmäßigkeit wird, an ſich ſelbſt, nie eine Schönheit werden, wiewohl ſie bei ihm oft die Veranlaſſung großer Schönheiten iſt; und ſeine Fehler bleiben Fehler, wiewohl ſie Fehler eines großen Mannes ſind. Es iſt nicht wohlgethan, jene nachzuahmen, ohne von der Natur mit Geiſteskräften wie die ſeinigen ausgeſteuert worden zu ſeyn; und es iſt lächerlich, dieſe nachzuäffen. Aber was könnte denn auch das servum pecus geiſtloſer Nachahmer an einem Shakeſpear ſonſt nachahmen als ſeine Fehler? Sein Genie läßt ſich freilich nicht nachahmen. Indeſſen ſind es doch bloß die Affen Shakeſpears, deren Machwerk er nun darum entgelten ſoll, weil ſie ihn von ſeiner tadelhaften Seite zum Muſter genommen haben. Immerhin eifere man gegen ſeine unberufenen, unverſtändigen und geſchmackloſen Nachtreter! Aber was hat Shakeſpear mit dieſen zu ſchaffen? Er ſteht für ſich ſelbſt. Seine Werke, an denen die Natur ſo viel und die Kunſt ſo wenig Antheil hat, werden ewig das Vergnügen aller Leſer von unverdorbenem Gefühl, und das Studium aller wahren Künſtler bleiben; ſie ſind gemacht, geleſen, empfunden, ſtudirt, aber nicht anders nachgeahmt zu werden, als inſoferne die getreuen Abdrücke der Natur, die ſie uns in ſo großem Ueberfluſſe darſtellen, als eben ſo viel Modelle betrachtet werden können. Ungeachtet der ausgebildete Menſch alles was er iſt gewiſſermaßen durch Nachahmung wird, ſo iſt doch gewiß, daß nur Menſchen, die mit dem Geiſte der ſchönen Künſte geboren wurden, nur Menſchen von wahrem entſchiedenem Talente, fähig ſind, die großen Meiſter, deren Lehrerin die Natur ſelbſt war, mit Discretion und Weisheit nachzuahmen. Das Vorbild mag ein Shakeſpear oder ein Corneille, ein Raphael oder ein Rembrandt ſeyn, wenn derjenige, der ſich nach ihm bilden will, ein servum

pecus oder ein Affe iſt, ſo kann nichts Taugliches herauskommen. Wenn Shakeſpear auch nie unter uns bekannt worden wäre, oder gar nicht exiſtirt hätte: ſo würden wir, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht ein einziges vortreffliches Werk mehr, und kein ſchlechtes weniger haben. Die von der letzten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier ſchlecht ſeyn: ſtatt mißgeſchaffner Nachahmungen des Engländers würden wir eine größere Anzahl ſchaler, geiſtloſer, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzoſen bekommen haben: ſtatt wilder Menſchenfreſſer, Tollhäusler, Banditen und Helden die aufs Rad oder wenigſtens an eine Galeerenkette gehören, würden wir Scuderiſche und Calprenedeſche Romanhelden, oder in feine Pariſiſche Herren und Damen verwandelte Griechen, Römer und Morgenländer auf unſern Bühnen ſehen: und was hätte dann die Kunſt oder unſere Literatur dabei gewonnen? — Noch einmal alſo, nicht darin, daß wir ſchlechte Muſter genommen, ſondern daß wir den guten größtentheils auf einem verkehrten Wege und auf eine verkehrte Art nachgeahmt haben, liegt das Uebel, welchem abgeholfen werden muß, und vermuthlich ſo bald abgeholfen werden wird, als in einer Deutſchen Stadt, welche groß und reich genug iſt ein gutes ſtehendes Theater zu unterhalten, die Anzahl der Leute von Geſchmack groß genug ſeyn wird, um dem übrigen Publikum den Ton anzugeben; und ſobald es alſo für Männer von Genie, Wiſſenſchaft und Talent ehrenvoll und belohnend genug ſeyn wird, ſich der Schaubühne ganz zu widmen.

Da der Herr v. Ayrenhof, indem er ſeinem Unmuth über die Nachahmer Shakeſpears und der Engländer überhaupt Luft macht, auch des Schauſpiels Götz von Berlichingen erwähnt: ſo ſey mir erlaubt, bei dieſer Gelegenheit ein paar

Worte über dieſes Werk zu ſagen, welches bei ſeiner erſten Erſcheinung eine ſo große und allgemeine Senſation machte.—

„Ich bin ganz der Meinung (ſagt der Herr von Ayrenhof) daß Götz von Berlichingen in jeder Rückſicht jedes Meiſterſtück des göttlichen Shakeſpear aufwiege:“ — und da er damit das Aergſte, was ſich von dem Werke unſers Landsmannes ſagen laſſe, geſagt zu haben vermeint: ſo glaubt er dem Verfaſſer eine Art von Reparation ſchuldig zu ſeyn, indem er hinzuſetzt: „ich bitte Sie, dieß ja nicht als Geſpötte über den Verfaſſer Götzens anzuſehen. Seine Leiden Werthers erheben ihn in den Rang unſrer beſten Schriftſteller: aber ſein Theatergeſchmack, ſeine Theaterſtücke (ſo viel einzelnes Schöne man darin findet), kann ich unmöglich gut heißen.“ — Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben ſcheint und häufig zu verſtehen gibt, daß Götz von Berlichingen wenigſtens eben ſo viel unſchuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von ſehr verſchiedener Art durch mehr oder weniger unreife, oder unſinnige Mißgeburten des Genie's oder Aftergenie's, der Schwärmerei, der Nachahmungsſucht, der Eitelkeit ſich auch vom Boden zu erheben u. ſ. w., ſeit zehn Jahren auf unſern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakeſpear ſelbſt. Aber ich läugne ſchlechterdings, daß der Verfaſſer Götzens die Abſicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unſre meiſtens herumziehenden Schauſpielertruppen zu verfertigen, oder ſolche regelmäßige Stücke, deren geringſte Tugend die Regelmäßigkeit wäre, von unſern Schaubühnen zu verdrängen. Seine Abſicht war wohl hauptſächlich, ſeine Kräfte an einem großen dramatiſchen Zeit- und Sittengemälde zu verſuchen: wozu er den Stoff aus der Geſchichte unſers eignen Vaterlandes nahm, theils um ſich ſelbſt deſto lebendiger hineindenken zu können, theils

es der Nation deſto intereſſanter zu machen. Vermuthlich fühlte er ſich damals ſtark verſucht, dem Ruf ſeines Genius, der ihn in die dramatiſche Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch dieſen erſten Verſuch bloß ſeine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und er zeigte uns, was der in der Folge leiſten könnte, der ſo anfing. Das Publikum erſtaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannichfaltigkeit ſo ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geiſt, der in ſo vielen, ſo ungleichartigen Perſonen von allen Ständen, vom Kaiſer Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingeriſſen und überwältiget. In der erſten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von geſundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künſtlichen und abgeredeten Formen ſo gewöhnt waren, daß der Mangel derſelben ſie gegen die kleinſte Schönheit eines Werkes, das die Natur ſo ſichtbarlich mit dem Stempel des Genie's bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können; dieſe Wenigen ſahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eiferſucht, Shakeſpears Genius in einem jungen Deutſchen wieder aufleben; und verſprachen unſrer Literatur und Schaubühne die herrlichſten Früchte von der völligen Reife eines Geiſtes, deſſen erſtes Product ſchon ſo viel männliche Stärke, ſo viel überlegenden Verſtand, eine ſo kräftige und doch ſchon ſo gebändigte Einbildungskraft, ein ſo richtiges Gefühl deſſen, was im Menſchen natürlich und was conventionell iſt, einen ſo fein unterſcheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geſchlechter und einzelne Perſonen charakteriſirt, zu Tage legte. Das Schickſal ſcheint in Rückſicht auf die Bühne dieſen Hoffnungen

nicht günstig gewesen zu seyn. Aber wer die Iphigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sophokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein so großer Werth liegt) regelmäßiger als irgend ein Französisches Trauerspiel — wer (sage ich) diese Iphigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unsrer Literatur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Pangloſſens Lieblingssatz aufstoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespearn oder Sophokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen seyn den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmack, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Charakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nation so leicht hätte streitig machen können?

Inzwischen bin ich doch versichert, daß uns schon Götz von Berlichingen allein — ungeachtet er zur Aufführung weder geschickt noch gemacht war, ungeachtet er (so wie alle andern guten Dinge in der Welt) durch sein bloßes Daseyn vielerlei Mißbrauch veranlaßt — einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat; und daß ein Advocat des Publikums gegen die beleidigenden Vorwürfe gewisser Liebhaber, die in Verehrung der Französischen Literatur eben so sehr als andre in Verachtung derselben auszuschweifen scheinen, ganz erhebliche Dinge zu

deſſen Entſchuldigung aufbringen könnte. Ich will mich deutlicher erklären.

Als Gottſched die Reformation der Schaubühne mit ſeinem bekannten Eifer zu betreiben anfing, behalf man ſich, weil die Natur keine Sprünge macht, mit ſchlechten oder mittelmäßigen Ueberſetzungen und Nachahmungen der Franzoſen. Ein Stück in leidlich fließenden Reimen, worin die drei Einheiten genau beobachtet waren, hieß ihm und ſeiner Schule ein gutes Stück. Schlegels Canut war, ſo viel ich weiß, das erſte, das ſich über die Mittelmäßigkeit erhob. Ihm folgten nach und nach einige andre. Aber es ſey nun, daß die Umſtände nicht günſtig genug waren, oder daß die Wahl der Sujets, oder die Art der Behandlung nicht Intereſſe genug hatte, oder woran es ſonſt lag: genug, unſre dramatiſchen Muſen ſchleppten ſich in einem ſchmachtenden Zuſtande hin, und konnten noch immer keinen nationellen Charakter gewinnen. Faſt alles, was man auf unſern Schaubühnen ſah, war fremdes Eigenthum; und nachdem man ſich an Deutſch verkleideten Stücken von Racine, Molière, Destouches, Voltaire, La Chauſſée u. ſ. w. müde geſehen hatte, kam es ſo weit, daß man ſogar einen Goldoni zu Hülfe rufen mußte. Der Deutſche, der ins Schauſpielhaus ging, mußte auf einmal ein Pariſer oder Venetianer werden, um an dem, was ihm vorgemacht wurde, einigen Antheil nehmen zu können. Von Zeit zu Zeit gaben uns zwar die neuen Moden, die von Paris kamen, wieder das Vergnügen der Veränderung. Wie man in Luſtſpielen nicht mehr lachen konnte, fing man an, es ſehr angenehm zu finden, darin zu weinen. Als man überdrüſſig war, ſich für die Mithridaten, die Bajazeth, die Oroſmane, und die ganze Familie der Atriden, die uns ſo wenig angingen, in Ausgabe von Mitleiden zu ſetzen, empfing

man das bürgerliche Trauerspiel und das sogenannte Drama, das sich der Terenzischen Komödie nähert, mit offenen Armen. Aber ein einziger Père de famille, eine einzige Eugenie oder Genie zeugte so viel ungerathene Deutschfranzösische Bastarde, und unsre Schaubühne wurde mit einer solchen Sündfluth von dramatisirten Romanen und dialogirten Alltagsbegebenheiten überschwemmt, daß man endlich auch dieser Waare herzlich überdrüssig zu werden anfing. Während dem Lauf aller dieser Theaterveränderungen war ein Mann von großen Talenten, ächter Gelehrsamkeit und tiefer Menschenkenntniß, wiewohl mehr Philosoph als Dichter, mit Einem Worte, Lessing, aufgestanden, und hatte theils durch Kritik theils durch einige Stücke, die von dem, was man auf unsern Bühnen gewohnt war, gewaltig abstachen, den Geschmack zu verbessern, und unsre Schauspieldichter auf den rechten Weg zu bringen versucht. Seine Sara Samson, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, hatten eine sehr große Sensation gemacht; aber sie waren in zu langen Intervallen von einander erschienen, um der Schaubühne einen wesentlichen und dauerhaften Dienst zu thun: und sie hatten auch, die Wahrheit zu sagen, zu viel von der individuellen Vorstellungsart des Verfassers in sich, um, als Muster, die armen Nachahmer, die hinter einem Manne von gar zu sehr überlegenen Kräften einherhinken, nicht öfters irre zu führen. Wiewohl wir also dadurch den Vortheil gewannen, uns dem Englischen Geschmack mehr zu nähern, und mehr Natur, mehr Action, und also auch mehr Interesse in unsre Dramen zu bringen: so blieb doch unser Theater im Ganzen genommen noch immer eine wahre Trödelbude; die kleine Anzahl guter Originalstücke verlor sich in der unendlichen Menge genie- und geschmackloser Copien und Nachahmungen, wozu alle Nationen des

Erdbodens in Contribution geſetzt wurden; und theils die unglückliche Gutmüthigkeit unſers Publicums, mit allem vorlieb zu nehmen was ihm vorgeſetzt wird, theils die Unthätigkeit unſrer beſten Köpfe, die entweder gar nichts oder viel zu wenig thaten, um dem beſſern Geſchmack die Oberherrſchaft zu verſchaffen, warf uns immer wieder in den alten verwirrten Zuſtand zurück; wo es, ungeachtet wir eine ungeheure Menge von Theaterſtücken von allen Gattungen, Formen, Manieren und Tonarten, und eine große Anzahl herumziehende Schauſpielergeſellſchaften aufzuweiſen hatten, gleichwohl beinahe lächerlich geweſen wäre, uns gegen die Ausländer einer Deutſchen Schaubühne zu rühmen.

So lagen die Sachen, als in einem Momente, wo jedermann ſich nach Veränderung ſehnte, und auf mehr als eine Art vorbereitet und geſtimmt war, jede Neuerung, ſo kühn ſie auch ſeyn möchte, willkommen zu heißen, Götz von Berlichingen im Druck erſchien, und durch die außerordentliche Wirkung die er beſonders auf die jüngere Hälfte des leſenden Publikums that, das in unſrer Literatur ſo ſonderbar hervorſtechende ſiebente Zehn dieſes Jahrhunderts auch für die Schaubühne merkwürdig machte. Es war leicht vorauszuſehen, daß er die Revolution bewirken würde, über welche Herr von Aprenhof ſo bittre Klagen führt, und durch welche wir (wie nicht zu läugnen iſt) allerlei ſeltſame, zum Theil mißrathene, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Producte mit dem lebhafteſten Beifall auf Deutſchen Schaubühnen gekrönt geſehen haben. Das Factum iſt beim erſten Anblick wunderlich genug; aber bei weitem nicht ſo unnatürlich, oder unſerm Publico ſo ſchimpflich als es einem einſeitigen Zuſchauer vorkommen mag. Unter den Stücken, die ihr Daſeyn wahrſcheinlicher Weiſe der Eiferſucht über den Succeß des Götz von Berlichingen zu

danken haben, und die dem Herrn von Ayrenhof nicht mehr als allen andern Personen von gesundem und gebildetem Geschmack anstößig sind, könnte ich nicht wenige nennen (wenn sie ohnehin nicht bekannt genug wären), denn auf unsern ansehnlichsten Schaubühnen, in den vornehmsten Städten Deutschlands, in Wien, Berlin, München, Mannheim, ja sogar in Herrn Adelungs Deutschem Athen, und in Hamburg, wo Lessings Dramaturgie billig ein vorzüglich aufgeklärtes Parterre hätte bilden sollen, der wärmste entschiedenste Beifall zugeklatscht worden ist. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß diese Stücke zeither die Lieblingsstücke des Publicums gewesen sind; und, so wie man keinem dramatischen Autor verdenken kann, wenn er sich auf allgemeinen Beifall etwas zu gute thut, und den Weg auf welchem er denselben erhalten hat, für den besten hält: so ist es auch, auf der andern Seite, unmöglich, daß eine ganze Nation das lebhafteste Wohlgefallen an einem Schauspiel finde, ohne daß es einige Verdienste habe, die dieses Wohlgefallen rechtfertigen. Kurz, das Publicum kann in Dingen, wo es auf seinen Vortheil oder auf sein Vergnügen ankommt, nie ganz Unrecht haben; und wenn wir recht nachsehen, warum die Schauspiele, wovon hier die Rede ist, so großen Beifall erhielten: so wird sich finden, daß es im Grunde die nämlichen sind, warum Schauspiele bei jedem Volk in der Welt, seitdem es Völker und Schauspiele gibt, eine besondere Sensation gemacht haben. Bei den allermeisten Trauerspielen, Lustspielen, Dramen u. s. w., womit wir seit Gottscheds Zeiten unterhalten wurden, mußten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Konstantinopel, Babylon, Memphis oder Peking versetzen lassen. Diese Ausländer waren, so zu sagen, das einheimische eigenthümliche Land

unsrer Tragödie. Deutsche Geschichte, Deutsche Helden, eine Deutsche Scene, Deutsche Charakter, Sitten und Gebräuche waren etwas ganz Neues auf Deutschen Schaubühnen. Was kann nun natürlicher seyn, als daß Deutsche Zuschauer das lebhafteste Vergnügen empfinden mußten, sich endlich einmal, wie durch eine Zauberruthe, in ihr eigen Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eignen Landsleute und Voreltern, in ihre eigne Geschichte und Verfassung, kurz unter Menschen versetzt zu sehen, bei denen sie zu Hause waren, und an denen sie, mehr oder weniger, die Züge, die unsre Nation charakterisiren, erkannten? Dieser einzige Umstand würde schon hinreichend seyn, das Phänomen zu erklären: aber er ist noch nicht alles. Die besagten Schauspiele — so wild und unregelmäßig im Plan, so übertrieben in Charaktern und Leidenschaften, so schwülstig, bombastisch, ungleich, unrichtig, auch wohl unanständig und schmutzig in Sprache und Ausdruck, sie zum Theil seyn mögen — haben das Verdienst, durch stark gezeichnete und abstechende Charakter, heftige Explosionen gewaltiger, stark constratirender Leidenschaften, außerordentliche Situationen, eine große Mannichfaltigkeit von dramatischen Gemälden, viel Schaugepränge und Action, viel Theaterveränderungen und opernmäßige Decorationen, kurz durch alles was stark auf die Sinnlichkeit wirkt, die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechselnde Erschütterungen von Liebe und Haß, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Entsetzen, Freude und Traurigkeit, kurz in alle die Affecten zu setzen, worein alle, oder doch die meisten Menschen, wenn die Sache sie nur nicht unmittelbar angeht, sich so gern setzen lassen. Welch ein Abstand von der Langenweile, oder höchstens der schwachen Theilnehmung,

welche die Einförmigkeit, die wenige, mühsam sich fortschleppende Handlung, die für den größten Theil der Zuschauer uninteressanten oder gar unverständlichen Dialogen oder Monologen, die immer mehr in redneriſche Declamation als wahre Action gesetzten Leidenschaften, und die meistens frostigen fünften Acte des größten Theils der Französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorbrachten! Ist es Wunder, wenn man diese verließ, um jenen zuzulaufen? Und verdient das Publikum ausgescholten zu werden, daß es sich lieber so viel als möglich unterhalten und in lebhafte Bewegungen setzen als ennuyiren läßt? Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unserm Nationaltemperament, noch zu unsern Sitten und unsrer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre lebendige Darstellung der Natur seyn: und warum sollen wir, anstatt wahrer Copien, immer nur abstracte Ideale, statt der lebendigen Accente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften, immer nur Compendienmoral, Sentenzen und die Complimentsoder Repräsentations-Sprache der feinen Welt hören? Wenn Götz von Berlichingen und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns durch die Erfahrung die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre Nationalschaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdiensts genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur-, Kunst- und Weltkenntniß gleich stark entblößte Jünglinge, die ohne es zu merken alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Phantasie über die Gränzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden

(wie uns das Beiſpiel des Verfaſſers von Götz und von Iphigenia ſchon gezeigt hat) auf dieſem Wege zuletzt unfehlbar ſelbſt mit einem Aeſchylus und Sophokles zuſammentreffen, und man wird alsdann finden, daß die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausſchließen; daß unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verſchiedene bloß angenommen, und local waren; und daß die Dichtkunſt keine andern indiſpenſabeln Geſetze kennt, als diejenigen, ohne welche ſie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menſchen, auf diejenige Weiſe, die zu gleicher Zeit die angenehmſte und dem Zweck der menſchlichen Geſellſchaft die zuträglichſte iſt, auszuüben. Denn dieſer letzte Punkt ſoll und darf freilich bei keiner Kunſt, die in der bürgerlichen Geſellſchaft getrieben wird, aus den Augen geſetzt werden.

Wenn ich alſo, mein lieber M**, ein verſificirtes und gereimtes Deutſches Trauerſpiel, das neben einem von Racine oder Voltaire ſtehen könnte, zu ſehen gewünſcht habe, ſo wollte ich damit weder mehr noch weniger ſagen: als daß wir, ſo viel ich wüßte, noch kein ſolches Stück hätten; und daß es uns nicht eher anſtehe, die Franzoſen herabſetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es ihnen in ihrer Manier zuvorthun können. Aber ich war weit entfernt dieſe Manier, dieſe Form, für die einzige oder nur für die beſte zu halten; weit entfernt einen Racine oder Voltaire wegen ihrer Regelmäßigkeit, wegen eines mehr oder weniger künſtlichen Plans, wegen der reinern Sprache, ſchönern Verſification, und überhaupt wegen des feinern und edlern Geſchmacks ihrer Zeit, über Shakeſpearn zu erheben, dem ſie an Genie und Imagination, an tiefem Gefühl und getreuer Darſtellung der Natur ſo weit nachſtehen als die ſpruchreiche philoſophiſche

Henriade der Ilias. Ich war eben so weit entfernt, unsern Götz von Berlichingen, als Lear, Hamlet oder Othello, für Ungeheuer zu halten; oder die neuern Nachahmungen derselben deßwegen, weil die Einheiten der Zeit und des Ortes und andre Regeln nicht darin beobachtet sind, für verwerflich zu halten. Wenn ich sie tadle, so ist es wegen solcher Fehler, Ausschweifungen und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäßigsten Stücke seyn würden. Ich wünsche nicht, daß wir uns sklavisch weder nach den Griechen noch nach den Franzosen bilden: sondern daß wir eine Schaubühne hätten, die sich so gut für uns schickte als die Schaubühne des Sophokles und Aristophanes für die Zeit des Perikles, oder die des Racine und Molière für den Hof und die Hauptstadt Ludwigs XIV.; die aber von allen Fehlern, die den allgemeinen Menschensinn beleidigen und dem wahren Zweck der Schauspieler zuwider sind, gereinigt, in ihrer Art vortrefflich genug wäre, um Personen von Verstand und Geschmack, welches Landes und Volkes sie auch seyn möchten, auch durch Schönheiten die von National- und Local-Verhältnissen, und allen Arten conventioneller Form unabhängig sind, zu gefallen. Ich glaube daß man gegen die Franzosen gerecht seyn kann, ohne darum Partei gegen die Engländer zu nehmen. Meiner Meinung nach kann ein Mann von Talenten in allen Gattungen schätzbare Werke hervorbringen, und (wenn ich Voltairen hier eine Wendung abborgen darf) die einzige Gattung, die ich aus unsrer Literatur verbannt zu sehen wünsche, ist — die langweilige.

I.

Die Kunſt aufzuhören.

II.

Die ſterbende Polyxene

des Euripides.

Die Kunſt aufzuhören.

Coſtar, ein Bel-Esprit und Kunſtrichter des berühmten Siècle de Louis XIV, macht über eine Stelle in der Hekuba des Euripides eine Anmerkung, die eine Wahrheit in ſich führt, an welche man junge Dichter nicht zu oft erinnern kann. Euripides läßt den Herold Talthybios der unglücklichen alten Königin von Troja die Umſtände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achilles Grabe erzählen. Ich kenne kein edleres und einnehmenderes Bild als das, ſo der Dichter von der ſterbenden Polyxena macht. Er vollendet es mit dieſem ſchönen Zug: „ſelbſt im Augenblick des Todes war ſie noch beſorgt anſtändig zu fallen.“ —

So weit vortrefflich, ſagt Coſtar; aber kein Wort mehr! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten eine Erklärung vonnöthen haben was er unter anſtändig fallen verſtehe? Wozu alſo der Zuſatz, „und zu verbergen was vor männlichen Augen verborgen werden muß?“ Dieſer einzige Strich verdirbt das ganze Bild, und — hierin, dächt' ich, hätte Coſtar, wiewohl er nur Coſtar iſt, gegen den alten Dichter, wiewohl es Euripides, ein Athener und ein Freund des Sokrates iſt, Recht. Wenn die Griechen ſeiner Zeit

nichts Anſtößiges daran fanden (welches wir weder bejahen noch verneinen können), ſo wird ſich niemand darüber verwundern, der aus den Komödien des Ariſtophanes gelernt hat, wie viel die Ohren und ſogar die Augen der Athener ertragen konnten; nur loben möcht' ich ſie deßwegen nicht.

Die Kunſt aufzuhören, zu fühlen was genug iſt, und nicht ein Wort mehr zu ſagen, nicht einen Strich mehr zu thun, als nöthig iſt damit die abgezielte Wirkung erfolge — o meine jungen Freunde, iſt für den Dichter wie für den Maler (und warum nicht für jeden Schriftſteller?) eine große und ſchwere Kunſt! Ein einziger Vers, ein einziges Wort zu viel iſt ſchon genug, um zu machen daß eine naive, rührende, erhabene Stelle nicht naiv, nicht rührend, nicht erhaben iſt.

„Aber wie lernen wir dieſe Kunſt? und wann können wir gewiß ſeyn ſie ergriffen zu haben?" — Ich glaube daß ſich in den Schriften der Kunſtlehrer und Kunſtrichter, von Quintilian und Longin bis zu Dubos und von Dubos bis auf dieſen Tag, viel Wahres und Brauchbares hierüber finden müſſe. Indeſſen ſcheint mir doch gerade dieſe Kunſt zu wiſſen, oder vielmehr mit einem ſchnellen und ſichern Sinn zu fühlen was genug iſt, und alſo was zu viel und was zu wenig wäre, das Geheimniß der großen Meiſter zu ſeyn. Ich meines Orts lerne ſchon funfzig Jahre daran, und ſehe mit jedem Tage mehr, wie weit ich noch vom Ziele bin.

Die sterbende Polyxena des Euripides.

Welch ein treffliches Sujet würde nicht die Aufopferung der Polyxena — wovon Euripides in seiner Hekuba den Herold Talthybios die Erzählung machen läßt, für den Grazienpinsel der Seelenmalerin Angelica Kaufmann seyn!

Das Griechische Heer hat sich um den Grabhügel des Achilles, der durch die Treulosigkeit der Söhne des alten Priamus gefallen war, versammelt, um dem Schatten seines größten Helden das verlangte Todtenopfer feierlich darzubringen. Neoptolemus, der Sohn des Heros, erscheint mit Polyxena an der Hand, welche, kürzlich noch Achilles verlobte Braut, jetzt seine zürnende Seele mit ihrem Blute versöhnen soll. Er führt sie mitten durchs Heer und stellt sie auf die Spitze des Grabhügels. Ein Haufen auserlesener Jünglinge tritt herzu um das Opfer zu umringen. Der Sohn Achills nimmt eine goldene gefüllte Schale, gießt sie auf das Grab aus, und nachdem der Herold dem ganzen Heer ein feierliches Schweigen geboten, ruft er den Schatten seines Vaters an, ladet ihn ein, das jungfräuliche Blut zu trinken, welches ihm von den Griechen dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige Winde und eine glückliche Heimfahrt in ihr Vaterland.

Nun entblößt er das Opferschwert und winkt den Jünglingen das dem Tode geweihte Mädchen zu fassen.

Haltet ein, ruft Polyxena, die seinen Wink bemerkt und versteht: o ihr, deren Hände meine Vaterstadt zerstörten, ich sterbe freiwillig. Keiner von euch rühre mich an! Unerschrocken biet' ich meinen Hals dem Opfermesser dar. Lasset mich, um der Götter willen, lasset mich als eine Freie sterben; verdammet mich, eine Königstochter, nicht zur Schmach, eine Sklavin unter den Schatten genennt zu werden.

Das Heer murmelt ihr die Bewilligung ihrer Bitte zu: Agamemnon winkt den Jünglingen; sie treten zurück. Kaum sieht Polyxena sich frei, so reißt sie ihr Gewand von der Schulter, entblößt einen Busen von so reiner Schönheit daß man ein Marmorbild zu sehen glaubte, kniet dann auf die Erde, und spricht mit einem Tone, der das härteste Herz erweichen mußte, zu Neoptolem: da, Jüngling, wähle selbst wohin du den Stahl führen willst! hier ist meine Brust, hier mein Hals, ich bin bereit!

Der Sohn Achills, von Mitleiden mit der schönen Unschuldigen gerührt, stößt mit zitternder Hand das Schwert in ihren Hals. Ein Blutstrom schießt hervor; sie fällt, und sterbend ist sie noch besorgt züchtig und edel zu fallen.

Ich kann diese Scene des Euripides nicht verlassen, ohne des schönen Zugs zu gedenken, womit er den Eindruck schildert, den dieses rührende Schauspiel auf das umstehende Heer macht; — wiewohl seine Absicht hier nicht war zu malen, sondern der unglücklichen alten Mutter etwas sagen zu lassen, das ihr in ihrem unermeßlichen Leiden einigen Trost geben möchte. Es ist ein so charakterischer Zug der Griechischen National-Sinnesart, dieses lebhafte Gefühl für das sittliche Schöne, das der Dichter diese rauhen Krieger hier äußern läßt,

und wodurch ihre Nation ſich immer vor allen andern Völkern ausgezeichnet hat!

Kaum hat Polyxena den Geiſt aufgegeben, ſo laufen alle Griechen herbei, ihrem Leichnam die letzte Ehre zu erweiſen. Einige werfen von ferne friſches Laub auf ſie; andere tragen Fichtenzweige herbei und richten den Holzſtoß auf; und wer nichts herbeitrug (fährt Euripides fort), der hörte von den Zutragenden dieſe Worte: „was ſtehſt du da, ſchlechter Menſch, mit leerer Hand und bringſt dem Mädchen weder einen Schleier noch ſonſt etwas ihren Leichnam zu ſchmücken? Willſt du nicht gehen und der braven Seele auch was geben?“ —

Und gleichwohl waren die Männer, die ſo viel warmes Gefühl für das Schöne in dem Edelmuthe, womit Polyxena geſtorben war, hatten, die nämlichen Halbwilden, welche fähig waren, und es ſogar für Pflicht hielten, das ſchuldloſe Mädchen für das Verbrechen ihrer Brüder büßen zu laſſen, und ſie eben darum, weil ſie rein und ſchuldlos war, dem Schatten ihres Helden als ein ihm deſto angenehmeres Opfer abzuſchlachten. So können angeerbte rohe Begriffe den noch ungebildeten Menſchenverſtand irre führen! So hat von jeher der Aberglaube das geſundeſte ſittliche Gefühl zerrüttet; aber ſo dringt auch ein ſchönes Naturell ſelbſt durch die dickſten Wolken des Aberglaubens! Wahrer und rührender hat wohl ſchwerlich jemals ein Dichter dieſes ſchauderliche Gemiſch von Rohheit und Zartheit, Barbarei und Humanität dargeſtellt, als der Sokratiſche Tragödiendichter in dieſer trefflichen Scene.

Ueber die Frage

Was iſt Hochdeutſch?

und einige damit verwandte Gegenſtände.

1782.

I.

Einer der verdientesten Deutschen Sprachforscher unsrer Zeit hat diese Frage im ersten Stücke seines Magazins der Deutschen Sprache auf eine Art beantwortet, welche zwar niemanden befremden kann, dem sein Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart und seine Lehrbücher unsrer Sprache bekannt sind, die aber um so mehr Aufmerksamkeit erregen muß, da er sie in zwei besondern Abhandlungen des besagten Magazins ausführlich vorgetragen, und da es für die Cultur unsrer Sprache und Literatur nichts weniger als gleichgültig seyn kann, wie diese Frage beantwortet werde.

Herr Adelung hat in seiner Vorrede bereits selbst vermuthet, „daß er es durch seine Entscheidung mit unsern Deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein (setzt er hinzu) ich kann mir nun einmal nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist.“ Er ist also seiner Sache gewiß; und wenn ein Sprachgelehrter von seinem Ansehen aus einem solchen Tone spricht — seiner Sache so gewiß ist: so ist nicht nur zu erwarten, daß seine Gründe einleuchtend und entscheidend seyen, sondern auch, daß sie bei dem größern Haufen, der sich in unparteiische Untersuchung und genaue Prüfung solcher Materie nicht einzulassen

pflegt, durch sein bloßes Ansehen ein neues Gewicht erhalten, und also, wenn sie auch nicht entscheidend wären, bei vielen eben dieselbe Wirkung thun werden, als wenn sie es wären.

Der bescheidene Ton, der in Sachen, wo keine eigentliche Demonstration stattfindet, auch da, wo man das Wahrscheinlichste zu behaupten glaubt, doch möglichen Gegengründen, und, im Falle daß diese überwiegend wären, der Ueberzeugung von einer bessern Meinung Raum läßt — hat diesen Vortheil nicht; wiewohl er sich schon dadurch empfehlen könnte, daß er bei den Griechen der Ton des Sokrates, und bei den Römern des Cicero war. Ich bin einer von denen die sich durch die Gründe, die Herr Adelung für entscheidend hält, nicht überzeugt finden; aber, was ich gegen seine Entscheidung vorzubringen habe, sind bloß Fragen, die ich zu beantworten versuchen werde, Zweifel, über die ich belehrt zu werden wünsche. Sollten die Fragen und Zweifel nicht anders gründlich beantwortet und aufgelöst werden können, als auf eine Art, die mit Herrn Adelungs Meinung über das, was Hochdeutsch ist, nicht bestehen könnte, oder doch wenigstens eine große Einschränkung und Berichtigung derselben erforderte; so würde auch ich in dem Falle seyn zu sagen: ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist; und ich habe ein zu gutes Vertrauen zu der Denkart dieses gelehrten Mannes, als daß ich besorgen sollte, ihm dadurch einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben.

Nach Herrn Adelungs Meinung hat Deutschland seine Schriftsprache, das ist, die Sprache, worin alle diejenigen schreiben müssen, welche gut Deutsch schreiben wollen, wenigstens

dreimal geändert; erſt war ſie Fränkiſch, dann Südlich-deutſch, und endlich Hochdeutſch. Die erſte erhielt ſich bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die kaiſerliche Würde an das Schwäbiſche Haus von Hohenſtaufen kam. Schwaben, in ſeinem weiteſten Umfange, oder das ſüdöſtliche Deutſchland, war damals, oder wurde aus Gelegenheit dieſer Staatsveränderung, nach Herrn Adelungs Meinung, diejenige Deutſche Provinz, welche alle übrigen an Wohlſtand und Geſchmack übertraf. Sie nahm durch die Nachbarſchaft Italiens und des ſüdlichen Frankreichs an der blühenden Handlung, dem Wohlſtande und dem aufkeimenden Geſchmack dieſer Länder Theil. Die Höfe der Hohenſtaufen und ihrer Vaſallen waren die glänzendſten in Deutſchland, und dienten den übrigen Höfen zum Muſter. Die Landesſprache ward dadurch in den obern Claſſen verfeinert, durch die Dichter dieſes Zeitraums verbreitet, und würde Deutſchlands Schriftſprache geworden ſeyn, wenn gleich die Deutſche Krone nie auf das Schwäbiſche Haus gekommen wäre. Sie bekam in den ſpätern Zeiten den Namen des Hochdeutſchen, d. i. des höhern verfeinerten Deutſchen, der Sprache der obern Claſſen, um ſie nicht nur von den Mundarten der übrigen Deutſchen Provinzen, ſondern ſelbſt von der gemeinen Schwäbiſchen Mundart zu unterſcheiden.

Dieſe Schriftſprache, fährt er fort, erhielt ſich in ihrem Anſehen bis gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, da ſie der neuern Hochdeutſchen ſowohl den Namen als den Vorzug abtrat. Herr Adelung (der in dem Aufſatze, wovon hier die Rede iſt, ſein Augenmerk beſonders gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers in Mannheim richtet, welche ich für jetzt auf ſich beruhen laſſe) gibt hierauf die Umſtände an, die zu dieſer neuen Veränderung oder Vervollkommnung

der Sprache Anlaß gegeben haben sollen. Das südliche Deutschland verlor nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es der blühendste Theil von Deutschland gewesen war; dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufacturen und Kunstfleiß in der Stille zu der blühendsten Provinz, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worin es nachmals alle übrigen übertraf. So wie Cultur und Geschmack in dem südlichen Obersachsen zunahm, so verlor sich auch die Provincial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Classen — und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein wie Obersachsen in beiden über den schwachen Grad hinaus ging, welchen ehedem das südwestliche Deutschland gehabt hatte — so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch, welches diesen Namen mit dem größten Rechte führt, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutet als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch der obern Classen.

Herr Adelung erklärt sich hierüber noch bestimmter in der Abhandlung vom Zustande der Deutschen Literatur, welche die fünfte im ersten Stücke seines Magazins ist. Nach seiner Vorstellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache so zu. Ein rohes ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Cultur, Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung und Wohlstand zunimmt, so verbessert sich auch diese. Wirken jene Ursachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nation, so bilden sie endlich den Geschmack. Der gute Geschmack war in Sachsen schon da, ehe die schöne Literatur noch einen sonderlichen Fortgang machte. Denn er mußte sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden.

Sollte dieß geſchehen, ſo mußte er in der Provinz, welche er ſich zu ſeinem Sitz erwählt hatte (nämlich in Oberſachſen), erſt über alle obern und mittlern Claſſen, ſelbſt bis auf einen Theil der niedern, verbreitet werden. Dazu wurde nun freilich viel Zeit erfordert. Aber genug, er kam endlich, dieſer glückliche Zeitpunkt, wo der gute Geſchmack in den obern und mittlern Claſſen des ſüdlichen Oberſachſens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungsvermögen zurückzuwirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlſtand, die immer größere Volksmenge, die in Oberſachſen wieder hergeſtellte, gereinigte und allgemein gemachte Philoſophie, die prächtigen Höfe der Auguſte, welche die ſchönen und bildenden Künſte mit vollen Händen unterſtützten, und dadurch Schöpfer des feinen Geſchmackes wurden, die von Gottſcheden gereinigte und von fremden Auswüchſen befreite Sprache u. ſ. f., alle dieſe vereinigten Umſtände wirkten ſchnell und unwiderſtehlich. Oberſachſen ward nunmehr Deutſchlands Attika und Toscana; Oberſachſen diente dem bisher noch unvollkommnen und ſchwankenden Geſchmacke zur Stütze und Führerin; Leipzig wurde Deutſchlands Athen; und der Zeitpunkt von 1740 bis auf den verderblichen ſiebenjährigen Krieg, d. i. von 1756 bis 1760 — war die ſchönſte Epoche (nach Herrn Adelung) nicht nur der ſchönen Literatur Deutſchlands, ſondern auch des Deutſchen Geſchmackes, worin er den einigen wahren männlichen Grad, welchen die Deutſchen nicht überſchreiten ſollten, erreicht hat. Aber o! mit wie großem Rechte nennt Herr Adelung dieſen Krieg einen verderblichen! Er hauchte mit ſeinem verderblichen Odem auch unſre Sprache und Literatur an. „Sachſen hörte auf zu blenden und zu rauſchen: der hier ausgebildete Geſchmack verlor ſeinen Einfluß aufs Ganze. Die übrigen Deutſchen

Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihülfe (die verwegnen!) weiter gehen zu können. Aber da die aus dem Deutschen Athen erhaltne Bildung in Ansehung des Geschmacks nur noch sehr unvollkommen war: so artete der Geschmack in den Provinzen auch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähte. Daher dann (fährt er fort) die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute Deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provincialwörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache; daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Sylbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nation in den schönen Zeiten ihrer Literatur hat zu Schulden kommen lassen." Alle diese Uebel sind auf unsre Sprache und Literatur gekommen, weil es den Deutschen Provinzen — nicht an Witz und andern Fähigkeiten — sondern an der feinen Empfindung des wirklich Schönen, mit Einem Wort an Geschmack fehlt; und das einzige Mittel sie davon zu befreien, ist, daß wir zu den Mustern, die uns Obersachsen in den Jahren 1740 bis 1760 gab, zurückkehren, und uns auf die Sprache der obern Classen in dieser Provinz, welche sich der gute Geschmack zu seinem Sitz erwählt hat, lediglich einschränken. Denn (sagt Herr Adelung) entweder hat Obersachsen den guten Geschmack von 1740 — 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen.

Dieß ist nun eine so kurz als möglich zusammengezogene, und beinahe durchaus in Herrn Adelungs eigenen Worten

abgefaßte Darstellung seiner Meinung von dem, was Hochdeutsch, d. i. was die wahre reine und richtige Deutsche Sprache ist, welche von allen, die nicht zum Pöbel gehören wollen, gesprochen und geschrieben werden soll; und dieß sind die Schranken, innerhalb welchen der Genie, der Witz und die Empfindung aller Deutschen Dichter und Prosaisten sich halten muß, wenn sie nicht mit dem Zeichen des schlimmen Geschmacks gebrandmalet und zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 60 in die Schule geschickt werden wollen.

Meine Absicht ist keineswegs, weder dem was in diesen Behauptungen wahr und treffend ist, widersprechen zu wollen, noch mich in eine umständliche Untersuchung derselben einzulassen; welches, wie ich glaube, eine sehr überflüssige Arbeit seyn dürfte. Ich habe, eben darum, alles das übergangen, was Herr Adelung in dem Eingang seiner Abhandlung über die Frage was ist Hochdeutsch? zur Erläuterung derselben von dem Beispiele der Athenischen, Römischen und Toscanischen Mundart beigebracht; weil die genaue Bestimmung, was es damit für eine Bewandtniß gehabt, und inwiefern diese Beispiele auf uns anwendbar sind, Erörterungen, die für meine Absicht viel zu weitläufig wären, erfordern, und am Ende doch bei der Action, welche Herr Adelung gleichsam im Namen des südlichen Obersachsens gegen die Provinzen angestellt hat, nichts entscheiden würden.

Ich begnüge mich also (außer einigen Anmerkungen, die ich mir zum Schlusse vorbehalte) meine Zweifel gegen diese Behauptungen bloß in folgende Fragen und unmaßgebliche Beantwortungen derselben zu verfassen.

1. Befand sich die Deutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der Schwäbischen Kaiser im südwestlichen Deutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns

in den Gedichten der Minneſinger, in den Werken Wolframs von Eſchilbach, Heinrichs von Oſterdingen, im Winsbecken, und in vielen andern Ueberbleibſeln dieſes goldnen Alters unſrer alten Sprache und Literatur darſtellt, nicht in einem vollkommenern Stande als in den nächſt auf die Ausrottung des Hohenſtaufiſchen Hauſes folgenden Zeiten? Hat Herr Bodmer (der wahrlich ganz andre Verdienſte um unſre Sprache hat als Gottſched) nicht in der bekannten, wiewohl leider noch ſo wenig benützten Zürchiſchen Ausgabe der Maneſſiſchen Sammlung von Minneſingern gezeigt, daß die alte Schwäbiſche Sprache an Regelmäßigkeit, Biegſamkeit und Wohlklang ſehr weſentliche Vorzüge vor der Sprache des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, ja ſelbſt vor unſrer jetzigen gehabt habe? Kann man alſo nur ſo ſchlechtweg, ohne Unterſchied und Einſchränkung, ſagen: daß ſich die Schriftſprache des blühenden Zeitraums der Schwäbiſchen Kaiſer bis gegen die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in ihrem Anſehen erhalten habe? und iſt nicht vielmehr, aus Vergleichung der Deutſchen Schriften des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts mit den noch übrigen Dichtern aus Friedrichs I. und Friedrichs II. Zeiten, augenſcheinlich, daß die Sprache nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von ihrer bereits erreichten Stufe der Verfeinerung, Ausbildung und Regelmäßigkeit wieder herabgeſunken, und mit der wieder überhandnehmenden Barbarei und Zerrüttung des Deutſchen Reichs in Verfall gerathen ſey? Es war mehr als Stillſtand, es war wirklicher Abfall. — Und da ein erweislicher weſentlicher Unterſchied, in Abſicht der Beugungsformen, Conſtructionen u. ſ. w. zwiſchen der Sprache der Minneſinger und der neuern Hochdeutſchen wahrzunehmen iſt; kann man mit genugſamem Grunde ſo ſchlechthin ſagen, die Oberſächſiſche Sprache des ſechzehn-

ten Jahrhunderts habe ihre ältere Schweſter, das ehmalige Hochdeutſch (d. i. die Altſchwäbiſche Sprache), weit hinter ſich gelaſſen?

2. Womit kann bewieſen werden, daß das ſüdliche Oberſachſen von der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geſchmacks in der Deutſchen Literatur, und alſo auch die Mundart dieſer Provinz die ächte Hochdeutſche Sprache geweſen ſey?

Ich unterſchreibe von ganzem Herzen alles was Herr Adelung von den Verdienſten des großen Luthers um die Deutſche Sprache ſagt; — wiewohl Herr Adelung ſelbſt in der Lutheriſchen Bibel-Ueberſetzung ſo viel Veraltetes und Oberdeutſches (d. i. nach ſeinen Grundſätzen Undeutſches) findet, daß er derſelben kein claſſiſches Anſehen unſrer Schriftſprache zugeſtehen kann. Aber wo ſind dann die Oberſächſiſchen Deutſchen Schriftſteller vom erſten Rang im ſiebzehnten Jahrhundert? Waren unſre beſten Dichter und Proſaiſten derſelben Zeiten, Opitz, Dach, Flemming, die Gryfiuſſe, Wernicke, Logau, Moſcheroſch (Philander von Sittewald), Lohenſtein u. a., vor allen aber der erhabne Verfaſſer der Octavia und Aramena, waren ſie Oberſachſen? Ich ſage nicht, daß irgend einer dieſer Schriftſteller für claſſiſch gelten könne, und es findet ſich auch in Abſicht des Geſchmacks ein großer Unterſchied unter ihnen. Aber wie will man erweiſen, daß Opitz unter den Dichtern und Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig unter den Proſaiſten bloß deßwegen eine beſſere Sprache haben als andere, weil ſie die Sprache der obern Claſſen zu Wittenberg, Meißen, Leipzig, Dresden u. ſ. w. ſtudirt und zu ihrem Muſter genommen? Die Schriftſprache des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland war ein wahres Babel; jeder ſchrieb was ihm recht däuchte. Die berühmte fruchtbringende

Gesellschaft bestand aus Mitgliedern von sehr ungleicher Art aus allen Provinzen und Winkeln Deutschlands. Ihre mannichfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unsrer Sprache, wodurch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucksarten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Literatur überhaupt entstehen mußte. Jeder bildete sich seine Schriftsprache nach Maßgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmackes, und vornehmlich der alten oder neuern, auswärtigen oder einheimischen Muster, die er am meisten kannte und schätzte; wiewohl, natürlicher Weise, bei jedem die allgemeine Sprache, die Schriftsprache der Deutschen Scribenten, die vor ihm gelebt hatten und am meisten gelesen worden waren, zum Grunde lag. Niemand wird läugnen wollen, daß schon lange verstorbene Schriftsteller, die zu Berlin, Dresden, Halle, Leipzig u. a. O. lebten, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts einige Verdienste um die Reinigung der Sprache und des Geschmacks gehabt haben: aber verhoffentlich wird auch niemand, der die Geschichte der Fortschritte derselben kennt, läugnen wollen, daß Männer, welche größtentheils in Hamburg lebten, daß die Hamburgische Patrioten-Gesellschaft zu dieser glücklichen Veränderung den ersten kräftigen Stoß gegeben. Was den Professor Gottsched betrifft, wenn man gleich seiner betriebsamen Eitelkeit das Verdienst zugestehen muß, der Deutschen Sprache und Literatur einige Dienste geleistet zu haben, so ist doch gewiß, daß er als Muster unter der Mittelmäßigkeit, als Lehrer meistens ein bloßes Echo Französischer Kunstrichter, als Anführer und Haupt einer Partei der Beschützer, Aufmunterer und Lobredner aller Dunse seiner Zeit, und also in keiner Betrachtung ein Mann war, auf den das Deutsche Athen stolz zu

seyn Ursache hat, noch (so viel ich weiß) zu haben glaubt. Nicht der Bergbau in den kursächsischen Landen, nicht die Manufacturen, die darin blühen, noch die Leipziger Messe, noch die Pracht der Höfe der Sächsischen Auguste, an welchen wahrlich wenig Deutsch gesprochen und geschrieben wurde, sondern ein von diesem allem sehr unabhängiger Zusammenfluß von Umständen war die Ursache, daß sich zwischen den Jahren 1740 und 1760 eine Anzahl junger Köpfe in Leipzig zusammenfanden, welche, nach einem ziemlich öffentlichen Abfall von Gottscheden, dem damaligen Koryphäus des schlimmen Geschmackes oder vielmehr Ungeschmackes, den Anfang machten, unsrer Literatur eine bessere Gestalt zu geben, und sich durch Werke des Geistes, die zum Theil mit dem Stempel des Genie's bezeichnet waren, hervorzuthun. Aber die wenigsten von ihnen blieben in Leipzig: die meisten schlugen ihren Sitz in Niedersachsen auf; einige wurden sogar außer Deutschland verschlagen. Der siebenjährige Krieg war hieran unschuldig; und sehr wahrscheinlich würde das Deutsche Athen, auch ohne ihn, die stolze Benennung weder mehr noch weniger verdient haben.

3. Sind es die guten Schriftsteller einer Nation, welche die Schriftsprache derselben ausbilden, reinigen, poliren, und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder sind es die obern Classen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nation, die alles dieß leisten und die allein dazu berechtigt sind?

Bisher, wenn ich nicht sehr irre, hat man bei allen Völkern, die sich einer vorzüglichen Stufe von Cultur und Aufklärung rühmen können, das erste geglaubt. Ich will jetzt bloß die Französische Sprache zum Beispiel anführen. Diese befand sich ungefähr in eben dem Zustande, worin sich die

unſrige in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmal in einem Zeitraum von dreißig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derſelben vorging, wodurch ſie zu einer der vollkommenſten, und zugleich zu der beliebteſten und allgemeinen Sprache von Europa wurde. Wem eine ſo ſchnelle und große Veränderung zuzuſchreiben ſey, iſt unter den Franzoſen ſelbſt keine Frage. Die ganze Nation iſt nur Eine Stimme, ſie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV, nicht dem Weinbau, Seidenbau, den Manufacturen und der Handlung, die damals in Frankreich blüheten, nicht dem Zuſammenfluß glücklicher Umſtände, welche ſich zum glänzendſten Wohlſtande des Franzöſiſchen Reichs in der erſten Hälfte der Regierung jenes großen Königs vereinigten, ſondern den Arnaud, Pascal, Bourdaloue, Fenelon, Boſſuet, La Bruyère u. a. unter den Proſaiſten, und den Corneille, Racine, Molière, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern, zuzuſchreiben, welche ſich, nach des Schickſals Schluß, zuſammen fanden, und durch ihre Werke die goldne Epoche der Franzöſiſchen Literatur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle dieſe Männer die claſſiſchen Schriftſteller ihres Volkes, und die Muſter der beſten Schreibart? Etwa dadurch, daß ſie ſich nach dem Geſchmacke der obern Claſſen in Paris bildeten, und die Sprache ſchrieben, welche jene redeten? Pascal, deſſen Lettres Provinciales bis auf dieſen Tag für das vollkommenſte Muſter der ſchönſten Franzöſiſchen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer großen Abgeſchiedenheit gelebt, und zu ſeiner Zeit war die Clelie, der große Cyrus und andre Werke dieſer Art noch die Modelecture der obern Claſſen in Paris. Der große Corneille war nichts weniger als was man einen Weltmann nennt; er lebte in ſeinem Cabinet und im Schooße ſeiner

Familie; mit den hohen Charakteren und Idealen des alten Roms und Griechenlandes beſſer bekannt als mit dem Adel zu Paris. Mit welchem Grunde ſollte man alſo von dieſen und den übrigen großen Schriftſtellern der ſchönſten Zeit Ludwigs des XIV ſagen können, daß ſie den guten Geſchmack, der ihnen vor ihren Vorgängern einen ſo großen Vorzug gibt, von ihren Zeitgenoſſen erhalten hätten? anſtatt daß alle Welt bisher gerade das Gegentheil geglaubt hat. Freilich reden die erſten guten Schriftſteller eines Volks keine unerhörte, ſelbſt erfundene Sprache: und ihre vortrefflichen Werke ſetzen voraus, daß die Sprache ſchon durch eine Menge Stufen nach und nach zu einem großen Reichthum an Worten und Redensarten, und ſelbſt zu einigem Grade von Ausbildung und Politur gekommen ſey. Viele gute Schriftſteller mußten vorher an der Franzöſiſchen Sprache gearbeitet haben, ehe ſie von den beſten der Vollkommenheit nahe gebracht werden konnte. Aber wodurch thaten dieſe letztern es in allen Fächern ihren Vorgängern ſo ſehr zuvor? Etwa dadurch, daß ſie ihren Geſchmack nach den obern Claſſen ihrer Nation, oder dadurch, daß ſie ihn nach den beſten Muſtern der Alten bildeten? Man braucht ſie nur zu leſen, nur ihr eignes Geſtändniß zu hören, um von dem letztern überzeugt zu werden. Die Calpreneden, die Boyers, Pradons u. ſ. w., dieſe waren die Leute, die ſich nach dem Geſchmack ihres Publicums richteten, und dadurch die vergängliche Ehre eines augenblicklichen Beifalls erſchlichen. Aber die Corneille und Racine ſchlugen einen ganz andern Weg ein; ſie erhoben ſich durch ihren mit der reinſten Blüthe claſſiſcher Gelehrſamkeit genährten Genie, durch einen Geſchmack, den ſie ſowohl an den vollkommnen Muſtern der Alten als an den fehlerhaften Worten ihrer Vorgänger und Zeitgenoſſen geſchärft hatten,

über den Geschmack ihres Publicums, wurden die Gesetzgeber desselben, anstatt seine Sklaven zu seyn. Die Zeit, worin alle diese großen Männer blühten, wurde also, nicht durch die Anstalten des despotischen Richelieu, sondern durch den Reiz der Werke, die mit dem Stempel des Genie's, des ächten Witzes und des feinsten Geschmacks bezeichnet waren, die schönste Epoche der Französischen Sprache. Man mußte so schreiben, wie die Urheber dieser Werke schrieben, wenn man gefallen wollte. Aber eben dadurch geschah es, daß die Sprache, was sie auf der einen Seite an Verfeinerung und Regelmäßigkeit gewann, auf der andern an Reichthum, und — indem man der Politur keine Gränzen setzte, endlich auch an Stärke verlor. Man fühlte endlich, daß auch die großen Schriftsteller aus Ludwigs XIV Zeiten der Nachwelt noch etwas zu thun übrig gelassen hatten. Mit immer zunehmender Aufklärung des Verstandes und Verfeinerung der Empfindung, mit dem Erwerb neuer, größerer, lichtvollerer Ideen, muß sich auch die Sprache erweitern und verändern. Die Pariser schrieen über Neologismus, und hatten nicht immer unrecht; aber der Mißbrauch der Nachahmer und Witzlinge konnte dem unverlierbaren Rechte der Schriftsteller von wahrem Genie und Talente nichts benehmen; und ein Crebillon (der Vater) ein Montesquieu, ein Buffon, ein J. J. Rousseau mußten eben dadurch, daß sie ihren Genie, ihre Gedanken und Empfindungen in die Sprache drückten, ihr manche Formen geben, die sie noch nicht gehabt hatte. Unstreitig hat dieses Recht, das alle aufgeklärten Völker von jeher ihren großen Schriftstellern eingestanden haben, seine Gränzen: aber diese Gränzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern

Classen in der blühendsten Provinz festgesetzt. Wollte man dieser letztern die Kraft eines allgemeinen Gesetzes für die Schriftsprache beilegen: würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchstwillkürliche Veränderuug der Sprache natürlich folgen müssen? Der blühende Stand einzelner Provinzen ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor sechzig Jahren war Hamburg das Deutsche Athen; dreißig Jahre später war es Leipzig; warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgart u. s. w. kommen können? Und werden die obern Classen in den verschiedenen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache oder das wahre, reine Hochdeutsch, festzusetzen, welches Herr Adelung dem Deutschen Athen von 1740 — 1760 eingeräumt wissen will? — Ich muß mich sehr irren, oder es bleibt gegen die Babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müßte, kein besseres Mittel, als es bei dem alten Grundsatze zu lassen: daß es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden, und (so weit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläßt) befestigen.

Dieses letztere, insofern es jemals bei einer Sprache statt findet, kann vermöge der Natur der Sache ganz allein durch die besten Schriftsteller in allen Fächern bewirkt werden. Sie allein sind dazu geschickt; denn ihre Werke bestehen, da hingegen die Volkssprache, auch bei den obern Classen der blühendsten Provinzen, wenigstens alle Vierteljahrhunderte allerlei Veränderungen erleidet, und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregelmäßig zu werden und sich zu verderben. Aber wenn es wahr ist, daß jede lebende Sprache,

so vollkommen sie auch seyn mag, niemals für ganz vollendet angesehen werden kann, so lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bei der Nation möglich ist, so lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schattirungen (nuances) der einen und andern gemacht werden, und also hierzu entweder neue Wörter, oder neue Redensarten, ungewöhnliche Metaphern, Figuren und Constructionen nöthig seyn können: um wie viel mehr muß

4. Alles dieß nöthig seyn, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehnten mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre schöne Literatur erst noch im Wachsen begriffen ist, und wenn es ihr noch in verschiednen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl wahrer Meisterstücke fehlt? Es scheint schon unschicklich genug (um nichts Stärkeres zu sagen), die Sprache einer der ersten Nationen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und des Geschmacks einer einzigen kleinen Provinz, und des kleinen Zeitraums, worin diese sich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einschließen zu wollen: aber wie unfüglich wird dieß Unternehmen erst dadurch, wenn erweislich ist, daß die Literatur der Nation in dem engen Zeitraum von zwanzig Jahren, binnen welchem man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixirt wissen will, von ihrer höchsten Stufe noch weit entfernt war, und nur noch in wenigen Fächern solche Meisterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafür erkannt werden können, hervorgebracht hatte! Daß dieß der Fall unsrer Sprache sey, braucht wohl bei unparteiischen Schätzern unsrer Literatur keines andern Beweises, als eines hellen Blicks auf ihren Zustand in den Jahren von 1740 — 1760, und auf die Früchte des Witzes

und Geſchmacks, womit uns der Südlich-Sächſiſche Boden in dieſem Zeitraum beſchenkte. Ich bin weiter, als vielleicht manche die jetzt mitten in Sachſen leben, von dem Gedanken entfernt, vielen dieſer Früchte ihre Schönheit und ihren guten Geſchmack abſprechen zu wollen: aber ich müßte auch keinen Begriff von dem haben, was andre Nationen in dieſem Stücke geleiſtet haben, was uns damals noch fehlte, was uns zum Theil noch jetzt fehlt, und was unſre Literatur noch werden kann und muß, um mit der Literatur anderer Völker auf gleichem Fuße zu ſtehen, wenn ich eingeſtehen wollte, daß der Zeitraum, in welchen Herr Adelung den guten Geſchmack unſrer Schriftſprache einſchließt, das non plus ultra der Vollkommenheit derſelben ſey. Das Maß von Genie, Witz, Gefühl, Wiſſenſchaft, Weltkenntniß und Geſchmack, welches den Oberſächſiſchen Schriftſtellern jenes Zeitraums zu Theil worden war, iſt doch wohl nicht das größte, das ſich denken läßt? Und wenn dieß nicht iſt: mit welchem Rechte könnte ein Schriftſteller (wenn ſich jemals ein ſolcher fände) der mehr von allen jenen Geiſteskräften und Eigenſchaften als irgend ein Oberſächſiſcher Schriftſteller von 1740—1760, und alſo das Vermögen beſäße, ſie in vielen Stücken zu übertreffen — mit welchem Rechte könnte er angehalten werden, ſeinen Geiſt in ein Maß, das für ihn zu klein wäre, einzwängen zu laſſen, und ein bloßer Nachahmer zu bleiben, wenn er ſich fähig fühlte, Original zu ſeyn? Und die Sprache des Dichters, des Geſchichtſchreibers, des Philoſophen, der mehr als ein bloßer Nachhall ſeiner Vorgänger ſeyn will, auf die Volksſprache einer einzelnen Provinz, auf die Schriftſprache einer kleinen Anzahl von Autoren in einem Zeitraum, wo die Literatur nur erſt zu blühen anfing, einſchränken — heißt dieß nicht dem Fortgang der Literatur ſelbſt, der

gewiſſermaßen ohne Gränzen iſt, die engeſten Schranken ſetzen?

Ich ſage nicht, daß es nicht auch in der Sprache gewiſſe Gränzlinien gebe, welche theils durch die Natur derſelben, theils durch die Grundgeſetze der Logik und Aeſthetik gezogen werden, und über welche auch der größte, feurigſte und freieſte Genie nicht hinausſchweifen darf, ohne ſich gerechten Tadel zuzuziehen. Auch begehre ich nicht zu läugnen, daß einige, ſogar vortreffliche Schriftſteller (von denen, die ſeit 1760 ſich hervorgethan haben) zuweilen über dieſe Gränzen weggeflogen oder auch weggeſchlendert ſind; und daß theils das servum pecus der Nachahmer, theils verſchiedene Aſpiranten von noch ungebändigtem Genie, denen es bei großen Fähigkeiten noch ſtark an Gelehrſamkeit, Geſchmack, Welterfahrung und beſonders an Sprachkenntniſſen mangelt — auf Beiſpiele, die keine Muſter ſeyn dürfen ſich ſteifend — ſich Freiheiten ſowohl gegen die geſunde Vernunft als gegen die Deutſche Sprachlehre und die Geſetze der guten Schreibart erlaubt haben, die auf keine Weiſe zu rechtfertigen ſind. Aber ich behaupte, ſo lange bis ich des Gegentheils durch überwiegende Gründe überzeugt werde, a) daß die Hochdeutſche Schriftſprache oder die Frage, was iſt Hochdeutſch? ſich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, ſondern ganz allein aus den Werken der beſten Schriftſteller beſtimmen laſſe; b) daß hiervon auch die Schriftſteller des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts nicht ausgeſchloſſen werden dürfen; c) daß die Zeit noch nicht gekommen ſey, wo die Anzahl der Schriftſteller, welche den ganzen Reichthum unſrer Sprache enthalten, für beſchloſſen angenommen werden könnte: und daß d) bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der ächten Deutſchen Sprache,

und als eine Art von Fundgruben anzuſehen ſeyen, aus welchen man den Bedürfniſſen der allgemeinen Schriftſprache, in Fällen, wo es vonnöthen iſt, zu Hülfe kommen könne.

II.

Unter allen Europäiſchen Nationen ſind wir (meines Wiſſens) die einzige, bei der es noch die Frage iſt, welches ihre Schriftſprache ſey? Die Ausländer, welche, durch den Ruhm unſrer neuern Schriftſteller verleitet, ſich von dem blühenden Zuſtand unſrer Literatur eine große Vorſtellung gemacht haben, werden auf einmal ſehr viel von dieſer hohen Meinung nachlaſſen müſſen, und zuletzt gar nicht wiſſen, was ſie von uns denken ſollen, wenn ſie hören, daß einer unſrer angeſehenſten Sprachgelehrten die Frage: was iſt Hochdeutſch? mitten im Jahr 1782 aufzuwerfen nicht nur nöthig gefunden, ſondern ſie auch auf eine Art beantwortet hat, wodurch er mit allen Deutſchen Provinzen außer Kur-Sachſen, und alſo wenigſtens mit neun Zehntheilen der Nation (nach ſeinem eignen Ausdruck) es völlig zu verderben beſorgen mußte. Das Uebel iſt indeſſen bei weitem nicht ſo ſchlimm als es ſcheint; und ſo wie die Deutſchen noch immer ſehr gut gewußt haben, wer ihre beſten Dichter und Proſaiſten ſind: ſo werden auch die Ausländer, die unſre Sprache lernen, in Ermangelung eines Deutſchen Athens (welches wohl, wenn wir's genau nehmen wollen, erſt noch gebaut werden ſoll), ſich, neben Herrn Adelungs Wörterbuch und Sprachlehrbüchern, an diejenigen Schriftſteller halten, für welche die allgemeine Stimme des Publicums ſich erklärt

hat; und wenn in dieſen auch zuweilen Wörter oder Redensarten vorkämen, die bei Herrn Adelung vergebens geſucht würden, ſo werden ſie ſich durch Friſchens Deutſch-Lateiniſches oder Schwans Deutſch-Franzöſiſches Wörterbuch zu helfen ſuchen müſſen.

Wie es indeſſen, aus den Gründen die ich in dem vorſtehenden Aufſatz über dieſe Frage beigebracht, den Anſchein gewinnen möchte, als ob Herr Adelung die Reinheit der Hochdeutſchen Sprache zu ſehr auf Unkoſten ihres Umfangs und Reichthums zu erhalten ſuche; ſo iſt hingegen auch nicht zu läugnen, daß das servum pecus der Nachahmer, und eine Menge junger Scribenten in Oberdeutſchland, vielleicht auch manche in Ober- und Niederſachſen, auf der andern Seite ausſchweifen. Viele um die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, ſchämen ſich nicht, beinahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprachſchnitzer zu begehen, die nur dem unerzogenſten Theile des Volkes zu verzeihen ſind. Andre ſcheinen, ich weiß nicht aus welchem unzeitigen Provincial-Patriotismus, ſich's recht gefliſſentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth, und ohne das mindeſte dadurch für den Nachdruck oder die Naivetät oder irgend eine andere Erforderniß ihres Styls zu gewinnen, veraltete, oder Provincialwörter, die dem größten Theile der Nation unverſtändlich ſind, oder niedrige Sprecharten, die man ſelbſt an dem Geburtsort des Autors nur im Munde des gemeinſten Pöbels findet, in ihre Schriftſprache einzumengen. Die Nachläſſigkeit der einen, und der Unfug der andern geht wirklich ſo weit, daß mich's nicht wundert, wenn einem Manne, der den beſten Theil ſeines Lebens mit kritiſcher Erforſchung unſrer edeln Sprache zugebracht hat, die Geduld dabei ausgeht. Indeſſen ſcheint es doch, daß wir wenig Urſache haben, uns die Furcht,

daß derſelben viel Nachtheil daraus erwachſen werde, beunruhigen zu laſſen. Die Scribenten die ihre eigene Sprache nicht zu ſchreiben wiſſen, ſind doch wohl nur elende Scribenten; ſie leben einen Tag, und verſchwinden wieder, ohne daß in dem Gehirn ihrer Leſer mehr Spuren von ihrem kurzen Daſeyn zurück bleiben als in den Jahrbüchern der Literatur. Ihre Sprachſchnitzer, ihre grammatikaliſche Unreinlichkeit, ihr ekelhafter Miſchmaſch von Dialekten, wird ſchwerlich jemand, an dem etwas gelegen iſt, verführen können. Aber Regeln, die einen Gelehrten von Anſehen und Einfluß zum Urheber haben, wenn ſie auf eine willkürliche Beſchränkung guter Schriftſteller und beſonders eine mit der Natur der Dichtkunſt unverträgliche Verengung der Dichterſprache abzielen, könnten in mehr als Einer Rückſicht von nachtheiligen Folgen ſeyn. Es ſcheint nicht, als ob unſer verdienſtvoller Sprachlehrer die gebührenden Vorrechte der Dichterſprache bisher noch in genugſame Betrachtung gezogen habe. Indeſſen wäre doch eine gründliche Unterſuchung derſelben um ſo nöthiger, da ſie zwar von jeher ſtillſchweigend anerkannt, aber ſo viel ich weiß noch nie in das gehörige Licht geſetzt und ſo beſtimmt worden ſind, daß zu Verhütung aller zwiſchen Dichtern und Grammatikern daher entſtehenden Colliſionen, ſo genau als möglich feſtgeſetzt wäre, wie weit jene gehen, und wo dieſe den Schlagbaum vorziehen dürften. Vielleicht kann das, was ich noch bei ſeinen Folgerungen in dieſer Rückſicht zu erinnern habe, ihn veranlaſſen, dieſe Materie ſelbſt vor die Hand zu nehmen: einige ſeiner Regeln genauer zu beſtimmen und das noch immer ſchwankende königliche Vorrecht der Dichter, ohne ſich daran zu vergreifen, in ſeine gebührenden Schranken zu ſetzen. Vorher aber ſey mir erlaubt, die erſte der beſagten Folgerungen noch etwas näher zu beleuchten.

1. „Jede Schriftsprache im weitesten Verstande des Wortes, mit Einfluß der gesellschaftlichen Sprache der obern Classen, ist allemal die Mundart der blühendsten Provinz, wo der gute Geschmack am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochdeutsche auch" — sagt Herr Adelung auf der 25sten Seite seiner Abhandlung was ist Hochdeutsch?

Mir däucht, dieß sey nicht sowohl eine Folgerung aus seinen vorhergehenden Behauptungen, als die erste und einzige Grundlage derselben. Wie dem aber auch seyn mag, so wird dieser Satz schon durch diesen einzigen Umstand widerlegt, daß der blühende Zustand einer Stadt oder Provinz (denn es gibt einzelne Städte, die in dieser Betrachtung mancher ansehnlichen Provinz den Vorzug streitig machen) eine zufällige und vorübergehende Sache ist. In einem Umfang von etlichen Jahrhunderten kann die Reihe nach und nach an jeden Kreis des Deutschen Reichs kommen, und so müßte sich, diesem Grundsatz zufolge, unsre Schriftsprache noch oft verändern. Auch möchte die Frage: welches seit fünfundzwanzig Jahren die blühendste Stadt oder Provinz in Deutschland gewesen sey, ohne Parteilichkeit so leicht nicht zu entscheiden, und weil die rationes dubitandi et decidendi unendliche Untersuchungen, Abmessungen, Abwägungen und Berechnungen zu erfordern scheinen, wohl in die Classe der Processe ohne Ende zu verweisen seyn. Wenn Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung, Schifffahrt, Wohlstand, Reichthum, Pracht, Gelehrsamkeit (und warum nicht auch Freiheit, die große Springfeder des Wohlstandes von Athen, Rom und Florenz, auf deren Beispiel Herr Adelung sich so oft bezieht?), mit Einem Worte, wenn der blühendste Zustand einer Stadt ihre Mundart zur Schriftsprache der ganzen Nation machen soll: welche Deutsche

Stadt hätte in unſerm Jahrhundert einen gegründetern Anſpruch an dieſe Ehre zu machen als Hamburg? — Oder (wenn ja die Vortheile eines großen Hofes in dieſem Punkte die Vortheile der Freiheit zu Boden wägen ſollen) warum ſollte nicht die Mundart von Berlin die Geſetzgeberin der Hochdeutſchen Sprache ſeyn? Und wie lange wird es noch währen, bis keine Deutſche Provinz der Oeſterreichiſchen an allen Urſachen und Wirkungen des blühendſten Wohlſtandes den Vorrang wird ſtreitig machen können? Was die Welt nur bloß ſeit zwei Jahren mit Erſtaunen geſehen hat, läßt unter einem Beherrſcher wie Joſeph II das Unglaublichſte erwarten. Nach dem obigen Grundſatze wird alſo, aller Wahrſcheinlichkeit nach, im Jahre 1800 die Oeſterreichiſche Mundart — freilich um einige Grade verfeinert, aber doch immer Oeſterreichiſche Mundart — die Deutſche Schriftſprache ſeyn, und die Sonnenfels und Denis, welche die ihrige nach Oberſächſiſchen Muſtern gebildet haben, wären dann (zu ihrem eignen Nachtheil) zu voreilig geweſen. Dafür wird es aber auch ihnen, und allen übrigen Schriftſtellern, auf welche die Nation ſeit vierzig Jahren ſtolz geweſen iſt, nicht beſſer ergehen als den alten Minneſingern, deren Sprache vor ſechshundert Jahren die Hochdeutſche Schriftſprache war — weil Schwaben damals die blühendſte Provinz des Reichs ausmachte. Sie werden in wenigen Jahrhunderten für unſre Nachkommen ſeyn, was jetzt das „Liet der Niebelungen" für uns iſt. Vergebens könnten ſie ſich damit tröſten wollen, daß gleichwohl (nach Herrn Adelungs mehrmaliger Behauptung) jede Schriftſprache ein Werk des Geſchmackes ſey. Der Geſchmack, der hier gemeint iſt, iſt eine eben ſo wandelbare Sache als der Wohlſtand. Er hängt von der Verfeinerung der obern Claſſen ab — und was kann wohl Unbeſtimmteres und Wandelbareres ſeyn als die

Verfeinerung der obern Classen? Vor lauter Verfeinerung der obern und untern Classen in Paris würde die Französische Sprache schon lange einem wieder ins Leben zurückkehrenden Schriftsteller aus Ludwig XIV blühenden Zeiten unverständlich seyn: wenn nicht noch immer Leute von Talenten gewesen wären, die sich dem Strome der Verfeinerung entgegengestellt, und ihre eigne Sprache und Schreibart, der Mode zu Trotz, nach den Mustern jener bereits veralteten Zeiten gebildet hätten. Dieß kann nun freilich bei den Franzosen stattfinden, bei denen es (wenigstens noch bisher) eine angenommene Sache ist: daß die reine Französische Schriftsprache aus den Werken der besten Schriftsteller des Jahrhunderts von Ludwig XIV und derer, die sich in der Folge nach jenen gebildet, geschöpft werden müsse. Aber wenn bei uns Deutschen zum Grundsatz angenommen würde, die Mundart der höhern Classen in der blühendsten Provinz müsse entscheiden, was Hochdeutsch sey: so würde nichts in der Welt jene furchtbare Verwandlung unsrer Sprache, die ich im Geiste vorhersehe, verhindern können. Zwar sagt Herr Adelung mit gutem Grunde: „so wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftssprache der obern Classen" und dieß könnte unsern nach Unsterblichkeit dürstenden Schriftstellern noch einige Hoffnung machen. Aber diese Hoffnung wird leider durch das unmittelbare Folgende sogleich wieder zu Boden geschlagen. Die schon vorhandene Schriftsprache nämlich wird in den besagten obern Classen „nach dem Maße des steigenden Geschmacks und Wohlstandes verfeinert: und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen" u. s. w. Da der Wohlstand und Geschmack der obern Classen ohne Ende steigen können:

ſo hat folglich auch die Verfeinerung der Sprache keine Gränzen: und da nichts willkürlicher iſt als der Geſchmack der Vornehmſten und Reichſten, ſo iſt auch nichts willkürlicher als die Art, wie ſie in Verfeinerung der Sprache zu Werke gehen. Es geht damit wie mit dem was in Kleidung, Putz, Bijour, Hausgeräthe und dergleichen Mode iſt; und das Beiſpiel unſrer Nachbarn jenſeits des Rheins ſetzt dieß ins helleſte Licht. Immerhin mag alſo das künftige Oeſterreichiſche Hochdeutſch auf die jetzt vorhandne Oberſächſiſche Schriftſprache gepfropft ſeyn: es wird nicht nur immer etwas vom Geſchmack des wilden Stammes zurückbleiben, ſondern dieſes neue Hochdeutſch wird auch durch die unzähligen Stufen von Verfeinerung, durch welche es der Geſchmack der obern Claſſen in Wien, Prag, Linz, Klagenfurt u. ſ. w. nach und nach hindurch führen wird, ſo lange modificiret werden: bis unſer jetziges Hochdeutſch, zu dem was in zweihundert Jahren dieſen Ehrennamen tragen mag, ſich verhalten wird, wie das Hochdeutſch in Kaiſersbergers Poſtille zu dem in Rabners ſatyriſchen Schriften. — Ich geſtehe, daß ich beinahe lieber in meine ſehenden Augen ein Mißtrauen ſetzen, als glauben möchte, ein ſo einſichtsvoller Mann, wie der mit dem ich es hier zu thun habe, ſollte dieſe Unbequemlichkeiten ſeiner Hypotheſe nicht ſo gut als irgend jemand geſehen haben. Indeſſen ſtehen ſeine dürren Worte ſichtbar da; und ſo angenehm es mir ſeyn wird, belehrt zu werden, daß ſie einen beſſern Sinn zulaſſen, ſo unmöglich iſt mir's, vor der Hand einen andern darin zu finden.

2. Nur noch ein Wort über die obern Claſſen im ſüdlichen Kurſachſen, auf deren Mundart und Geſchmack Herr Adelung das ächte Hochdeutſch einſchränkt. „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben ſollten, daß unſre höhere Schrift- und

Geſellſchaftsſprache in dem ſüdlichen Kurſachſen einheimiſch iſt, der komme und überzeuge ſich durch den Augenſchein. In keiner Provinz Deutſchlands wird ſie ſo allgemein, und in den Städten ſelbſt in den unterſten Claſſen geſprochen, daher ſie hier wohl nicht ein Fremdling ſeyn kann." — Ich wage es abermal kaum meinen Augen zu trauen. Die Sprache, die im ſüdlichen Kurſachſen geſprochen wird, ſoll aus keinem andern Grunde das wahre Hochdeutſch ſeyn, als weil dieſer kleine Theil von Deutſchland die blühendſte Provinz desſelben iſt, und weil der gute Geſchmack ſchon vorlängſt ſeinen Sitz darin aufgeſchlagen hat — und falls jemand daran zweifeln wollte, ſo ſoll er kommen und ſehen — und was? — daß man in Kurſachſen — Kurſächſiſch ſpricht. Allerdings wird er dieß ſehen, oder vielmehr hören; aber wird er auch ſehen, daß die Mundart, die er dort in den obern und untern Claſſen von den Meiſten ſprechen hören wird, unſere höhere Schrift- und Geſellſchaftsſprache ſey? — Dieß iſt es eben was zu erweiſen war.

Daß man in Kurſachſen von dem großen Haufen (d. i. bei weitem von der größern Anzahl) in den untern Claſſen Beene und Kleeder und korſchame Diener, ſo viel man nur will, zu hören bekomme, und daß eben dieſer große Haufe, unrein, und oft affectirt ſpreche, ſeine Provincialausdrücke habe u. ſ. f., das geſteht Herr Adelung ſelbſt in ſeiner zweiten Abhandlung S. 34 und 37 willig ein. Allein die obern Claſſen! — „die müßte man gar nicht kennen, wenn man ihnen dergleichen zur Laſt legen wollte." — Aber was für eine Rangordnung ſollen wir zu Hülfe nehmen, um die unbeſtimmten und unbeſtimmbaren Wörter „obern und untern Claſſen" recht ins Klare zu ſetzen? wo fangen dieſe an, und wo hören jene auf? Schreiber dieſes hat viele Gelegenheit

gehabt mit Kursächsischen Herren und Damen, die ganz zuverlässig in die obersten Classen gehörten, zu sprechen — und unglücklicherweise mußte er fast immer auf solche treffen, welche eine Ausnahme von Herrn Adelungs Versicherung machten, und (von den Beenen und korschamen Dienern nichts zu sagen) so viel Provincialausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes größtentheils in allen übrigen Deutschen Provinzen zu thun pflegen. Personen, welche viele Jahre zu Dresden oder überhaupt in Kursachsen gelebt haben, versichern ihn, daß es ihnen eben so gegangen sey. Also nicht diejenigen, welche unrichtig und provincialisch sprechen, sondern diejenigen, die immer reines ächtes Hochdeutsch reden, sind für Ausnahmen zu halten: und das letztere wird, meines Wissens, nirgends in ganz Deutschland von den obern Classen durchgehends völlig rein und richtig gesprochen; ja, nach unserer dermaligen Verfassung, kann es auch nicht wohl anders seyn, so seltsam dieses in den Ohren eines Ausländers klingen muß.

Was ich hier sage, gilt ganz besonders von den meisten Personen der obersten Classen. Diese lernen ihr Deutsch größtentheils von den Wärterinnen, Kammerfrauen, Bedienten u. dgl., und wie wenig noch bis auf diesen Tag bei Erziehung der vornehmen Jugend, in Sachsen wie im übrigen größten Theile von Deutschland, darauf gesehen werde, sie ihre Muttersprache rein und richtig sprechen und schreiben zu lehren, ist eine weltkundige Sache. Deutsch, denkt man, lernt sich, so viel man dessen vonnöthen hat, von selbst. Das Französische hingegen, welches beinahe an allen Deutschen Höfen und in allen Gesellschaften der obersten Classen die eigentliche Hof- und Gesellschaftssprache ist, muß mit Fleiß erlernt, und wenigstens im Sprechen zum möglichsten Grade

der Fertigkeit und Richtigkeit gebracht werden. Da die Gränzen zwischen a, b, c, d, in den obern Classen sehr schwankend sind, und d sich so eng als möglich an c, c an b, und b an a andrückt: so ist es sehr wahrscheinlich, daß es, in Residenzstädten wenigstens, auch in den Classen die zunächst an die obersten gränzen, nicht viel besser mit der Deutschen Sprache stehen werde. Eine genaue Untersuchung der Sache ist schwer, wo nicht gar unmöglich. Aber wenn auch dabei auf die unwidersprechlichste Art herauskäme, daß in einigen Kursächsischen Städten eine Mundart herrsche, die der dermaligen Hochdeutschen Schriftsprache weit näher komme als die Mundart irgend seiner andern Provinz: so würde damit noch lange nicht bewiesen seyn, was Herr Adelung beweisen will; wie ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben glaube. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert dachte noch niemand daran, Hochdeutsch und Südlich-Kursächsisch für gleichbedeutende Dinge zu nehmen. Die meisten der beliebtesten Deutschen Schriftsteller dieser Jahrhunderte waren keine Kursachsen; und die Lutherische Bibelübersetzung selbst, welche sonst immer ein classisches Ansehen in dem protestantischen Deutschland behauptete, wird von Herrn Adelung in seinem Wörterbuche unzähliger theils Oberdeutscher, theils in Kursachsen veralteter Redensarten überwiesen. Auch die besten und beliebtesten Deutschen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, bis auf die Zeit, da die Gottschedische Schule empor kam, waren keine Kursachsen. — Im Gegentheil wird sehr leicht zu erweisen seyn, daß es größtentheils Kur- und Obersächsische Bücherschreiber waren, die den unausstehlichen Unfug, der mit Einmischung Lateinischer, Französischer und Italienischer Wörter getrieben wurde, am meisten beförderten; so wie es nachmals meistens Kursachsen von Gottscheds Zucht waren,

die, um die Sprache theils von dem ausländischen Unrath, theils von dem sogenannten Lobensteinischen, Miltonisch-Bodmerischen und Hallerischen Schwulst zu reinigen, eine so geschmacklose und unkräftige Wasserbrühe daraus machten, daß sie weder zu Poesie noch Prose mehr zu gebrauchen war. Die Wenigen, die sich heutzutage der Gottschedischen Literargeschichte und der unartigen Streitigkeiten mit den Schweizerischen Gelehrten Breitinger und Bodmer noch erinnern, wissen gar wohl, daß es Gottsched und seine erste eigentliche Schule war die nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollten, wenn es nicht solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde in Leipzig verstanden und sprachen; daß, nach der Schätzung dieses Mannes (den man neuerlich so unverdienterweise wieder zum großen Wiederhersteller der Deutschen Sprache machen will) Schwarzens Aeneis und Schönaichs Hermann Meisterstücke der Deutschen Sprache, und ein ganzer Troß von poetischen und prosaischen Schöpfen deren Namen und Werke kein Mensch mehr kennt, die großen Lichter unserer Literatur — hingegen Haller, Bodmer, Kleist, Klopstock, Ramler, Lessing u. s. w. Sprachverderber und Unsinnschreiber hießen; und daß, wofern es ihm möglich gewesen wäre, unsre Literatur auf dem Grade von Geschmacklosigkeit und Bathos zu erhalten, wozu er sie heruntergebracht hatte, wir mit einer ziemlich reinen Kursächsischen Mundart (so gut wenigstens als im Jahre 1740 von obern und untern Classen in Leipzig gesprochen wurde) eine Literatur hätten, um die uns gewiß keine Nation bis ans Ende der Welt beneiden würde.

Die Rede ist hier bloß von der Frage, was ist Hochdeutsch? und ich glaube nicht, daß irgend eine Deutsche Stadt, so viele Vorzüge sie auch haben mag, Complimente

auf Unkoſten aller übrigen von mir erwarten wird. Ich ſehe leicht voraus, daß Herr Adelung (vermuthlich ganz wider ſeine Abſicht) dem übelverſtandnen Patriotismus in allen Deutſchen Provinzen einen großen Tummelplatz eröffnet hat: und, ſehr wahrſcheinlich, wird die Sache in kurzem (wie es bei dergleichen Volkshändeln der gewöhnliche Lauf iſt) mit

— stipitibus duris audibusque pracustis

ausgemacht werden. Aber, was ich gewiß weiß, iſt, daß er, ſo wenig als ich, Luſt haben wird, ſich in Fehden von ſo handfeſter Art einzulaſſen. Ich meines Ortes bin weit davon entfernt, einer der vornehmſten Deutſchen Städte, die ſowohl in Anſehung ihrer weitausgebreiteten Handlung und ihres, von ſeiner Stiftung bis auf dieſen Tag, weltberühmten Muſenſitzes, als wegen der Cultur und feinen Lebensart ihrer Einwohner ſchon lange eine Zierde Deutſchlands war, das mindeſte von ihren Vorzügen und Verdienſten ſtreitig zu machen. Wer wird ihr den Ruhm mißgönnen, eine unter den Städten zu ſeyn, wo unſre Sprache am ſchönſten geſprochen wird? Aber keiner ihrer Patrioten, ſo eiferſüchtig er auch über ihren Ruhm ſeyn mag, kann ſich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abſpreche, das ich keiner andern Stadt in Deutſchland zugeſtehe.

3. Die Sprache iſt eine Tochter des Bedürfniſſes und ein Pflegekind der Geſelligkeit; ihre Bildung und Bereicherung das Werk der Zeit; ihre Verſchönerung die Arbeit des Geſchmacks, und zu ihrer höchſten Vollkommnung müſſen alle Muſen vereinigt helfen. Die Schriftſprache einer großen Nation, die aus dem Stande der rohen Natur durch alle Grade der Barbarei ſich langſam, und bloß durch Nachahmung anderer, zu immer höhern Stufen von Cultur emporhebt,

hat eine Reihe von Jahrhunderten nöthig, bis ſie nur zu einigem Grade von Vollkommenheit ausgearbeitet iſt. Eine Menge günſtiger Umſtände (wie Herr Adelung ſehr richtig behauptet) müſſen ſich hierzu vereinigen. Indeſſen ſind und bleiben es doch ihre Gelehrten, und unter ihren Gelehrten die Schriftſteller von Genie, Talenten und Geſchmack, ihre Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und populären Philoſophen, die zu ihrer Bereicherung, Ausbildung und Polirung das Meiſte beitragen; und dieſe Männer finden ſich durch alle Provinzen der Nation verſtreut. Der Geſchmack iſt, ſo wenig als Verſtand und Witz, an eine Hauptſtadt, oder an die blühendſte Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinſte Gefühl der Seele, iſt ein freies Geſchenk der Natur; die Entwialung und Ausbildung, ein Werk glücklicher Umſtände, vortrefflicher Muſter, und eines langwierigen Studiums. Alles dieß kann ſich in irgend einem unbekannten Winkel beiſammen finden; und ein Schriftſteller kann aus der verborgenſten Einſamkeit mit einem richtigern Geſchmack hervorgehen, als er mitten in der feinſten und eleganteſten Weltgeſellſchaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nation eine beträchtliche Anzahl ſehr vortrefflicher Werke in allen Arten des Stils und der Compoſition aufzuweiſen hat, mag das, was man Geſchmack nennt unter ihren obern Claſſen ſo fein und gut ſeyn als man will: ihre Schriftſprache iſt doch immer erſt im Wachſen begriffen, ſie iſt noch unvollendet, ſie kann noch neue Wörter und Redensarten aufnehmen, veraltete wieder ins Leben zurückrufen; der ganze Schatz der Sbrache, von mehrern Jahrhunderten her, ſteht ihr offen; die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und ſie kann daraus nehmen und gleichſam in ihren eigenen Boden verpflanzen, was ſie benöthigt iſt, und was darin fortkommt. Erſt alsdann, wenn

ſie mit Meiſterſtücken in allen möglichen Arten des Styls verſehen iſt, kann man, ſo zu ſagen, ihr Wörterbuch als vollzählig annehmen, und eine feſte Gränzlinie zwiſchen der allgemeinen Schriftſprache (welche zugleich die Sprache der guten Geſellſchaft in allen Provinzen iſt) und den beſondern Mundarten der einzelnen Provinzen ziehen. Die guten Schriftſteller in jeder Schreibart entſcheiden alsdann was Hochdeutſch in der höhern Redner- und Dichterſprache, was Hochdeutſch in der komiſchen Sprache (die ſich wieder in die edlere, launenhafte und burleske abtheilt), was Hochdeutſch in der Sprache der Wiſſenſchaften und Künſte, und was Hochdeutſch in der täglichen Geſellſchaftsſprache der obern Claſſen iſt. Jeder dieſer Sprachdiſtricte (wenn ich ſo ſagen darf) hat wieder ſein eignes Gebiet, ſeine eigne Verfaſſung, Geſetz und Gerechtſame, ſo wie ſeine eignen Gränzen: und nur aus ihnen allen zuſammengenommen beſteht die Schriftſprache einer durch Künſte und Wiſſenſchaften gebildeten Nation. Alles dieß iſt, däucht mir, Natur der Sache, und bedarf keines mühſamen Erweiſes. Zur Erläuterung kann uns abermal die Franzöſiſche Sprache dienen. Ungeachtet ein vielleicht allzugroßer Eigenſinn des Geſchmacks ihre Dichterſprache in weit engern Schranken hält, als man bei irgend einem andern Volke finden wird, ſo iſt doch gewiß, daß ein ſehr merklicher Unterſchied zwiſchen der Sprache ihrer Tragödie und ihrer hohen lyriſchen Poeſie, zwiſchen der Sprache der edlern Komödie, oder der guten Geſellſchaft und der ſcherzhaften Sprache des ſogenannten style de Marot iſt. Sprachrichtigkeit, Schicklichkeit und Eleganz ſind bei ihnen, wie billig, weſentliche Erforderniſſe einer jeden Sprach- und Schreibart: aber jede Schreibart hat darum nicht minder ihre eignen Befugniſſe, die ihr niemand ſtreitig macht. Es iſt noch keinem

Französischen Kunstrichter in den Sinn gekommen, die Sprache der Helden des Corneille und Racine schwülstig zu finden, weil ein Marschall von Frankreich lächerlich wäre, der an der Toilette seiner Dame oder im Vorzimmer des Königs sprechen wollte wie Mithridates oder Burrhus: oder den Styl und die Sprache der Pucelle d'Orleans für barbarisch und geschmacklos zu erklären, weil kein Frauenzimmer von Lebensart sich wie die schöne Agnes Sorel ausdrückt.

Man sieht bereits aus dem bisher Gesagten, was ich bei der sechsten, siebenten und achten Folgerung des Herrn Adelung zu erinnern habe.

So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten, oder die Einmischung solcher Provincialwörter, die in der allgemeinen Deutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gut heißen kann: so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provincialwörter meine Stimme geben; wiewohl ich gestehe, daß sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefähr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gebe worden sind, außer der launenhaften, komischen und burlesken Schreibart (wozu noch diejenige kommen mag, welche sich für eigentliche Deutsche Volkslieder und Volksmährchen schickt, und ihren eignen, von jeder der eben genannten Schreibarten verschiedenen Charakter hat) schwerlich ein anderer schicklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilians: „alle Wörter (diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, ausgenommen) sind irgendwo die besten: denn zuweilen hat man auch niedrige und gemeine (solche die sonst nur das gemeine Volk

braucht) vonnöthen; und Wörter, die an einem andern Platze unanſtändig ſeyn würden, werden ſchicklich und eigentlich, ſobald ſie an ihrem rechten Orte ſtehen.“ Dieſer große Römiſche Kunſtrichter verbietet zwar (und wer wird ihm darin nicht beipflichten?) dem Redner alle ungewöhnlichen Wörter, alle zu kühnen Metaphern, alle veralteten, oder nur der poetiſchen Freiheit erlaubten Redensarten: aber dieſes Verbot bis auf die Dichter auszudehnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr wird es über dieſen Punkt immer bei dem Ausſpruch eines Alten bleiben, dem noch niemand den feinſten Geſchmack ſtreitig gemacht hat:

— — oft wird ein Vers
Vortrefflich, bloß wenn ein alltäglich Wort
Durch eine ſchlaue Stellung unverhofft
Zum neuen wird. Wo neu entdeckte Dinge
Zu ſagen ſind, da iſt's mit Recht erlaubt
Auch unerhörte Wörter zu erfinden,
Wenn dieſe Freiheit mit Beſcheidenheit
Genommen wird. — —
Was kann der Römer einem Plautus und
Cäcil geſtatten, das Virgil und Varius
Nicht wagen durfte? u. ſ. w.
— — — Immer war's und bleibt's
Erlaubt, ein ungeſtempelt Wort
Von gutem Korn und Schrot in Gang zu bringen u. ſ.
Viel abgeſtorbne Wörter werden wieder
Ins Leben kehren, viele andre fallen
Die jetzt in Ehren ſind, ſo wie der Brauch
Es fügen wird, bei welchem doch zuletzt
Allein die Macht, hierin Geſetz zu geben, ſteht.

Schriftſteller von Geſchmack, d. i. von feinem, gelehrtem und ſicherm Urtheilsgefühl des Schönen und Schicklichen, wiſſen immer am beſten was ſie zu thun haben, und wie

weit ſie gehen dürfen: fehlen ſie aber, ſo kommt es einem wahren Ariſtarch (der dem Homer ſelbſt nichts überſieht) allerdings zu, zu zeigen, wie, worin und warum ſie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaßung geſtattet werden, willkürliche Geſetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Feſſeln anzulegen, ſo lange ſie die Freiheit, das Element worin ſie allein leben können, nicht auf offenbaren Mißbrauch ziehen. Dem Dichter ſind die Worte — Farben, Rhythmen und melodiſche Töne zugleich. Nach Herrn Adelung iſt die Verſtändlichkeit die einzige Abſicht der Sprache (Magaz. der Deutſchen Sprache 1. St. S. 57). Hätte er geſagt die erſte, ſo wäre nichts dagegen einzuwenden: daß ſie die einzige ſey, wird ihm kein Dichter zugeſtehen. Der will und ſoll mit ſeiner Sprache noch viele andre Abſichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provincialwort, wofür das ſogenannte Hochdeutſche kein völlig gleichbedeutendes hat, iſt zuweilen an dem Orte, wo er's braucht, gerade die einzige Farbe, die zu ſeiner beſtimmten Abſicht paßt, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen iſt das Oberdeutſche Wort um eine Sylbe kürzer oder länger, oder hat andre Vocalen, andre Conſonanten u. ſ. w. als das Hochdeutſche, und gerade dadurch erhält der Dichter den höhern Wohlklang eines Verſes, die ſchönere Rundung einer Periode u. ſ. f. Und wenn es denn überdieß ein Wort iſt, das Luther oder Opitz ſchon gebraucht haben: wer kann ihm zumuthen, daß er es bloß deßwegen verwerfen ſoll, weil es im ſüdlichen Kurſachſen von 1740—1760 nicht im Umlauf war?

Die vorstehenden beiden Aufsätze über die von dem berühmten Adelung vor achtzehn Jahren in seinem Magazin der Deutschen Sprache aufgeworfene und (wie es mir damals schien und noch scheint) gar zu einseitig beantwortete Frage, was ist Hochdeutsch? — erschienen im November und December des Deutschen Mercurs 1782 unter dem Namen Musophilus, in Form von Briefen an den Herausgeber, wiewohl sie diesen selbst zum Verfasser hatten. Sie veranlaßten ein Paar polemische Abhandlungen im 4ten Stück des 1sten Bandes gedachten Magazins, welche so beschaffen waren, daß Musophilus sie nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubte. In der That schien es vielen unparteiischen Lesern, daß Herr Adelung in dieser kleinen literarischen Fehde nicht kaltblütig genug geblieben sey, und den Schein, als ob er seinen Gegner ein wenig zu vornehm und übellaunig behandle, nicht genugsam vermieden habe. Indessen, da Musophilus in seiner (in den April des Deutschen Mercurs 1783 eingerückten) Antwort auch etwas wärmer geworden war als nöthig ist, und eine Verlängerung dieses Streits zu nichts mehr gut seyn konnte, trat der Herausgeber des Mercurs in seiner eignen Person, aber zugleich als Friedensstifter zwischen den streitenden Parteien, hervor, und erklärte sich über die Frage, worüber gestritten wurde, auf eine Art, die, wie wir glauben, aller Fehde billig ein Ende machen mußte. Wiewohl nun der sogenannte Nachtrag des Musophilus bloß darum, weil der Streit persönlich zu werden anfing, hier keinen Platz findet: so hat man doch für gut gefunden, dem besagten letzten Aufsatz, seiner guten Sentenz und der mehreren Vollständigkeit wegen, den wenigen Raum, den er hier einnimmt, nicht zu versagen.

III.

Musophilus hat, wie uns dünkt, sehr wohl daran gethan, daß er einen Streit abgebrochen, wobei man unvermerkt wärmer wird als man anfangs werden wollte; und wobei, weil sich zuletzt doch immer Empfindlichkeit und Rechthaberei ins Spiel mischt, die Wahrheit gemeiniglich nicht viel gewinnt. Wie viel er mit seiner Appellation an das Publicum gewinnen werde, weiß ich nicht; wenigstens bescheide ich mich gern, daß, nachdem er dieses Rechtsmittel auf seine Gefahr ergriffen hat, es mir weniger als jemals anständig wäre, mich zu einem Schiedsrichter in diesem Streit aufwerfen zu wollen. Indessen mag es doch erlaubt seyn, einen Vorschlag zur Güte zu thun, und zu versuchen, ob die Parteien nicht geneigt seyn möchten, beiderseits von der Strenge ihrer Forderungen so viel nachzulassen, als zu Bewirkung eines billigen Vergleichs nöthig ist. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, diesen Versuch nicht vergebens zu thun, da es mich beinahe unmöglich dünkt, daß Herr Adelung und mein pseudonymer Correspondent, sobald sie sich gelassen und freundlich gegen einander erklären wollten, am Ende nicht in der Hauptsache zusammentreffen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Herr Adelung durch einen sehr gültigen und patriotischen Beweggrund vermocht worden, die Frage was ist Hochdeutsch? zu einer Zeit aufzuwerfen, wo ihre Erörterung für unsre Literatur nützliche Folgen haben kann. Die Freiheiten, welche sich die meisten Bücherschreiber seit ungefähr zehn Jahren mit der Sprache nehmen; die groben Fehler wider die Grammatik, wovon es in vielen neuen Büchern und Broschüren wimmelt; die überhandnehmende Anmaßung sich über allen Sprachgebrauch und über alle Regeln wegzusetzen; kurz, die lächerliche und die ganze Nation

beſchimpfende Sprachverwirrung, die daraus entſteht, daß nicht nur einige Magnaten unſrer gelehrten Republik (die dem Volk hierin mit keinem guten Beiſpiel vorgehen), ſondern beinahe jeder, der etwas drucken läßt, ſich eine eigne Sprache und eine eigne Unrechtſchreibung macht — ſind ſchon lange ein Gräuel in den Augen aller geſunden Köpfe; und da es die höchſte Zeit iſt dieſen Mißbräuchen entgegen zu wirken: wem ſtand es beſſer an, die Hand an dieſes löbliche Reformationswerk zu legen, als dem Herrn Adelung?

Da nun die Sprachverwirrung, über welche ſeit einigen Jahren ſo viel Klagens iſt, ohne daß gleichwohl der Sache abgeholfen wird, ſondern das Uebel vielmehr immer größer zu werden ſcheint, lediglich von den Schriftſtellern herkommt: ſo war auch, aus dieſem Grunde ſchon, nothwendig, daß Herr Adelung bei Beantwortung der Frage was iſt Hochdeutſch? oder, welches iſt die Sprache deren ſich die Schriftſteller zu bedienen haben? einen Grundſatz aufſuchte und feſtſetzte, wodurch die Sprache von der Willkür der Schriftſteller unabhängig gemacht würde. Die Verwirrung ſchien ihm (mit Rechte, däucht mich) nicht anders aufhören zu können, als wenn die Schriftſteller aus dem geſetzloſen Stande, wo jeder thut was ihm beliebt, zu einem gemeinſchaftlichen Panier zurückgerufen würden. Dieſes fand er in der Oberſächſiſchen Mundart, vornehmlich wie ſie von den obern Claſſen des ſüdlichen Kurſachſens geſprochen wird. Seiner Meinung nach muß für jede lebende Sprache eine Hauptſtadt oder wenigſtens eine Provinz ſeyn (und natürlicherweiſe iſt es die cultivirteſte und blühendſte), welche gleichſam der Depoſitaire der Sprache iſt; und wenn dieß auch von Deutſchland gilt, welcher andre Kreis desſelben könnte dem Oberſächſiſchen dieſen Vorzug ſtreitig machen wollen?

Gleichwohl ist der Grundsatz des Herrn Adelung so wie er ihn in seiner Abhandlung vorgetragen und ausgedehnt hat, mit allen den Folgen die er daraus gezogen, so neu und unerhört, daß er (wie er selbst vorhersah) allen seinen Lesern außerhalb Kursachsen auffallen mußte. Verständige Männer, welche die regellosen Anmaßungen vieler neuern und neuesten Buchmacher eben so thöricht finden als er, aber auch die nachtheiligen Folgen des übertriebenen Purismus der Gottschedischen Secte noch nicht vergessen haben, glaubten, die Sprache des gesellschaftlichen Umgangs der obern Classen im südlichen Kursachsen könne weder als eine hinlängliche noch zuverlässige Regel für alle Arten von guten Schriftstellern angesehen werden. Denn, wenn man auch sagen kann, wo diese obern Classen anfangen: wer getraut sich wohl die Linie zu ziehen, wo sie aufhören? und wer scheut sich nicht vor dem Gedanken, den Geist der ersten Schriftsteller seiner Nation in die engen Schranken der Gesellschaftssprache einer einzigen Stadt, und wenn es selbst die Hauptstadt des ganzen Reiches wäre, eingezwängt zu sehen? Was würde aus einem Aeschylus, einem Pindar, einem Aristophanes, geworden seyn, wenn sich die obern Classen in Athen und Thebä eines solchen Vorrechts über den Genie ihrer größten Schriftsteller hätten anmaßen wollen?

Ohne Zweifel waren es Betrachtungen dieser Art, die unsern unter dem Namen Musophilus verborgnen Correspondenten zum Widerspruch gegen den Grundsatz des Herrn Adelung bewogen.

Allein, so wenig als es jenem einfallen könnte, die Sprache der Willkür der Schriftsteller Preis zu geben: so gewiß halte ich mich, daß es Herrn Adelungs Meinung niemals war — wie ihn Musophilus beschuldigt — ohne alle Einschränkung und Ausnahme kein Wort, keine Redensart, keine Redefigur,

keine Verſetzung, keine Auslaſſung, keine Wendung u. ſ. w. gelten zu laſſen, die man nicht in der täglichen Geſellſchaftsſprache der Perſonen von Erziehung und feinerer Lebensart im ſüdlichen Kurſachſen zu hören bekommt.

Er hat Recht, alle Arten von Mißbräuchen desjenigen, was, nach Horazens bekannter Regel, den Schriftſtellern jederzeit erlaubt geweſen iſt, zu rügen: aber ſeine Meinung kann nicht ſeyn, ihnen auch den ſparſamen, klugen und zweckmäßigen Gebrauch dieſer Vorrechte zu unterſagen. Auch wird er ſchwerlich in Abrede ſeyn, daß unſere Literatur, die erſt ſeit vierzig Jahren ſich zu heben anfängt, noch immer im Steigen iſt; daß der gegenſeitige Einfluß der lebendigen Sprache auf die Schriftſteller, und der Schriftſteller auf die Sprache, in der Natur der Sache ſo nothwendig gegründet iſt: daß weder die obern Claſſen der blühendſten Provinz noch die Schriftſteller nach dreißig bis vierzig Jahren völlig eben dieſelbe Sprache reden und ſchreiben, die ihre Vorfahren vor dreißig oder vierzig Jahren ſprachen und ſchrieben: daß man alſo (wie Muſophilus mit Recht zu behaupten ſcheint) die Hochdeutſche Schriftſprache noch nicht für ganz vollendet annehmen kann; und daß, ſo wie eine Menge fremder Wörter durch den Gebrauch

quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

einheimiſch worden ſind, eben ſo auch manche, die ehemals provincial waren, durch den verſtändigen Gebrauch guter Schriftſteller Beifall gefunden haben, und aus der Schriftſprache unvermerkt in den Mund der Hochdeutſchen gekommen und im Gebrauch geblieben ſind.

Wir zweifeln nicht, daß wenn Herr Adelung ſich über alles dieſes näher erklärt haben wird, den zeitherigen Wider-

sprechern gegen seine löblichen Bemühungen, Gleichförmigkeit und Ordnung in unsrer Schriftsprache wiederherzustellen, wenig oder nichts einzuwenden übrig bleiben werde.

Zu diesem Ende wünschen wir, daß es ihm gefallen möchte sich über folgende Fragen ausführlicher und bestimmter vernehmen zu lassen:

1) Wie weit erstreckt sich das Recht, das die Schriftsteller (besonders diejenigen, welche nach der Baconischen Abtheilung in die Classe der Einbildungskraft gehören) über die Sprache haben, insofern solche als eine geschmeidige Masse betrachtet werden kann, welcher sie die Empfindungen und Gedanken ihrer Seele eindrucken? Herr Adelung gesteht ihnen bereits nicht nur das Recht ein, sondern macht es ihnen (wie billig) zur Pflicht, in ihrer Sprache mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl zu gebrauchen als die gewöhnliche Gesellschaftssprache zuläßt. Welches sind nun die Gränzen dieses Rechts? Wie weit gehen die Obliegenheiten dieser Pflicht? Sollte Aufmerksamkeit und Auswahl das Recht des Dichters an die Sprache ganz erschöpfen? Sollte die Sprache des lyrischen, epischen, tragischen und komischen Dichters so schlechterdings in die Gränzen der gewöhnlichen Gesellschaftssprache Obersachsens eingeschränkt werden können, wie Herr Adelung S. 85 seiner Antwort gegen Musophilus zu behaupten scheint?

2) Ist nicht, ungeachtet der beständigen Ebbe und Flut, welcher die lebenden Sprachen unterworfen sind, unstreitig, sowohl was die Wörter selbst als die Art ihrer Zusammensetzung betrifft, in jeder Sprache etwas Beständiges, etwas das wenigstens durch den Gebrauch ganzer Jahrhunderte zum allgemeinen, festen und gleichsam geheiligten Sprachgebrauch geworden ist? Kann man nicht dieses Feste und Allgemeine

in jeder Sprache, worauf ſich ihre Regelmäßigkeit einzig gründet, die Natur der Sprache nennen? Und muß nicht dieſe Natur der Sprache ſchlechterdings jedem Schriftſteller heilig ſeyn?

3) Iſt man hinlänglich begründet, ohne Ausnahme zu behaupten, daß alle veralteten, d. i. in der Oberſächſiſchen Geſellſchaftsſprache außer Gebrauch gekommenen Wörter dieſes Schickſal nur darum gehabt hätten, weil man ſie entbehrlich gefunden? Können nicht eine Menge zufälliger Umſtände daran Schuld haben, aus welchen man gegen den Werth dieſer Wörter nichts beweiſen kann? Und wenn ſie auch in der gemeinen Geſellſchaftsſprache entbehrlich wären: ſind ſie es darum auch dem Schriftſteller von Geſchmack, und beſonders dem Dichter, der nicht ſelten in dem Falle iſt, ſynonyme Wörter, die aber in ſehr feinen Nuancen von einander verſchieden ſind, nöthig zu haben? Hat man nicht in andern und in unſrer eignen Sprache Beiſpiele, daß dergleichen Wörter, die von guten Schriftſtellern mit Wahl und Abſicht wieder zurückgerufen worden, Beifall gefunden haben, und wieder in Umlauf gekommen ſind? Iſt nicht dieß der Fall, wovon Horaz ſpricht:

> Multa renascentur, quæ jam cecidere, cadentque
> Quæ nunc sunt in honore vocabula, si volet usus.

Und wenn dieß ſeine Richtigkeit hätte, wer wäre geſchickter als Herr Adelung, uns entweder ein Verzeichniß derjenigen außer Uebung gekommenen Wörter, welche der Wiedereinführung würdig ſind, zu geben: oder (was ein noch größeres Verdienſt wäre) jedem derſelben das übliche Hochdeutſche Wort, welches völlig eben dieſelbe Bedeutung hat, entgegenzuſtellen?

4) Gilt nicht eben das von vielen Wörtern, welche, wiewohl ſie in der erhabenſten Schreibart und in der edelſten

Sprechart nicht brauchbar ſind, dennoch deßwegen nicht ohne allen Unterſchied für niedrig und unedel erklärt werden können, ſobald Schriftſteller von Geſchmack ſie durch die Art, wie ſie von ſelbigen Gebrauch gemacht, gleichſam geadelt und der Zulaſſung in die gute Geſellſchaft fähig gemacht haben? und iſt's nicht dieß, was Horaz (deſſen Brief an die Piſonen billig allen Dichtern und Kunſtrichtern für ein Geſetzbuch gilt) im Sinne hatte, wenn er ſagt:

> Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis
> Speret idem etc. — Tantum series juncturaque pollet,
> Tantum de medio sumtis accedit honoris!

welches ich richtig ſo überſetzt zu haben glaube:

> Aus lauter jedermann bekannten Wörtern
> Wollt' ich mir eine neue Sprache bilden, ſo
> Daß jeder dächt' er könnt' es auch; allein
> Wenn er's verſucht, und viel geſchwitzt und lange
> Sich dran gemattert hätt', es doch zuletzt
> Wohl bleiben laſſen müßte. Lieben Freunde,
> Sovviel kommt auf die Kunſt des Farbenmiſchens an
> So viel kann dem Gemeinſten bloß die Stellung
> Und Nuancirung Glanz und Würde geben!

5) Sollten die Verſuche, die von einigen unſrer neuern Schriftſteller hier und da gemacht worden, uns eine Art von launiſch-komiſchem Styl zu ſchaffen, der uns das wäre, was den Franzoſen der Style de Marot, worin Chaulieu, Hamilton, Voltaire u. a. ſo vielen Beifall erhalten haben — ſollten dieſe Verſuche mit hinlänglichem Grunde unter die geſchmackloſen Thorheiten der nächſtverfloſſenen zwanzig Jahre gerechnet werden können? Und wenn Herr Adelung dieß (wie ich ihm zutraue) nicht behaupten wird: müßte dem Dichter von Geiſt

und Geſchmack, der in dieſer Gattung ſich hervorzuthun fähig wäre, nicht geſtattet werden, von dem ganzen Reichthum der Deutſchen Sprache, und von allen ihren Dialekten zu Bildung dieſer Art von launiſch-ſcherzhafter Sprache mit Beſcheidenheit und feiner Auswahl, Gebrauch zu machen? Einen höchſt unglücklichen Verſuch dieſer Art haben wir vor einigen Jahren an den drei hübſchen Mährchen geſehen, welche freilich keinen Beifall erhalten konnten, da der Verfaſſer ohne alles Gefühl des Schicklichen dabei zu Werke ging, und die Sprech- und Schreibarten von ſechs oder acht Jahrhunderten auf eine Art durch einander ſudelte, die jedem Leſer von Geſchmack ekelhaft ſeyn mußte. Unſtreitig gehört ein Schriftſteller von den vorzüglichſten Gaben und dem auserleſenſten Gefühl dazu, um in einer Art von Poeſie glücklich zu ſeyn, wo es ſchwerer iſt das „nie zu viel" und „nie zu wenig" immer zu beobachten, als in irgend einer andern, wenn man für ein Publicum arbeitet, das ſchwerer zu befriedigen iſt, als das Römiſche zu Horazens oder das ünſrige in unſern Zeiten. Aber, müßten einem ſolchen Schriftſteller nicht alle die Freiheiten geſtattet werden, zu welchen ihn die Natur der Sache und ſein Genie berechtigen? Und wenn (um nur ein einziges Beiſpiel zu geben) der allgemeine Beifall der Nation Bürgers Leonore gekrönt hat: mit welchem Grunde könnte man dieſes Meiſterſtück einer ſchönen Volks-Romanze mit allen den elenden Nachahmungen der Künſtjüngerlein, quibus cacatum pictum est, in Einen Keſſel werfen, und alles zuſammen als geſchmackwidrigen Unrath in den Ausguß ſchütten?

Die Titanomachie

oder

das neue Heldenbuch.

Ein burleskes Gedicht in ſo viel Geſängen als man will.

1775.

Erſter Geſang.

Hoch auf der hohen Himmelsburg
Saß Jupiter der Demiurg,
Mit ſeinen Söhnen, Neffen, Vettern,
Allerſeits unſterblichen Göttern,
Und ihren Frauen, hochgemuth,
Matronen mit ewig jungem Blut,
Zechten an einer Tafelrunde
Bis an die frühe Morgenſtunde.
Dem Donnerer ſein Ganymed,
Hebe den andern, den Nektarbecher
Oft füllen und fleißig credenzen thät.
Die Götter Homers ſind weibliche Zecher,
Halten auf pocula rorantia
Nicht halb ſo viel als spumantia.
Fehlt ihnen auch nicht, wie leicht zu denken,
An Kurzweil und an feinen Schwänken;
Denn, glaubt mir, ihr gravitätiſchen Herr'n,
Geſcheidte Leute narriren gern.
Wundert ihn das, Herr Doctor Duns?
Will's ihm erklären, doch, unter uns;
Das macht ſie haben beim Narriren
Mehr zu gewinnen als zu verlieren.

Sokrates in der Schellenkapp'
Bleibt Sokrates, wird darum kein Lapp;
Nimm aber dem Esel sein Löwenvisir,
Da steht er und ist ein Müllerthier!

Die Götter lachen der menschlichen Sachen;
Kindsköpf' ereifern sich, Götter lachen;
Ursach' warum? Weiß euch geschwind
Keine beß're als weil sie Götter sind.
Thätet ihr auf Jupiters Adler sitzen,
Würdet vor Bosheit oft donnern und blitzen,
Weil's hienieden nicht immer so geht,
Wie ihr's gern hättet und verstehr.
Glaubt mir indeß, es ist so besser,
Ihr machtet, bei Gott! das Loch nur größer.
Der Schuster bei seinem Leisten bleib'!
Und küsse jeder sein eigen Weib
Wie's ihm beliebt, nur's Weltkutschiren
Laßt seyn! ihr möchtet die Zügel verlieren,
Rennten wie toll über Stein und Stock,
Und müßtet doch endlich herab vom Bock.

Also, um wieder zur Sach' zu kommen,
Saßen, wie ihr bereits vernommen,
Die Götter in größter Lustbarkeit
Wie an Vulcans berühmter Hochzeit,
Wo jeder von seinen G'sellen dacht'
Er hätte selber Hochzeit gemacht.
Nektardunst füllte schon Leber und Hirn,
Alter und Weisheit entrunzeln die Stirn,
Minerva vergißt ihr trutzig Gesicht,
Verderbt den Spaß zum erstenmal nicht;

Wird laut gelacht und frei geſcherzt,
Die Nachbarin baß gedruckt und geherzt,
Der Freude gelaſſen freier Lauf
Und alles zum beſten genommen auf.
Apollo und ſeine Muſen neun
(Denn wer kann ohne ſie fröhlich ſeyn)
Sangen es ging durch Mark und Bein:
Auch tanzten um Amors Mutter her
Die Grazien ein Ballet von Nowär,
Schwammen und ſchwebten ſo lüftig daher,
Spielten ſo artig mit Füßen und Händen,
Und wußten ſo flink ſich zu drehn und zu wenden,
Daß es der dicken Ceres beinah
Ergangen wär wie der Tuscia,
Als ſie zu Rom den hübſchen Schranzen
Bathyllu thät ſehen die Leda tanzen,
Wie Juvenalis in Satiris
Mit mehrerm uns berichtet dieß.
Nun höret an wie's weiter ging!
Da ſie denn ſo beiſammen ſaßen,
Schäkerten, lachten, tranken und aßen,
Und aller Weltſorge ſo ganz vergaßen
Als ſchwämme gar kein ſolches Ding
Wie unſer Globus terraqueus
Im himmliſchen Oceanus:
Spricht zu Nachbarin Arianen
Silen, das alte Nektarfaß:
Frau Nachbarin, welch ein Lärm iſt das?
Hört ihr nicht meinen Eſel yahnen?
Ich ließ ihn unten auf der Terraß;
Glaubt mir er ſchreit nicht ſo zum Spaß. —

Krack! — alle Tauſend! Was krachte da?
Ruft Meiſter Mulciber — es war ganz nah,
Aechzt zitternd die Mutter der Liebesgötter
Und kriecht ſchier in den Mars hinein;
Es kracht als ſchlüge das Donnerwetter
In alle Cedern des Pelion ein,
Schreit Bruder Bacchus. — Alle Götter
Laufen ans Fenſter. Zeus allein
Bleibt ruhig auf ſeinem Sopha flacken,
Kneipt Ganymeden in die Backen,
Reicht ihm den Becher und, Junge, ſchenk' ein!
Nun möchtet ihr, merk' ich wohl, verſtahn
Was denn die Götter durchs Fenſter ſahn?
Wollt daß ich gleich ein Maler wär'
Wie Michel-Engel oder Homer,
Sollt m'r dann leicht ſeyn 'n G'mäld zu machen,
Daß euch vergehen ſollt' das Lachen.
Aber non omnia possumus,
Sagt ſchon der weiſe Virgilius.
Käm' auch nicht viel heraus dabei
Wenn lauter Michel-Engel wären,
Müßten viel hübſcher Pinslerei,
Viel Augen- und Herzensluſt entbehren;
Hätten dann keinen Titian,
Keinen Correggio, keinen Alban,
Hätt'n kein'n Rembrandt, kein'n Tintoret,
Keinen Dieterich, keinen Vernet,
Keinen Schalken, noch Gerhard Dow,
Van der Werf, Oſtade, noch Watteau,
Auch keinen Greuze — wo käm' das hin?
Hätten's, beim Velten! ſchlechten G'winn!

Thät'n bei all den hohen Geſichten
Von Engelsſchlachten und jüngſten Gerichten
Die Kinnlad auseinander gähnen,
Und uns nach Adrian Brower ſehnen.

Doch, liebes Gäulchen, ſo kommen wir nie
An Ort und Stelle, mein gutes Vieh!
Mußt lernen fein auf dem Kühweg bleiben,
Nicht immer bald da, bald dorthin treiben.
Der Henker reit' auf dieſen Fuß,
Wo man all' Augenblick wenden muß!

Was ich denn ſagen wollt'! — Bildet euch ein,
Ihr führet in einer Barke fein;
Könnt ſie meinthalben ſchnitzen, lackiren,
Herrlich vergülden, bewimpeln, verzieren,
Noch ſchmucker, als die Galee, worin
Vor Zeiten die ſchöne Zigeunerin
Kleopatra ihrem Antonius
Entgegen kam auf'm Cydnusfluß;
Möget auch lauter glatte Knaben
Und hübſche Mädchen zu G'ſpannen haben!
Köſtlichen Eſſens und Trinkens viel,
Mit Flöten, G'ſang und Saitenſpiel;
Schwämmet ſo auf dem ſtillen Meer,
Sorglos bei lieblichen Lüftlein einher,
Und wäret, trunken von Griech'ſchem Wein,
Vor' lauter Wohlleben geſchlummert ein;
Läg't da, wie weiland Endymion,
In ſüße Träume geküßt vom Mon:
Auf einmal weckt 'ch ein gräulich Getümmel,
Seht's ganze Schifflein im Gewimmel,

Zittern und Zagen und Zetergeſchrei
Um und um, glaubt nicht anders als ſey
Der liebe jüngſte Tag vorhanden:
Höret das Klirren von Ketten und Banden;
Türken und Heiden mit großen Knebel-
Bärten und blankem gezücktem Säbel
Stürzen herein, haben's Schiff erſtiegen,
Machen Naſen und Ohren fliegen,
Und ſchrei'n euch an: ergebt euch gleich,
Oder 's bleibt kein Gebein von euch!
Alles dieß ſtellt euch dar, ſo gut
Ihr's reſpective vermögen thut,
Und fragt euch dann: wie wär' mir z'Muth,
Schwebt' ich in einer ſolchen Fahr?
So wißt ihr wie's den Göttern war,
Als ihnen in ihrem Zeitvertreib
Die Rieſen fielen auf den Leib;
Denn kurz, es war jetzt drum und dran,
Daß ſie erſtiegen den Himmelsplan.
Dieß wundert euch, wie ich merken thu,
Denkt, wie kommen die Rieſen dazu?
Möchtet durch jede Kategorie,
Wie billig, wiſſen warum und wie?
Geduld — nur 'n halb Schock Jährchen lang,
Sollt alles vernehmen im zweiten G'ſang.

Anmerkungen.

Ueber Dow's Nachrichten.

S. 5. Alexander Dow, ein Schottländer, der eine Reihe von Jahren als Oberſtlieutenant in Dienſten der Oſtindiſchen Compagnie geſtanden hatte, fügte jedem Bande ſeiner History of Hindoslan, translated from the Persian of Muh. Cas. Ferishta, London 1768, eigne Abhandlungen bei. Dieſe erſchienen ſowohl in Frankreich als in Deutſchland abgeſondert überſetzt, und auf dieſe: Abhandlungen zur Erläuterung der Geſchichte, Religion und Staatsverfaſſung von Hindoſtan, Leipz. 1773, beziehen ſich Wielands Bemerkungen. Je mehr Dow faſt auf allen Seiten mit Holwell u. A. in Widerſpruch gerieth, deſto begieriger mußte man auf die Entſcheidung werden, auf welcher Seite ſich die reinere Wahrheit befinde. Dow iſt faſt allgemein für unkritiſch anerkannt worden, und ſelbſt Sonnerat, der von allen Büchern über Indiſche Mythologie das von Dow am meiſten empfohl, fand hierin wenig Beiſtimmung.

Die Fakirn, von denen er hier redet, ſind eigentlich die Sanyaſſi, Brahmanen, die in den Stand der Einſiedler, und zwar von der ſtrengſten Obſervanz übergetreten ſind, worin man durch vielerlei, zum Theil höchſt raffinirte, körperliche Selbſtpeinigungen auf die Vereinigung mit der Gottheit vorzubereiten meint. Wie weit hierin die Schwärmerei gehen könne, lehrt uns ja auch unſre Religionsgeſchichte.

Dow von der Religion der Braminen.

Als Wieland im J. 1775 dieſe Warnung ſchrieb, konnte er noch nicht ahnen daß im darauf folgenden Jahrzehnt durch eine zu Calcutta

geſtiftete gelehrte Geſellſchaft ſo viele Entdeckungen würden gemacht, und von Indiſcher Literatur ſo viel würde verbreitet werden, daß wir nicht nur ganz neue Anſichten, ſondern daß auch die Reſultate der angeſtellten Unterſuchungen einen ſo außerordentlichen Einfluß auf die geſammte Literatur- und Culturgeſchichte erhalten würden, als ſie jetzt nach beinahe einem halben Jahrhundert erhalten hat, und nach aller Wahrſcheinlichkeit immer mehr erhalten wird. Es könnte daher nicht ganz billig ſcheinen, Wielanden nach den gegenwärtigen Anſichten zu richten und zu verurtheilen. Gleichwohl iſt dieß geſchehen, und zwar von einem Manne, der mir durch ſeine Schrift eine reine Achtung für ſich eingeflößt hat, von Niklas Müller in ſeinem Werke: Glauben, Wiſſen und Kunſt der alten Hindus in urſprünglicher Geſtalt und im Gewande der Symbolik (Band I. Mainz 1822). Ich theile die Wieland betreffende Stelle (S. 57. fg.) mit und werde ſie mit einigen Anmerkungen begleiten.

„Unſer, mit rechtlicher Anerkennung ſeiner wiſſenſchaftlichen vielſeitigen Ausbildung und ſeines Dichtergeiſtes, hochgewürdigte Wieland hat an der, die moderne Geſchmacklehre beleidigenden Indiſchen Symbolik, und an der ſeinen Grazien und Danae-Phryne-Laidioniſchen genußreichen Freudengeiſtern anekelnden, einen ernſten Büßergeiſt athmenden praktiſchen Lebensweisheit der Jünger Brahma's einen lebendigen Abſcheu eingeſogen (den, wie auch geſagt wird, Goethe mit ihm theilt). In dieſem Gefühle befeindet er auf ſeine ſatyriſche Weiſe — die er ſeinem Horaz und Lucian abgelernt hat — das Religionsſyſtem, den Cultus des Brahmanismus und die Brahmanen ſelbſt; ohne ſich indeſſen über die Indiſche Literatur näher einzulaſſen, die ihm bis auf einige fragmentariſche Ueberſetzungsverſuche fremde blieb. (Sehr natürlich!) Er geht, mit ſeiner Art die Klinge zu führen, gegen Alex. Dow's Nachrichten von der Religion der Brahmanen los. Der gewandte griechiſch-galliſche Fechtmeiſter gibt Täuſchungsſtöße und ſucht unverwehrte Stellen auf. Aber eine von innerer Pietät vermiedene frivole Philoſophie hat nie eindringliche Spitze und Schneide; und das Fallſtaffiſche ecce signum! kann kein Vertrauen erwecken. Was der gelehrte Mann von der geheimen Theologie der Prieſterkaſte ſpricht, das mögen ihm die ſachkundigen Paolino, Creuzer, Heeren und Andere (— die aber alle erſt 15—50 Jahre ſpäter ſchrieben! —) widerlegen, indem in Hindoſtan nur das Lehramt Privilegium iſt, die Lehre ſelbſt aber auch der niedrigſten Kaſte, als das heiligſte Gemeingut, ertheilt wird, und zwar

die reine Symbolik, wie sie aus der Vedalehre erkannt werden kann, welche aber unser großer geistreicher Dichter und Gelehrter „einen metaphysisch-allegorisch-phantastischen Plunder" zu nennen beliebt; indem es ihm gefällt (lies: indem er nicht umin kohnnte), an die einseitigen, von politischer Egoistentendenz dictirten Berichte der Malabarischen Missionäre — gegen Herders (spätere) Warnung — sich gläubig anzuschließen; weil es ihm eine innere Behaglichkeit gewährt (?), den äußeren, zum Theil grobmaterial herabgesunkenen Cultus der Ostindier einen höchst abgeschmackten Götzendienst zu nennen. Was hie und da eine unrechtliche oder unbeholfene Duldung der Brahmanen, aber im Grunde nur ein Werk des zum Aberglauben hinneigenden Hindupöbels ist, das darf noch lange nicht mit den äußeren Cultformen vermengt werden, welche der spirituellen Speculation jener urmütterlichen Weltweisheit plastisch-analog und vernunftgemäß conventionell, seit Jahrhunderten, entsprechen. Freilich steht das hochantike Hinduistische Weltanschauungssystem — das sich im innigen Vereine mit frommem Glauben wohl befindet — in scharf contrastirendem Gegensatze mit jener Aristipp-Epikur-Zeno'schen Weltweisheit, welche unser weiser Dichter in succum et sanguinem aufgenommen hat. Mit demselben und mit noch größerem Rechte dürfte Herr Wieland das Christenthum schmähen, wenn er sein Urtheil auf Schein und Außenseite gründet, weil auch hier der lichte, reine Geist im leidigen Ritualwesen hie und da obscurirt und trivialisirt wird. Mißdeutung einer guten Sache ist relativ, Entadelung derselben ist positiv schädlich; und bei den Hindus ist diese Mißdeutung nicht so allgemein als bei uns, weil unser Priesterthum unter stärkeren Versuchen gelitten hat, als das Brahmanische, welches mindestens den Aberglauben nicht so meisterhaft als Milchkuh zu behandeln versteht. Will aber Wieland mit den Französischen Zeloten, welche in ihren Lettres édifiantes — wie schon Jones und vor ihm ihr eigener Landsmann le Gentil klar dargethan hat — ein Heer von Entstellungen und Unwahrheiten aufstellen; absichtlich die reine Höhe vermeiden und in dem Pöbelkehricht rühren, um Gestank zu machen; so mag in Hinsicht auf den von ihm so schnöde behandelten Dow, sein eigenes Sprüchelchen auf ihn bezogen werden: er hängt dem Autor die Krätze an, um sich an ihm reiben zu können. Das so fromme als sinnreiche bekannte Symbolbild, Brahma auf dem Lotusblatte, stellt unser lieblicher Mährchendichter neben seine Mährchen der Mutter Gans. Dürfte er nicht, auf solcher Oberfläche mit Witz spielend, mit gleichem Rechte das christliche Mystenbild der

Dreifaltigkeit, oder jenes der unbefleckten Empfängniß, neben seinen Prinzen Viribinker setzen."

Der Herausgeber gehört zu denen, die an allem, was von Indischer Literatur bekannt wird, ein sehr großes Interesse haben, und die recht viel davon erwarten. Er theilt z. B. mit Hrn. Müller die in seiner Vorrede S. XX ausgesprochene Ueberzeugung: „daß die Geschichte der Philosophie durch die Beleuchtung des Brahmanismus eine merkwürdige Bereicherung, und im Grunde die wesentlich wichtige Einleitung in ihrem ganzen Befang erhalte," so ganz, daß er bereits seit zwölf Jahren, wie mancher auch den Kopf darüber schüttelte, dieser Geschichte in seinen Vorträgen gerade diese Einleitung gegeben hat. Um so unverdächtiger, hofft er, werden seine Bemerkungen seyn.

Ich fürchte sehr, daß der treffliche Müller gegen einen bloßen Schatten streitet; denn offenbar hat er den Gesichtspunkt Wielands gar nicht bemerkt. Weit entfernt, den uralten Brahmanismus anzutasten — dem er so viel Gerechtigkeit widerfahren läßt, als nach dem, was er damals davon wissen konnte, möglich war — richtet er sein Augenmerk lediglich auf die Religion der Hindu, wie sie unter den Brahmanen gegenwärtig beschaffen ist, und — Jahrtausende lang beschaffen war. Davon, sollte ich meinen, wäre nun doch nicht sonderlich viel zu rühmen, und wenn Wieland sich dagegen erklärt, so verdient er, gesetzt auch er hätte geirrt, doch Achtung, denn er führte die Sache der Menschheit, und nicht mit solchen Waffen, wie Müller ihm vorwirft: denn ich sehe zwar wohl, daß er für die Sache der Menschheit ziemlich warm wird, und in dieser Wärme vielleicht auch hie, und da ein Wort mehr und stärker sagt, als er bei kaltem Blute gesagt haben würde, allein ich sehe nichts von allem dem, was Hr. Müller bemerkt haben will. Ich kann aber auch nicht zugeben, daß Wieland, in dem was er wahrhaft gesagt hat, nicht was er gesagt haben soll, geirrt habe, und um sich davon zu überzeugen, lese man das, was Niemeyer in dem Anhange seiner Beobachtungen auf Reisen Bd. 2. S. 453 fgg. aus Englandischen Missionsblättern mitgetheilt hat, und vergleiche damit eine in diesem Monat (October 1822) in der Berliner Zeitung bei Haude und Spener eben über diesen Gegenstand eingegangene Nachricht, wenn es anders noch einer andern Erinnerung bedarf als der, daß die Wittwen mit ihren Männern sich entweder verbrennen oder lebendig begraben lassen müssen, und daß Mütter ihre Kinder opfern.

Den Unterſchied, den Wieland zwiſchen geheimer Theologie und Volksreligion macht, werden Heeren und Creuzer ſchwerlich wegbringen, und wegbringen — wollen. Woher aber hat es Müller, daß in Hindoſtan nur das Lehramt Privilegium ſey, die Lehre ſelbſt aber Gemeingut? Die alten Verordnungen darüber muß er doch wohl gekannt haben. Vermuthlich hat er ſie ſich alſo anders ausgelegt als andre Leute. So ſetze ich ihm aber eine Mittheilung des Obriſten Poller entgegen. Dieſer ſchreibt unterm 22. Mai 1789 an Sir Joſeph Banks: „Ob man gleich mehr Offenherzigkeit bei den gelehrten Hindus antrifft, als man gewöhnlich glaubt, ſo iſt auf der andern Seite doch auch wahr, daß nach ihren Religionsgeſetzen das Leſen der Vedas außer den Braminen jedermann verboten iſt, und daß außer den Kättris (der Kriegerkaſte, zu der auch die Könige gehören) keine andere Volksclaſſe dem Vorleſen und Erklären derſelben beiwohnen darf. Man muß ſich daher um ſo mehr wundern, daß die Braminen dieſe Bücher, die ihren Landsleuten und Glaubensgenoſſen verweigert werden, ungläubigen Fremden mitzutheilen kein Bedenken tragen. Sie wiſſen zwar dieſen anſcheinenden Widerſpruch zu heben, indem ſie ſagen, wir wären jetzt in dem Kal-Jog, oder in dem vierten Weltalter, in welchem die Religion in die tiefſte Verachtung ſinken werde; in dieſen Tagen des Verderbens ſey es alſo ſehr gleichgültig, die heiligen Bücher von jedermann leſen zu laſſen, da es nach dem Rathſchluß des höchſten Weſens nun einmal ſo beſtimmt ſey. — So ſagen ſie; doch habe ich nicht bemerkt, daß ſie es auch in Anſehung ihrer Landsleute für gleichgültig hielten, oder daß ſie die beiden niedrigſten Volksclaſſen der Erklärung dieſer heiligen Bücher zuhören ließen." Womit will Herr Müller dieſes Zeugniß entkräften, das Zeugniß eines Mannes, der viele Jahre in Oſtindien lebte, und der ſich angelegentlich um dieſe Angelegenheit bekümmerte? Kann aber dieſes Zeugniß nicht entkräftet werden, ſo ſtehen auch alle Folgerungen, welche Wieland aus dem, was daſſelbe betrifft, zog, feſt, und ich kann Herrn Müller nur beklagen, daß er ſich hier zum Vertheidiger einer ſchlimmen Sache aufgeworfen, an Wieland aber offenbar verſündigt hat.

Ueber eine Anekdote aus Rousseau's Leben.

1.

S. 25. Herr B., der Erzähler der Anekdote — Wilhelm Gottlieb Becker, welcher nachmals durch sein Augusteum, seine Erzählungen, die Herausgabe der Erholungen und des Taschenbuchs für geselliges Vergnügen, dem Publicum hinlänglich bekannt worden ist.

S. 27. Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld — ein rührendes Gemälde! Aber auch alles dieß ist bei Creaturen dieser Art oft eben so gut die Wirkung der überraschten Schuld als der verschüchterten Unschuld. W.

2.

S. 32. Dieselbe Kraft, die dieses Laster hervorgebracht — Physiou. Fragmente, II. B. S. 38. W.

S. 53. Anthropomorpha — Wesen mit menschlicher Gestalt.

Nachtrag.

S. 65. In einer — — Entschuldigung — Sie kam nur ein wenig zu spät, und entschuldigte nichts; wie im August des Deutschen Merkurs 1780. S. 446 u f. deutlich dargethan wurde. Sie war offenbar (wiewohl sich der Verfasser nicht das Geringste davon merken ließ) durch die im April und Mai des Deutschen Merkurs 1780 erschienene und mit allgemeiner Aufmerksamkeit und Beistimmung vom Publicum aufgenommene Apologie für Rousseau veranlaßt, aber mit einer Verlegenheit geschrieben, welche sich kein Mann ersparen kann, dessen Herz sich mit seiner Eigenliebe eins für allemal abgefunden hat, und der aufrichtig und geradezu gestehen darf, daß ihm was Menschliches begegnet sey, ohne ängstliche Furcht, daß er dadurch in den Augen edler und guter Menschen verlieren werde. W.

S. 66. Zuletzt alles was ihn tentirte — Geld und Sachen von Werth ausgenommen. — Je ne hornai pas longtems ma friponnerie au comestible; *je l'etendis bientot à tout ce qui me tentait*; et si je ne devins pas un voleur en forme, c'est que je n'ai jamais été beaucoup tenté

d'argent, etc. etc. *Confess* de J. J. R. L. I. p. 88. seqq. Edit. de Genève de 1782. W.

S. 67. Gegen den gleichwohl mein barbàrisches Herz aushielt — Man vergesse nicht, daß Rousseau hier sein eigner Ankläger ist; daß eine Phantasie wie die seinige bei einer solchen Gelegenheit sich stark ausdrückt, und daß der beredteste Sachwalter des armen Mariechens nichts Stärkeres hätte sagen können. Wir, als die Richter in der Sache, müssen uns durch niemands Beredsamkeit, am allerwenigsten durch die seinige, bestechen lassen. W.

S. 68. Diese Mäßigung — — that ihr Schaden. — Aber was für Richter mußten das seyn, die so urtheilen konnten? Also gerade das, was der stärkste Zug, der unzweideutigste Charakter der Unschuld und Herzensgüte ist, war das, was einem Mädchen, die immer im besten Rufe gestanden hatte, gegen den entschlossenen Ton ihres Anklägers (das zweideutigste unter allen äußerlichen Zeichen der Unschuld) Schaden that! — Und doch, besorge ich, ist diese Art in dergleichen Fällen zu urtheilen die gewöhnlichste. Die Ursache liegt nicht tief. Die meisten Leute gerathen, wenn ihnen Unrecht geschieht, in große Hitze; man hat sich also mechanisch angewöhnt, die Hitze in solchen Fällen für Natursprache der gekränkten Unschuld zu halten; unvermerkt ist eine allgemeine Erfahrungsregel daraus geworden, womit man sich in vorkommenden Fällen behilft, und sich dadurch die Mühe erspart, auf das, worin ähnliche Fälle verschieden sind, Acht zu geben, um diese Differenz, auf welche oft so viel ankommt, mit in Rechnung zu bringen. In Sachen, wo es nur um anderer, zumal geringer Leute Wohl oder Weh zu thun ist, bemüht man sich nicht gern mit so genauen Berechnungen, und macht lieber kurze Arbeit. W.

S. 70. Der allen Mädchen so gut war — — ohne dabei Arges zu denken — Er bekennt ja aufrichtig: daß auch damals die Ruthe, die er als Knabe von sieben oder acht Jahren von der ältlichen Mademoiselle Lambercier und von der kleinen Mademoiselle Goton (Gretchen) bekommen hatte, die einzige große dernière faveur war, wovon seine Imagination eine Vorstellung hatte; und daß z. B. alles, was, seinem Wahne nach, Armide ihrem Rinaldo zu Liebe thun konnte, weder mehr noch weniger war, als ihm recht oft und tüchtig die Ruthe zu geben. W.

Ich weiß nicht, ob die Pädagogik hierauf Rücksicht genommen; wenn sie es aber noch nicht gethan hat, so sollte sie es thun.

S. 70. Je mehr ich mein Verbrechen erschwerte — Nämlich durch das halsstarrige Beharren auf der falschen Anklage. W.

S. 72. Traurige Nachrichten — — wenn er sich genau nach ihr erkundigt hätte — Rousseau sagt nicht, daß er dieses jemals gethan habe. Unmittelbar nach der That ließ es ihm die mächtigste der Furien, die Scham, nicht zu; und nachdem er einmal wieder über die Gebirge war, hatte er keine Gelegenheit mehr dazu. Auch kann man einem Menschen von seiner Gemüthsart mit moralischer Gewißheit zutrauen, daß in der Folge die bloße Furcht, traurige Nachrichten zu hören, hinlänglich gewesen wäre, ihn von genauen Nachfragen abzuhalten, wofern er auch in die Lage gekommen wäre, den Aufenthalt und die Umstände einer in der Welt so wenig bedeutenden Person auszukundschaften. W.

Gegen diese Aufsätze Wielands erschien in Lichtenbergs und Forsters Göttingischem Magazin der Wissenschaften und Literatur vom Jahr 1781 (zweiten Jahrgangs drittem Stücke) ein Schreiben: An Herrn Hofrath Wieland über die Anekdote von Rousseau in den Ephemeriden der Menschheit, von W. G. Becker, welches Wielanden vielleicht nicht zu Gesicht gekommen ist, denn sonst würde er diese in einem würdigen Tone abgefaßte Erklärung eines Mannes, dem es an Talent psychologischer Entwickelung nicht gebrach, schwerlich ganz mit Stillschweigen übergangen haben. Wem solche Entwickelungen über problematische Punkte nicht gleichgültig sind, der wird auch jetzt noch Beckers Erklärung nicht ohne Interesse lesen.

Ueber die ältesten Zeitkürzungsspiele.

S. 77. Sehr alte Art mit den Fingern zu rechnen — Beda Venerabilis, ein Brittischer Mönch, der im siebenten Jahrhundert lebte und für den gelehrtesten Mann seiner ungelehrten Zeit galt, hat einen Tractat über diese Art zu rechnen geschrieben, nach dessen Anweisung ein gewisser Johann Bogard die sämmtlichen Figuren derselben von 1 bis 1000000 in Kupfer gestochen im J. 1544, zu Paris herausgegeben hat; aus welchem Werke sie in der Folge in verschiedene andere, die von geheimen Künsten handeln, gekommen sind. W.

S. 78. Gerad oder Ungerad — Man kann darüber noch vergleichen die Abhandlung von den Fingern, deren Verrichtungen und symbolische Bedeutung, aus aller Art Alterthümer erwogen. Leipz. u. Eisenach 1656. S. 74. fgg.

S. 79. Dürftigkeit zur Mutter der Liebe — Dieses Gleichniß hinkt ein wenig zu sehr, denn in dem Sinne, wie Platon die Dürftigkeit und die Liebe nahm, ist es nichts weniger, als unnatürlich, jene zur Mutter von dieser zu machen.

S. 79. Herodot erzählt des Atys sinnreiche Erfindung Buch I. Kap. 94.

S. 79. Aus Homers Odyssee, I. 106 fgg.

S. 79. Athenäus, Buch I, Kap. 14.

S. 80. Der nun die Penelope vorstellte — So verstehe ich wenigstens den Text des Athenäus, und begreife nicht wie er anders verstanden werden könne: wiewohl Herr Jakob Daleschamp, der Lateinische Ueberseter, Mittel gefunden hat, aus der ganz klaren Erzählung des Textes etwas zu machen das gar keinen Sinn hat. Ich weiß nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen, als daß dieß so ziemlich gewöhnlich bei ihm ist. W.

S. 80. Sortilegium — d. i. eine Art von Anfrage bei dem Schicksal durch gewisse Handlungen, deren Erfolg für eine Antwort desselben aufgenommen wurde. W.

S. 81. Perser — — nicht die Erfinder — S. Hyde de Ludis orientalium und Freret de l'origine du jeu des Echecs, im Vol. III. de l'Histoire de l'Acad. des Inscript. de 1731. W.

S. 82. Nassir, Daherd Sohn — Die Araber nennen ihn Sissa. W.

S. 83. Sagte Behram zu ihm — So erzählt Hyde aus dem Munde eines ungenannten Rabbinen. W.

S. 86. Alles Korn im Reich nicht hinlänglich — Man hat ausgerechnet, daß die ganze Summe nicht weniger erfordern würde als sechzehn tausend dreihundert vier und achtzig Städte, in deren jeder ein tausend vierundzwanzig Kornhäuser, in jedem Kornhause hundert vierundsiebzig tausend sieben hundert zweiundsechzig Maß Weizen, und in jedem Maß zweiunddreißigtausend siebenhundert achtundsechzig Körner wären; welches mehr Weizen wäre, als alle Kornböden des ganzen Erdbodens seit Erschaffung der Welt enthalten haben mögen. W.

S. 86. Saumaiſe — ohne den Schatten eines Beweiſes — Wenigſtens hat er einen Beweis gegeben, wie ſehr gelehrte Leute zuweilen beweiſen. Hier iſt die Stelle. Notavi aliquando calculorum ludum Graecis recentioribus ζατρικιον appellari, eamque dictionem origine Graecam esse demonstravimus. Quid esset explicavimus. Id non placuit viris quibusdam eruditis, qui a Persico vocem illam deducere maluerunt, quibus *Xatreng* vel *Xatrang* hodie appellatur latrunculorum ludus. Adeo inquam haec observatio cuidam bella visa, ut palmariam censeat. Mihi contra videtur. Potius credidorim Persicum illud Xatreng ex Graeco ζατρικιον fictum fuisse, quam Graecum ex Persico. Ζατρικιον dictionem esse mere Graecam — — Lexicon vetus regiae bibliothecae mihi confirmavit. — — Postremo quis nescit hujus ludi inventionem Graecis deberi? A Graecis igitur ad Persas res ipsa cum nomine transiit.

S. 86. Bei den Aſſyrern — So nannten die Griechen damals die Araber, die im Beſitz des alten Aſſyriſchen und Perſiſchen Reichs waren. W.

S. 87. Kurfürſt von Sachſen Johann Friedrich — Robertſons Geſchichte Karls V Th. 3. S. 184. Dieſe Anekdote bringt mir eine andre ins Gedächtniß, welche Seneca von Caninus Julus erzählt, einem edeln Römer, den der blutdürſtige Tollhäusler Caligula, ohne eine andre Urſache, als weil Caninus noch eine alte römiſche Seele hatte, ermorden ließ. Caligula hätte es ihm zehn Tage vorher geſagt, daß ſein Name auf der Todesliſte ſtehe, und er war der Mann, dem man ſo was glauben konnte. Als nach zehn Tagen der Hauptmann, der den Caninus nebſt einigen andern zum Tode führen ſollte, in ſein Haus kam, fand er ihn ganz ruhig beim Soldatenſpiele. Folge mir, rief ihm der Hauptmann zu, und wies ſeinen Befehl. Caninus ſteht auf, zählt ſeine Steine, und — daß du mir nicht! ſagte er zu ſeinem Cameraden, nach meinem Tode ſagſt du habeſt gewonnen! — Hier, ſpricht er zum Hauptmann, ſey du Zeuge, daß ich einen Stein mehr habe als er. Seneca de tranquill. animi cap. XIV. Die Anekdote iſt eben ſo herrlich, als die moraliſche Brühe abſcheulich iſt, welche Seneca darüber gießt. W.

S. 89. Dinar — Goldmünze, die unſerm Ducaten am nächſten kommt.

S. 89. Beſchreibung eines Schachbrets, die in einem romantiſchen Gedichte u. ſ. w. — Don Juan di Auſtria (Philipp des Vierten Sohn) ſoll einen Schachſaal von der nämlichen Einrichtung gehabt, und ſich zum Spielen ſtatt der Steine lebendiger hierzu

abgerichteter Personen bedient haben. War dieß Nachmachung des Schachspiels der Fee Floribelle? Es ist kaum zu vermuthen, daß Don Juan dieses Fabliau, welches Sainte-Palaye erst kürzlich aus einer Handschrift ans Licht gezogen, gekannt haben sollte. W.

S. 91. So geschickt wie Homers Vulcan, der, nach Ilias, 18, 375, sich selbst bewegende Dreifüße verfertigte.

S. 94. August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, geb. 1579, gest. 1666, zeichnete sich aus durch seine Liebe zu den Wissenschaften. Er war wirklicher Rector der Universitäten Rostock und Tübingen gewesen, bei welchen Gelegenheiten er mehrere Reden hielt. Unter seinen Schriften befindet sich auch ein Tractatus de ludo latronum seu Schachiae, welches zu Leipzig 1616 unter dem verdeckten Namen Gustavus Selenus und dem Titel vom Schach oder Königsspiel erschien. S. Herrmann Conring de bibliotheca Augusta p. 151. sqq.

S. 98. *Latrunculi* — Man hatte deren von Glas, Elfenbein, Gold und Silber. Ramler übersetzte dieses Wort sehr treffend durch Buben.

S. 99. Bot Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben u. s. w. — Man sehe des Martialis Epigramme 14, 20.

S. 99. Es wurden zwei erfordert, um Einen zu nehmen — S. Ovid Ars amandi 3. 357.

S. 99. Jeder vorrückende — — bedeckt seyn —

Nec tuto fugiens incomitatus eat.

Id. Trist. II. v. 480.

S. 99. Was sie anbinden nannten —

Ut nivous nigros, nunc ut niger alliget albos.

Ecloga ad Pisonem, in Catalectis Vet. Poetar.

S. 101. *Sive latrocinii* etc. — Die ganze Stelle bei Ovid de arte amandi 2, 203—208 (nicht 307) heißt: Spielt sie, und wirft mit der Hand die elfenbeinernen Zahlen; so wirf du schlecht, und zahle für deinen schlechten Wurf; beim Knöcheln (Würfelspiele) nimm von der Besiegten nicht die Strafe, und mache, daß du öfters den schädlichen Hund wirfst (der schlechteste Wurf hieß der Hund, und daher die Redensart: auf den Hund kommen); marschiren aber die Steine als Buben auf, so mache, daß dein Bube vom gläsernen Feinde (der Figur der Gegenspielerin) genommen werde.

S. 101. Aus Stellen des Seneca — Persequi singulos longum est, quorum aut latrunculi, aut pila, aut excoquendi in sole corporis cura, consumpsere vitam. Sen. de Brev. Vitae c. XIII. W.

Die Aëropetomanie.

S. 107. *Académiciens de Marseille — Mr. Gudin de la Brenellerie*, in einem Gedicht *sur le globe ascendant*. W.

S. 107. Yorikš Pariſiſcher Haarkräusler — Aber ich fürchte, mein Freund, sagt' ich, diese Locke wird nicht ſtehn. — „Sie können ſie, verſetzte er, in den Ocean tauchen, und ſie muß doch ſtehn." — Wie doch in dieſer Stadt alles in die Höhe geſchraubt iſt! dacht' ich. Der höchſte Schwung der Ideen eines engländiſchen Perrückenmachers hätte nicht weiter reichen können, als: „Stecken Sie ſie in einen Eimer Waſſer." — Welch ein Unterſchied! Er verhält ſich wie die Zeit zur Ewigkeit. Yorikš Reiſen.

S. 110. Elaſtiſche Harz — Es wird aus einem Baume gezogen, der in verſchiedenen Gegenden von Südamerika, um den Amazonenfluß und in Cayenne, häufig anzutreffen iſt. Die Indier nennen dieſes Harz Kautſchuk, und bereiten daraus eine Art von Waſſerſtiefeln, weil es ſo zäh und dehnbar als Leder iſt, und kein Waſſer eindringen läßt. Die Indierinnen machen einen andern Gebrauch davon, deſſen, wer Luſt hat, ſich aus den Recherches Philoſoph. sur les Américains, Tom. I. p. 66 belehren kann. W.

S. 112. Zu einer beträchtlichen Höhe geſtiegen — Dieſe Höhe wurde in der Folge durch die Berechnungen eines Mathematikers auf zweitauſend ſiebenhundert und zehn Fuß angegeben.

S. 115. Der ſich erkühnen würde ihr zu nahen — Dieß war vermuthlich auf Herrn Charles gemünzt. W.

S. 116. *Il a de la perſpicuité* etc. — Er brach endlich die Kette der Schwere. — Aus dem oben angezogenen Gedichte des Herrn Gudin de la Brenellerie. W.

S. 124. Moliniſten und Janſeniſten — Zwei theologiſche Parteien, deren erſte Jeſuitiſche den Namen von dem Spanier Molina, die zweite jener entgegenwirkende von dem Biſchof Janſenius hatte. Sie begannen im 16ten Jahrhundert.

S. 124. Gluckisten und Piccinisten — Zwei musikalische Parteien, Anhänger von Gluck und Piccini.

S. 125. *D'un nouvel Ocean* etc. — Ihr neuen Argonauten eines neuen Oceans, übertreffet die Thaten eines Columbus und Cook! Folgt diesem Montgolfier, der mit sicherer Hand die Kette der Schwere endlich gebrochen. Geht, fliegt und sucht in den azurnen Gefilden eine minder wechselreiche Luft, einen reineren Horizont. Mit leichtem Fluge eilt zu jenem südlichen Eise und erfreut euch in den nördlichen Gluten.

S. 127. Von nützlicher Anwendung ihrer Maschine — Der Duc de Crillon Mahon, in dessen Imagination die glühenden Kugeln von Gibraltar noch immer zu spielen scheinen, hat bei Gelegenheit des prächtigen Festes, das er am ersten October wegen der Geburt der beiden Infanten von Spanien im Boulogner-Holze gab, noch einen andern Gebrauch der aerostatischen Kugeln gezeigt, an welchen die ersten Erfinder nicht gedacht zu haben scheinen; indem er seinen Gästen nach dem Souper einen aerostatischen Ballon von 6 Fuß 4 Zoll zum Besten gab, an welchem ein Transparent hing, auf dessen beiden Seiten ein Quatrain, das sich mit vive Charles! vive Louise! anfängt, deutlich zu lesen war. Nachdem der Ingenieur, der den Globus verfertigt, ihn einige Minuten lang in einer Höhe von 2 bis 3 Klaftern erhalten, und verschiedene beliebige Bewegungen hatte machen lassen, ließ man ihm endlich seine Freiheit. Der Globus erhob sich unter dem Schall einer prächtigen Musik, majestätisch, beinahe in gerader Linie in die Luft; welches (wie man dem Geschichtschreiber dieser Fête im Journal de Paris gern glauben wird) eine unbeschreiblich schöne Wirkung that. — Woraus also zu sehen war, daß man, Dank sey dem Herrn Montgolfier, oder vielmehr dem Herrn Charles und dem Baron von Beaumanoir, künftig ein sehr prächtiges Feuerwerk mit sehr mäßigen Kosten geben könne. — Von den Coeffures und übrigen Siebensachen à la Montgolfier sagen wir nichts, weil sich das von selbst versteht. Natürlich muß jetzt in Frankreich alles à la Montgolfier seyn, wie noch vor kurzem alles à la Marlborough war. Glückliches Volk, das alles seines Elendes so leicht über jedem neuen Spielzeuge vergessen kann!

Die Aëronauten.

I.

S. 133. Erfolge, welche sie für unmöglich erklärt hatten — Es ist gleichwohl einiger Trost für diese Herren, daß sie diese residirenden Glieder der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London selbst, öffentlichen und nicht widersprochnen Nachrichten zufolge, dem Könige durch ihren Präsidenten eben so frühzeitig ihr Wort gegeben haben sollen, daß die Montgolfierische Erfindung nicht den geringsten Nutzen haben könne. Aber daß sich auch noch jetzt, da dem Unglauben kein Ausweg mehr übrig gelassen scheint, Gelehrte mitten unter uns finden, welche steif und fest dabei beharren, die ganze Sache mit der aerostatischen Kugel, die Versuche im Marsfeld, zu Versailles und La Muette, die Spazierfahrt der Herren Rozier und d'Arlandes, und die Luftreise der Herren Charles und Robert, seyen ein bloßes zur Lust erfundenes Mährchen, womit eine Gesellschaft müßiger Spaßvögel zu Paris ganz Europa zum Besten haben wolle, das ist ein so unglaubliches Beispiel von skeptischem Starrsinn und vorsetzliche Blindheit des Vortheils, daß wir zur Ehre der Nation wünschten, es möchte nicht von Deutschen gegeben worden seyn. Die Engländer sind bei aller Nationaleifersucht über die Franzosen gelehriger gewesen; wenn anders die Palinodie, welche Sir Joseph Banks in einem Briefe an einen seiner Correspondenten in Paris angestimmt hat, so authentisch ist, als ihre Einrückung in das Journal de Paris vermuthen läßt. W.

S. 135. Werk genau berechneter Natur — Nämlich so genau als damals möglich war. Denn man hatte alle Ursache zu erwarten, daß die aerostatische Kugel selbst zu neuen Beobachtungen, wovon die Vervollkommnung der Aëronautik das Resultat seyn wird, Gelegenheit geben werde: wie sie zum Theil schon gethan hat. W.

II.

S. 138. Der Nation kostbarere — Experimente vorzuweisen — Dieß sind die eignen Worte der Herren Robert, in ihrem Schreiben an die Herausgeber des Journal de Paris vom 24. September. W.

S. 146. Zum Tempel des Ruhms mit emporgeschleppt zu werden — Auch sogar der wackere Herr Giroud de la Villette, der

(als Adjunct der königlichen Fabrik, deren Vorsteher Herr Reveillon ist) auch einmal „die Ehre hatte," dem Herrn von Rozier das Gegengewicht zu halten, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, der Welt im Journal von Paris von dem, was er, bei dieser Erhöhung, aus einer Oeffnung seines Korbes mit einem Paar gesunder frischer Augen gesehen hatte, und von seinen dabei angestellten Reflexionen über den Nutzen, den diese Maschine bei einer Armee oder Flotte schaffen könne, Rechenschaft zu geben. Sein Brief ist wirklich lustig zu lesen. W.

III.

S. 153. Dem Pindarò Grazien hold sind — Die Grazien, ohne welche kein Virtuoso (σοφος), kein Edler noch hervor glänzender Mann wird. Olymp. XIV. 9. W.

V.

S. 165. Vorgebirge der Nasen — S. Tristram Shandy im vierten Bändchen.

S. 168. Ovation — Der kleinere Triumph, der den Römischen Feldherren bei minder wichtigen Kriegen und Siegen zuerkannt wurde.

S. 168. Die Maschine, welche — — sehr fatiguirt war — Très fatiguée — Welch ein erwünschter glücklicher Ausdruck! Die gute Maschine hätte auch von Stahl und Eisen seyn müssen, um von so vielen auf sie einstürmenden Feinden nicht fatiguirt zu werden. — Die beste Charakteristik eines Volkes ist seine Sprache. Die Französische ist beneidenswürdig reich an dergleichen versüßenden und einwickelnden Redensarten, die der leidenden Eitelkeit zu Hülfe kommen, und einen sanft bedeckenden Schatten auf Theile legen, denen ein volles Licht nicht günstig wäre. Der Styl des ganzen Briefes ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück. W.

VI.

S. 175. Ikaromenippus — S. Lucians Werke übersetzt von Wieland Bd. I. S. 198.

S. 176. Ein junger Mensch mit bloßem Degen in die Gondel — Napoleon Bonaparte der damals noch in der Kriegsschule zu Brienne war.

VII.

S. 189. 32,000 Fuß hoch in die Luft erhoben — Der berühmte Mathematiker de la Lande vermuthete in dieser Angabe einen merklichen Schreibfehler, weil die höchste Höhe, welche bisher von irgend einem Sterblichen erstiegen worden, nicht über 2434 Klafter betrage, und in einer Höhe von 5333 Klaftern, wo der Barometer auf 8 Zoll fallen würde, die Ausdehnung der Luft so groß seyn müßte, daß wahrscheinlich ein Blutsturz und der Tod die unmittelbare Wirkung davon wäre. Herr Blanchard erklärte sich hierüber kurz und gut: „Es bleibe bei den angegebnen 32,000 Fuß; was andere Leute erfahren hatten, könnte ihm nichts präjudiciren; er wolle, zwar nicht jetzt, aber künftig in einem Journal seiner aeronautischen Reisen hinlängliche Auskunft über die Sache geben, würde sich aber inzwischen ein Vergnügen daraus machen, den Herrn de la Lande, wofern er ihm die Ehre erweisen wollte, ihn bei seinem nächsten Aufsteigen zu begleiten, durch die Erfahrung zu überzeugen, daß die gründlichsten Raisonnements gegen die Gewißheit einer Thatsache nichts bedeuteten.“ W.

S. 190. *Parachyte* — Fallschirm, der die Gestalt eines sehr großen halbgeöffneten Regenschirms hat, wurde von Blanchard 1785 erfunden, um sich im Fall einer Gefahr aus dem Luftschiff herablassen zu können.

Zusatz.

S. 192. Die Luftballons — — aus der Mode — Zu Anfang dieses Jahres erschien gleichwohl eine Abhandlung von Herrn Carnus, Professor der Philosophie zu Rhodez, worin der Verfasser, ungeachtet des wenigen Nutzens, den die Erfindung der Aerostaten bisher geschafft, die um diese Zeit beinahe allgemein gewordene Meinung, daß es am besten wäre die Aeronautik gänzlich aufzugeben, ernstlich bestreitet. Er behauptet, sie könnte vielmehr in wenig Jahren so weit gebracht werden, daß sie viel sichrer, bequemer, angenehmer und weniger kostbar wäre als die Schifffahrt zu Wasser. Nur müßte vor allen Dingen den Luftballons mehr Solidität gegeben werden, als bei ihrer bisherigen Zubereitung zu erhalten sey. Er schlägt zu diesem Ende das Blech vor, und behauptet, ein Globus aus Blech von 15 bis 20 Klaftern im Durchmesser würde zwölf Personen mit dem nöthigen Geräthe und Lebensmitteln auf sechs Monate tragen können. Ja er geht so weit zu zeigen,

wie man eine Maschine von 100 Klaftern im Durchmesser luftleer machen könnte, welche im Stande wäre, eine Armee von zwanzigtausend Mann durch die Luft zu führen. Da die Ausführbarkeit der Sache (wie es scheint) bei diesem Theoretiker nicht in Anschlag kommt, warum sollte man auf diesem Wege nicht so weit gehen können, einen Aerostaten von Blech zu fabriciren, der groß genug wäre, um das Wunder der goldenen Kette des Homerischen Jupiters zu realisiren, und die ganze Erdkugel aus ihren Angeln empor zu ziehen? Nur Blech genug und Raum genug für die Maschine; das wäre die einzige Schwierigkeit! W.

S. 194. Mehrere hundert tausend Livres gekostet — Diese Angabe scheint sehr übertrieben zu seyn. W.

Nach 1797 haben noch manche Luftschifffahrten stattgefunden. Unter den Franzosen haben sich dadurch Garnerin, unter den Engländern Barly und Devigne, die im J. 1802 auch zu Konstantinopel eine Luftreise machten, Baldwin und Robertson, unter den Italienern der Graf Zambeccari besonders bekannt gemacht. Unter den Deutschen machte der Professor Jungius in Berlin 1805 und 1806 die ersten Versuche; nachher hat der Professor Reichard und seine Gattin mit Garnerin gewetteifert. Neues ist dabei bloß von dem Grafen Zambeccari versucht worden, der sich zur Bewegung der Maschine des Lampenfeuers bediente, aber über dem Adriatischen Meere seinen Versuch so unglücklich machte, daß er dem Schicksal des Pilatre de Rozier kaum entging.

Noch fehlt es an der Kunst, das Luftschiff in der horizontalen Bewegung nach Willkür zu lenken. Die Haude- und Spener'sche Berliner Zeitung vom Jahr 1822 enthält indeß unterm 17. October No. 125 folgende Nachricht. „Der Physiker Herr Skaramuzzi zu Florenz will die Aufgabe, den Luftschiffen eine bestimmte Richtung zu geben, gelöset haben, und um den von der königl. Societät zu London auf die horizontale Richtung des Luftballons gesetzten Preis von 500,000 Franken zu erhalten, den Großbritannischen Minister mit seinem Plan bekannt machen. Seiner Versicherung nach läßt er sein Luftschiff nach Belieben steigen oder sinken, horizontal stehen oder stille stehen, ohne Wind und Sturm zu beachten; er verspricht, mit Lebensmitteln wohl versehen, mehrere Monate zwischen Himmel und Erde herumzufahren ohne ein einzigesmal sich herablassen zu wollen; von Gefahr bei dieser Reise sey gar keine

Rede. Er nennt sein Schiff Asrodrom (Luftwagen); es soll fürs erste jedoch nicht mehr als 20 Personen fassen. Die Erbauungskosten betragen 100,000 Franken."

Wofern er nun das Versprochene leistet, wäre noch Hoffnung vorhanden, dereinst auch den Riesen-Luftball zu erblicken, welchen Robertson projectirte, um über die ganze Oberfläche der Erde hinzuschweben.

Theages.

S. 222. Virtuoso war in dem Sinne des Grafen Shaftesbury das, was die Griechen einen Kalokagathos nannten, den, welcher mit dem Guten das Schöne in sich vereinigte.

S. 224. Der heilige Hieronymus so viel Schönes zu sagen weiß — Dieser Heilige hatte beinahe während seines ganzen Lebens gewaltige Kämpfe mit dem Teufel der Unkeuschheit, und eben deßwegen drang er so sehr auf ein keusches Mönchs- und Nonnenleben. Die Nonnen sollten auf Erden schon Engel werden, und man erräth nun, warum seine Phantasie in der Schilderung von dem Zustande derselben sich so ungemein gefiel.

S. 224. Katharina von Siena — Das Leben dieser mystischen Nonne, ein förmlicher geistlicher Liebesroman, der mit einer Vermählung mit dem höchsten Gegenstand ihrer Liebe endigt, dürfte nicht sonderlich geeignet gewesen seyn den heiligen Stand der ewigen Jungferschaft ganz rein zu bewahren. Dieß eben will aber auch Wieland hier andeuten, und ich will nur aufmerksam darauf machen, daß sich in Schilderungen dieser Art bereits im Jahr 1760 Ironie bei ihm einmischte.

S. 225. Elisa Rowe — Die engländische Dichterin, deren Briefe Wielanden die Veranlassung gaben, seine Briefe von Verstorbenen an ihre hinterlassenen Freunde zu dichten.

S. 228. Roman des Bischofs Heliodor — Der Phönicier Heliodor, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts lebte, und Bischof zu Trikka in Thessalien wurde, hatte in früheren Jahren einen Roman in zehn Büchern unter dem Titel „Aethiopica" geschrieben. Wir haben ihn übersetzt unter dem „Theagenes und Charikles", und so kann sich gegenwärtig jeder überzeugen, daß derselbe Wielanden sowohl bei seinem Agathon als seinem Oberon vorgeschwebt hat.

S. 232. Wirkungen eines Gedichts, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird — Diese Materie, worüber der Verfasser damals noch wie Bodmer dachte, ist seitdem durch schärfere und nicht so persönlich dabei betroffene Denker in das gehörige Licht gesetzt worden. Ein Gedicht, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird, kann auf zweierlei Art gute Wirkungen (wie es hier genennt wird) thun: entweder durch die bloße Kraft der Beispiele selbst, und in diesem Falle kommt nichts auf die Rechnung des Dichters als die Wahl seines Stoffes, durch welche allein er weder ein Dichter, noch ein vortrefflicher Dichter wird: oder durch den Reiz der Dichtkunst, d. i. die Schönheit des Gedichtes an sich selbst, und diese ist von der Wahl des Stoffes und der sittlichen Güte oder Nützlichkeit desselben unabhängig. Ein Kunstwerk hat, als solches, seinen Zweck in sich selbst; es verdient diesen Namen nur, oder ist nur alsdann was es seiner Natur nach seyn soll, wenn es schön ist; ob und in wiefern es auch nützlich seyn soll, wird durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhängt. W.

[Was diese Sujets für die bildende Kunst betrifft, so sehe man darüber in den Miscellaneen die Anmerkungen zu dem Aufsatze: Auch die Griechen hatten ihre Teniers und Ostaden.]

S. 232. Eine Sittenlehre in allegorischen Gemälden u. s. w. — Um diesen Zweck erreichen zu können, müßten solche Gemälde in einem ungewöhnlich hohen Grade vollkommen seyn; bedürften gleichwohl eines sehr scharfsinnigen Sokratischen Mentors zum Ausleger, und würden — am Ende doch nur wenig Frucht bringen. W.

S. 234. Thomsons Lavinia, in seiner Schilderung des Herbstes.

S. 239. Astroa oder Astrua — Sängerin aus Turin, die im Jahr 1747 zu Berlin, gleich nach ihrer ersten Probe, von Friedrich dem Großen mit einem Gehalt von 6000 Thalern als Hoffängerin angestellt wurde.

S. 240. Clarissa und Henriette Byron — Personen aus Richardsons Romanen, die damals so viel gelesen wurden, als jetzt die von Walter Scott.

S. 246. Die Statuen des Dädalus hatten nach der gemeinen Sage die Eigenschaft sich bewegen zu können, welche Sage daher entstanden war, weil Dädalus die ersten Statuen mit nicht mehr auf einander geschlossenen Füßen bildete.

S. 249. Seneca hat ſogar das Herz u. ſ. w. — Est aliquid, ſagt er, quo sapiens antecedat deum; ille naturae beneficio non timet, suo sapiens.

S. 250. Porus und Penia — Ueberfluß und Dürftigkeit.

Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

S. 258. Horaz behauptet u. ſ. w. — Gleich zu Anfange des zweiten Briefes im erſten Buche.

S. 258. Krantor gehörte zu den vorzüglichſten Lehrern der Platoniſchen Schule (Akademie) — Chryſippos wurde für die Stütze der Stoiſchen gehalten.

S. 259. Dieß letzte that Sokrates — S. das ſiebente Kapitel im 3ten Buche der Sokrat. Denkwürd. Xenophons. W.

S. 263. Palladio — ein berühmter Baumeiſter des 16ten Jahrhunderts und Schriftſteller über Architektur, aus Vicenza gebürtig.

S. 263. Von den drei Klötzen u. ſ. w. — Pausan 9, 38. — Daß Praxiteles, berühmt durch ſeine Venusſtatuen und ſeinen Amor, auch die Grazien gebildet hätte, weiß ich nicht; von allen ſeinen Werken rühmte man aber, daß ſie durch Grazie ſich auszeichneten.

Sendſchreiben an einen jungen Dichter.

I.

S. 269. Camoens (Luis de), geb. zu Liſſabon 1517, der durch ſein großes epiſches Gedicht, die Luſiade, ſein Vaterland feierte, ließ, um ſein Leben zu friſten, einen treuen Sklaven des Nachts betteln, und ſtarb 1579 im Hoſpital. Funfzehn Jahre nachher ward ihm ein prächtiges Denkmal errichtet.

S. 271. Die Muſenwuth — ἡ απο Μουσων μανια. W.

S. 271. Zarte — — Seele u. ſ. w. — ψυχην ἁταλην και αβαπτον. W.

[Wielands ausführlichere Erläuterung der Stelle in Platons Phädros, auf die er hier anſpielt, ſehe man in ſeinen Anmerkungen zu Horazens Brief über die Dichtkunſt S. 265—266.]

S. 274. Herr Klinggut — S. deſſen Epiſteln. Erſtes Heft S. 22. u. f. W.

S. 276 λαθε βιωσας — Sey verborgen, ſo wirſt du leben; qui bene latuit, bene vixit.

S. 276. Der unbemerkte ſchmale Pfad u. ſ. w.

Fallentis semita vitae. *Horat.* Ep. 18.

[Man vergleiche Wielands Anmerkung dazu S. 298.]

S. 277. Endymions-Traume — S. Bd. 5.

S. 278. Die Louisd'or und Zuckermandeln —

Und ſeine Louisd'or? Da ſieht's nun auch ſo ſo!
Mit Groſchen hört man bei der Waſſerflaſche
Wohl einen Dichter in der Taſche
Noch klimpern, wenn er eben froh
Sein Schweißgeld zählt; doch Gold — ho! ho!
Ein Böhmiſch Dorf! — Nein, Gold und Zuckermandeln,
Confecte, Wein und Ordensband
Sind unſer einem nur dem Namen nach bekannt.

Epiſteln, S. 21.

S. 278. Ferney — Voltaire's Schloß in der Schweiz, um welches ſich, als er es beſaß, beinah eine kleine Stadt gebildet hatte.

S. 280. *Grand-Diable* — Der große Teufel, wurde zu Paris ein ausgezeichneter Ballettänzer — ich weiß nicht welcher — genannt.

S. 284. Horazens Methode einſchlagen — Im 19ten Briefe des erſten Buchs:

— — Ich gebe mir
Nicht die geringſte Müh, die hohlen Stimmen
Des Pöbels unſrer leichten Dichterlinge
Und windigen Entſcheider zu erjagen.
Liebt einer unſrer angeſehenen
Schriftſteller irgendwo mit großem Pomp
Ein neues Werk, ſo — weiß ich nichts davon,
Und bin nicht da, um mitzuklatſchen, oder mich
Zu ſeinem Herold und Verfechter gegen
Den Zoilus dienſtfreundlich aufzuwerfen;

Bin weder Haupt noch Glied von einem Club,
Und würd'ge unsrer hochgelahrten Meister
Der freien Künste keinen, mich zu seinem Stuhl
Zu drängen, oder seinen Beifall zu briguiren.

Wieland hat die drei Verse des Originals, wie man sieht, zu eigner Herzenserleichterung benutzt, und in der Einleitung fügt er noch Folgendes hinzu:

„Witzling und Kennerling, Dichterling und Leserling, sind von jeher Correlata gewesen, deren eines sich in dem andern spiegelt, und eines des andern werth ist; und so groß auch, aus mancherlei Ursachen, die innerliche Zwietracht des Reichs der Dummheit ist: so ist doch immer etwas, das sie, bei jeder Gelegenheit, gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt. Daher die mancherlei Coterien und Bureaux d'esprits, worin man für oder wider einen berühmten Mann Partei machte, und wo man Abrede nahm, wie viel oder wenig Werth man auf ein neuerschienenes Werk legen wollte; wo es schlechten Schriftstellern nie an Mitteln fehlen konnte, sich Bewunderer und Beschützer zu erwerben, und nur die guten, die solcher Unterstützungen nicht nöthig zu haben dachten, sich unvermerkt ohne Freunde, und dem unverständigen oder hämischen Tadel eingebildeter Kenner die sich verachtet, oder kleiner Nebenbuhler, die sich vergaukelt glaubten, preisgegeben sahen.

S. 286. Der große König sich — — mit dem Verdienste begnügten u. s. w. — Friedrich der Große fand freilich in der Zeit seines Aufblühens in der Deutschen Literatur wenig vor, was ihn hätte anziehen können; in seinem Zeitalter aber blühte diese immer schöner auf, und daß es dem großen Könige nicht an Gelegenheit fehlte, damit bekannt zu werden, beweist sein eben jetzt wieder gedrucktes Gespräch mit Gellert. (Gellerts Briefwechsel mit Dem. Lucius, Leipz. 1823. S. 632 fgg.) Er nahm indeß keine Notiz davon. Das war seine Sache, und geht niemanden etwas an. Daß er aber gegen Ende des Jahres 1760 die Schrift herausgab: De la Littérature allemande, des défauts qu'on peut lui réprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger, dieß verdiente allen den Tadel, den es erfuhr, weil Friedrich doch auch getadelt, was kennen zu lernen er sich nicht die Mühe gegeben hatte. Schon im Jahre 1752 hatte Klopstock ausgerufen (an Gleim, Oden Bd. I. S. 150.):

Sagt'ö der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war, zu seyn!

und ich weiß nicht, ob das, was Dohm hierüber entschuldigend beibringt (Denkwürdigkeiten Bd. 5. S. 155.), die Sache nicht noch schlimmer mache. — Uebrigens ist's eine ganz andre Frage, ob nicht Friedrichs bloß negatives Verhalten zur Deutschen Literatur dieser ungleich förderlicher gewesen sey als alles, was er sonst hätte thun können.

II.

S. 299. Einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern — Zum Beispiel. Ein poetisches Gemälde (es sey nun darin um die Darstellung einer Naturscene oder eines Charakters oder einer Leidenschaft zu thun) kann, der Natur des Gegenstandes gemäß, und also vermöge des bestimmtesten Eindrucks, den der Dichter machen will, eine gewisse Austerität im Ton des Ganzen erfordern, die zuweilen mit dem wenigsten Nachtheil der übrigen Zwecke, am schicklichsten durch einige Härte in der Sprache und Versification erhalten werden kann. Oder diese Härte kann zu Charakterisirung einer gewissen Figur des Gemäldes, oder zu Bewirkung eines Contrasts oder einer feinen Schattirung nothwendig seyn, u. s. w Eilfertige Kunstrichter, die doch auch zeigen wollen, daß sie zu tadeln wissen, schwatzen oft von Härte, oder bezeugen auch wohl eine sehr höfliche Verwunderung, wie ein Dichter, der sonst in dem Rufe des Gegentheils steht, in einen solchen Fehler habe fallen können; und sehen nicht (was Kunstrichter doch sehen sollten), daß der Mann den vermeinten Fehler mit sehenden Augen begangen und sich vielleicht wohl gar rechte Mühe gegeben hat, ihn zu begehen. W.

S. 300. Abraham della Palva — Dieser Portugiesische Jude starb vor einiger Zeit auf seinem Landgut unweit besagter Stadt im hundertundvierzigsten Jahre seines Alters, und verordnete, aus Mangel näherer Erben, daß seine in dreihunderttausend Pfund Sterling bestehende Verlassenschaft an Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religion und Secte, verwendet werden sollte. W.

S. 302. Unsers Brockes — Alle hier angezogenen Brockischen Stücke befinden sich im ersten Theil seines irdischen Vergnügens in Gott, wo man überhaupt seine besten Sachen suchen muß. W.

S. 305. Ihm schlug sein Herz — Man hört die Art, wie es empor schlägt — stark und langsam — in diesen vier auf einander folgenden einsylbigen Wörtern, deren jedes eine lange Sylbe ist. W.

S. 307. Sprache sey — — melodiöser — Ich nenne eine Sprache melodiöser als eine andre, wenn sie sich allen Arten von Melodien, besonders den leichten und gefälligen, williger anschmiegt, und gleichsam von selbst in Melodie hinfließt — welches von der Wälschen im eigentlichsten Verstande gesagt werden kann. W.

S. 307. Temperirt das Schwerfällige — Und wie viel würden wir an Sanftheit gewinnen, wenn die Art, wie die Niedersachsen unser häßliches *Pf* und *Sch* aussprechen, so allgemein würde als sie es zu seyn verdient? W.

S. 312. *Difficilis etc.*

Schwer zu befried'gen, hat er immer was
Zu klagen ist der ew'ge Leichenredner
Der weiland guten Zeiten, da er noch
Ein Knabe war, der ew'ge Censor und
Zuchtmeister aller jüngern, die jetzt sind
Was er, zu seiner Zeit, gewesen war.
Horaz. Episteln 2. Theil S. 213.

S. 314 Ein Tragödiendichter in Prosa — Ich theile sogleich noch eine andre Erklärung Wielands über diesen Gegenstand mit. Im Jahre 1792 schrieb er:

„Ich weiß nicht, wer unter dem großen Kunstrichter gemeint ist, den das Vorurtheil der Autorität verleitet haben soll, zu behaupten: das Trauerspiel in Versen sey (vermuthlich, wenn alles übrige gleich ist?) vollkommner als in Prosa. Ich, meines Orts, den bloß der Umstand, daß ich mich schon über vierzig Jahre selber mit den Musenkünsten abgegeben habe, verleitete, gelegentlich meine Gedanken über Gegenstände der ästhetischen Kritik zu sagen, bekenne gern, daß ich jener Meinung immer beigethan gewesen bin; und dieß (wenn ich anders recht weiß was in mir vorgeht) nicht aus Ansehen auf irgend Jemandes Person, sondern aus einem Grunde, der mir so lange, bis das Versemachen durch irgend einen allgemeinen Convent des menschlichen Geschlechts auf ewig abgeschafft seyn wird, unwiderleglich scheint — nämlich eben darum, warum ich dafür halte, daß das epische Gedicht, die Ode, die Elegie, das Hirtenlied, die Erzählung, ja sogar das Epigramm, *caeteris paribus*, in Versen vollkommner ist als in Prosa. Gern will ich mich des Gegentheils

belehren laſſen, falls ich mich mit den Erfindern und größten Meiſtern der dramatiſchen Kunſt hierin irren ſollte: aber dazu werden ſchärfer beweiſende Gründe nöthig ſeyn, als ſolche, die mir auf ſehr unbeſtimmten und nicht genug entwickelnden Begriffen zu beruhen ſcheinen. Der Grund, warum Perſonen, die ſich in Verſen unterreden, im epiſchen Gedichte dem Geſchmack unanſtößig ſind, ſoll darin liegen, weil in der Epopöe alles, nicht wie es in der wirklichen, ſondern wie es in einer ganz idealiſchen Welt vorgeht, vorgetragen werde. Wenn dieß auf die Ilias und Aeneis angewendet werden ſollte, ſo käme heraus, daß man den Dichtern hier eine Entdeckung gemacht hätte, von welcher ſich wohl keiner jemals etwas träumen ließ; denn bisher haben wir alle ohne Ausnahme geglaubt, gerade das, was in den epiſchen Werken dieſer großen Meiſter dramatiſch iſt, die Reden und Dialogen, ſeyen auch das Natürlichſte, mit dem ordentlichen Gange der menſchlichen Dinge Uebereinſtimmendſte in den beſagten Werken. Das Proton Pſeudos ſcheint daher in der Unbeſtimmtheit deſſen, was man unter der wirklichen und einer ganz idealiſchen Welt verſteht, zu liegen. So viel ich weiß, iſt die Welt, worin die Handlungen der Ilias und Odyſſee vorgehen, nicht idealiſcher als die Welt des Sophokles und Euripides; und wenn die geſchmackvolleſten Griechen nichts Anſtößiges daran fanden, daß Philoktetes in Verſen wehklage, in Jamben mit Ulyſſes und Neoptolemos ſpreche, ſo kam es bloß daher, weil ſie nicht anſtößig fanden, den Achilles und Agamemnon einander in Hexametern ausſchelten zu hören.

Kurz, Tragödie und Komödie ſind immer für poetiſche Kunſtwerke gehalten worden, und ſo lange ſie das ſind, wird die Verſification an einem ſolchen Werke eine Vollkommenheit mehr ſeyn, an welcher, inſofern weſentlichere Vollkommenheiten nichts darunter leiden, ſich kein Menſch von Geſchmack jemals ſtoßen wird; und eben ſo wenig kann durch dieſelbe, wofern der Dichter uns ſonſt zu täuſchen und zu rühren und der Schauſpieler zu ſprechen weiß, Täuſchung und Rührung das Geringſte verlieren; wie die Erfahrung längſt beſtätigt hat."

III.

S. 317. Ayrenhofs Poſtzug — Unter dem Wenigen, was Friedrich der Große von unſerer Literatur kannte, war dieſes Luſtſpiel, von welchem er in der genannten Schrift urtheilte, daß Molière den Gegenſtand nicht beſſer behandelt haben würde.

S. 324. Goethe's Theaterstücke kann ich nicht gut heißen — Doch wohl den sehr regelmäßigen Clavigo ausgenommen? W.

(Man erinnere sich übrigens, daß, als diese Briefe geschrieben wurden, Goethe's Werke bei Göschen noch nicht erschienen waren, und daß Schiller eben erst mit seinen frühesten Stücken auftrat.)

S. 326. Meister Pangloſſens Lieblingssatz, den die Leser in Voltaire's Candide oder von der besten Welt finden.

S. 330. Daß eine ganze Nation das lebhafteste Wohlgefallen u. s. w. — Da die Anzahl der Dissentienten gegen die Majorität sich kaum wie eins zu hundert verhält, so sieht man wohl, daß sie hier gar nicht in Betrachtung kommen kann. W.

S. 333. Regeln — — local waren — So gründet sich, zum Beispiel, die Regel der Einheit des Ortes (deren Aristoteles nicht einmal erwähnt hat) bloß darauf, daß in der alten Tragödie der Chor, der immer auf dem Theater blieb, ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Schauspiels war: wo er dieß nun nicht ist, da ist auch kein hinlänglicher Grund, diese Einheit zu einem Gesetze zu machen. W.

(Man vergleiche in den Miscellaneen den Artikel Chor.)

S. 334. Fehler — — die dem wahren Zweck der Schauspiele zuwider sind. — Dergleichen sind die Erregung solcher Erschütterungen, die, ohne einige Beimischung von Vergnügen, bloß Ekel, Grauen und peinliche Beklemmung verursachen — oder Aufstellung solcher Narren, dergleichen man allenfalls nur in Tollhäusern findet, und solcher Bösewichter, die man sich nur als eingefleischte Teufel möglich denken kann — die Ueberladung mit Episoden, unter welchen die Hauptfiguren erdrückt werden, u. s. w. W.

Was ist Hochdeutsch?

Adelung eröffnete mit Beantwortung dieser Frage im Jahr 1782 sein Magazin für die Deutsche Sprache, hierauf folgte sogleich der Aufsatz: Von der Nieder-Hochdeutschen Mundart und von Obersächsischen Sprachfehlern, und der fünfte Aufsatz: Auch etwas von der Deutschen Literatur, führte auf denselben Gegenstand zurück. Gegen Wielands Aufsatz erschienen im 4ten Stück jenes Magazins zwei Aufsätze Adelungs (S. 79. fgg.), und in des zweiten Jahrganges erstem Stück: Gesammelte Zeugnisse für

die Hochdeutsche Mundart. Im zweiten Stücke lieferte v. Blankenburg einen Aufsatz über Deutsche Sprache und Literatur, welchen Adelung mit Anmerkungen begleitete. Der Ausfälle wurden viele gegen Adelung gemacht, von denen allen ohne Zweifel der stärkste der von Voß war in seiner Recension des Adelung'schen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart in der Jen. allgem. Lit. Zeit. vom Jahr 1804.

I.

S. 347. **Gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers.** In seiner Deutschen Sprachlehre (Mannh. 1775) hatte dieser gesagt: „So verschieden und streitend auch alle Deutschen Mundarten sind, so gehet doch eine gewisse Art zu reden in Deutschland im Schwange, die überall verständlich, überall in Hochachtung ist. Diese bindet sich an keine besondre Mundart, sondern nimmt das Gewöhnlichste und Beste aus allen Mundarten heraus. Das ist also eine ausgesuchte Sprache, eine auserlesene Mundart, welche billig den erhabenen Namen der Hochdeutschen verdient." Adelungs wörtliche Erklärung hingegen ist: „Unser gegenwärtiges Hochdeutsch, d. i. diejenige Deutsche Mundart, deren sich alle Deutschen Schriftsteller in ihren Schriften bedienen, ist nichts anders als die gewöhnliche Gesellschaftssprache Obersachsens in den obern Classen, welche von hier zu den Schriftstellern ausgegangen ist, und sich von der Schriftsprache in nichts unterscheidet, als daß diese mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl nicht allein verstattet, sondern auch erfordert, als der schnell vorübergehende mündliche Ausdruck." Hätte Adelung, dem es, bei sonst unbestreitbaren Verdiensten, an poetischem Sinn mangelte, nicht den wunderlichen Eigensinn gehabt, auf einen historisch wahren Satz ein, die vorzüglichsten Schriftsteller beleidigendes und die Sprache selbst beeinträchtigendes, Privilegium zu gründen, und sich dadurch eine unleidliche Dictatur in die Hände zu spielen, so würde vielleicht auch keinem eingefallen seyn, ihm die historische Wahrheit selbst zu bestreiten. Hierin hat man auf der andern Seite eben so gefehlt, wie Adelung auf seiner Seite.

S. 349. **Die von Gottscheden gereinigte Sprache** — Der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sittenmaler, die zu einer Zeit, da Gottsched noch ein unbedeutender Magister war, ihm schon so viel vorgearbeitet hatten, kommen also nicht in Betrachtung?

und der wässerigste, nachlässigste, geist- und geschmackloseste aller Deutschen Scribenten unsers Jahrhunderts soll noch immer im usurpirten Besitz der Ehre, die Sprache hauptsächlich gereinigt zu haben, erhalten werden? W.

S. 351. Ich habe darum alles übergangen u. s. w. — Hierüber beklagt sich indeß Adelung wohl nicht mit Unrecht, und man muß daher seine Gründe, wie er sie in der Entgegnung zusammengestellt hat (S. 83—92.) allerdings der Prüfung unterwerfen. In dem Aufsatz, welchen Wieland nicht mit aufgenommen hat, erklärt er sich hierüber so: „Daß die Mundart der Stadt Rom die Mundart der Stadt Rom war, ist sehr natürlich: und daß die römischen Schriftsteller Römisch schrieben, ist's auch: ich sehe aber nicht, was dieß für Deutschland beweisen soll. — Daß die Mundart der Stadt Athen die allgemeine Schriftsprache der Griechen gewesen sey, wird Herr Adelung doch wohl nicht behaupten wollen? — Also beweist auch diese nichts für ihn. Was die Toscanische betrifft, so ist bekannt, daß die ersten und besten Schriftsteller Italiens im 13ten und 14ten Jahrhundert Toscaner waren, und dieß allein erklärt auf eine sehr natürliche Art, wie die Toscanische Mundart zur herrschenden Schriftsprache Italiens werden konnte. Ich hatte also wohl so Unrecht nicht, zu sagen: das Beispiel der Attischen, Römischen und Toscanischen Sprache entscheide hier nichts" Mir scheint, daß von beiden Seiten der wahre Gesichtspunkt verrückt worden sey. Adelung hatte Recht in dem, was gewesen war, Unrecht aber in der seltsamen Behauptung, daß es so bleiben müsse. Unsre Sprachforscher und Sprachlehrer, die Radloff, Kolbe, Grimm u. s. w. lassen solche Einseitigkeiten nicht mehr aufkommen.

II.

S. 368. Die schon vorhandene Schriftsprache — wird — Gesellschaftssprache — Und welche andere hauptsächliche Ursache läßt sich davon angeben, als das Lesen der besten Bücher die in dieser Schriftsprache geschrieben sind? W.

S. 377. Die allgemeine Regel Quintilians — Omnia verba, exceptis de quibus dixi (sc. parum verecundis) sunt *alicubi* optima: nam et humilibus interdum et vulgaribus opus est, et quae in cultiore parte videntur sordida, ubi res poscit propria dicentur. *Instit. orat.* X. c. I. W.

S. 578. Verbietet zwar dem Redner u. s. w. — Ibid. IV. c. 1. W.

S. 578. Oft wird ein Vers vortrefflich u. s. w.

Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum. Si forte necesse est
Indiciis monstrare recentibus abdita rerum:
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget, dabiturque licentia sumta pudenter
— — — quid autem
Caecilio Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio Varioque? — —
— — — licuit, semperque licebit
Signatum praesente nota procudere verbum.
Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

Horat. Arte Poet. v. 47—72

III.

S. 585. Des übertriebenen Puristmus der Gottschedischen Secte — Man erinnere sich nur des neologischen Wörterbuchs. W.

S. 586. Veraltete Ausdrücke — Adelung verlangte, daß man ihm den Satz einräume, „daß veraltete Mundarten nicht zur Verbesserung und Bereicherung neuerer gebraucht werden können, und daß Schriftsteller kein Recht haben, an der Sprache ihrer Zeit zu künsteln." S. 69.

S. 588. An den drei hübschen Mährchen — In dem ersten Abdruck steht: drey hüpschen Mährchen, so daß sie das Gepräg des hervorgesuchten Alterthümlichen gleich an der Stirn tragen. Vergeblich habe ich mich bemüht, etwas Näheres über sie zu erfahren, worauf mich diese Stelle begierig gemacht hatte, denn auch ein mißlungener Versuch kann lehrreich werden, besonders durch Vergleichung mit ähnlichen Versuchen aus späterer Zeit.

Die Titanomachie.

Dieſes Gedicht ſchrieb Wieland, wie er ſagt, als eine Probe von Deutſchem Marottiſchen oder (wofern man lieber wolle) Hans Sachſiſchen Styl. Man ſieht, daß es zur Erläuterung deſſen dient, was in dem vorhergehenden Aufſatz beiläufig hievon geſagt wurde, und deßhalb hat der Herausgeber ihm dieſe Stelle angewieſen. Was Goethe in dieſer Art gedichtet hat, iſt bekannt genug, und es wäre wohl möglich, daß Wieland deſſen Prolog zu den neueſten Offenbarungen und das neueröffnete moraliſche und politiſche Puppenſpiel bei ſeinem Verſuch im Sinne gehabt hätte. Dieſe beiden Burlesken Goethe's erſchienen zuerſt im Jahre 1774, und Wielands Titanomachie 1775. Flögel urtheilte über dieſe letzte, wir würden ſie, wäre ſie fortgeſetzt worden — worauf es Wieland aber gar nicht angelegt hatte — ſicher der Starron'ſchen gleich ſetzen, oder gar vorziehen können.

S. 393. Nowär — Roverre. Kraft des Wiedervergeltungsrechts ſind wir nur zu wohl befugt, uns dergleichen Freiheiten mit den Franzöſiſchen Namen zu nehmen. W.

S. 393. Wie Juvenalis in *Satyris* —

Cheironomon Ledam molli saltante Bathyllo
Tuscia vesicae non imperat, etc.

S. 393. Arianen — Ariadne, Gemahlin des Bacchus

S. 394. Mulciber — Vulcan.

S. 394. Pelion — Name eines dem Olympus, dem gewöhnlichen Sitze der Homeriſchen Götter, benachbarten Theſſaliſchen Berges. Die Cedern (die man da nicht ſuchen würde gründen ſich auf das Zeugniß eines gewiſſen Dikäarchos. W.

S. 394. Michel-Engel — Michel Angelo Buonarotti.

00099806

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020